

Asanger

Franz Christoph
Christian Mürner

Der Gesundheits- Fetisch

Über Inhumanes in der
Ökologiebewegung

StreitSchriften

Franz Christoph / Christian Mürner
Der Gesundheits-Fetisch

Franz Christoph / Christian Mürmer

Der Gesundheits-Fetisch

Über Inhumanes in der Ökologiebewegung

Roland Asanger Verlag Heidelberg 1990

IV

Das Natürlichkeits-Kapitel

- Ökologie und Euthanasie 94
Wg. Waldsterben – allgemeine Lebenshilfe 96
Es lebe die natürliche Genforschung 98
Der neunormale Mensch (Über ethische Begleitsätze und
Widersprüche zur Gentechnologie und Humangenetik) 111
Tierische Hilfe (Über das üble Verhältnis von üblichen
Menschen, Tieren und Behinderten) 118

V

Das soziale Kapitel

- (K)ein Diskurs über „lebensunwertes Leben“ 134
Wohltäter 164
Zwangssterilisation und Sterilisationsgegner 145
Über ökologisch behindertenpädagogische Ansichten (Vom
Schwanken zwischen stellvertretenden und ganzheitlichen
Positionen) 148
Fabelhafte Behinderte (Über Vorstellungen einer
normalisierenden Kompensation) 160

VI

Das versöhnende Kapitel

- Über die Sorgen der Normalität (Von der
„Aktion Sorgenkind“ bis zur „Entsorgung“) 171
Krüppelrückblick 190

Quellenhinweise 198

Überblick

Sind „Umweltbewußte“ überlegener und humaner in ihren Argumenten? Was ergibt sich, wenn ökologisch gedachte Aussagen mit deren eigenem Anspruch konfrontiert werden? Mit einer solchen Problematisierung bezweifeln wir gerade nicht grundsätzlich ökologische Orientierungen, doch wir wollen auf eine, in den letzten Jahren verstärkt zu registrierende, neunormale Art von Behindertenfeindlichkeit aufmerksam machen. Dabei bezweckt diese thematische Eingrenzung nur, die verhängnisvolle Selbstverständlichkeit der Phänomene aufzuzeigen.

Unsere These lautet: In demselben Zeitraum, in dem das ökologische Verständnis in der Bevölkerung zunahm, verdeutlichte sich die gesamtgesellschaftliche Verachtung gegenüber Behinderten. Nach Tschernobyl gilt die Geringschätzung gegenüber Behinderten mittlerweile als besondere Art von Humanität. Der drohende Massentod reichte für viele AKW-Gegner nicht, um vor den Folgen der Kernenergie zu warnen. Bei ihrer Suche nach geeigneten *Katastrophenargumentationen* fanden sie angeblich etwas Schrecklicheres als den Strahlentod, nämlich Behinderungen. (1.Kapitel)

Die Behindertenfeindlichkeit wurde durch die Ökologiebewegung nicht erfunden, diese war jedoch daran beteiligt, das Ventil zu öffnen, um alte, das Leben von Behinderten bedrohende Vorstellungen zu aktualisieren. Schließlich ging es ja nach Tschernobyl nicht um Behinderte, sondern um das Überleben der menschlichen Rasse, wozu Behinderte als Abschreckungsmodelle auch ihren Beitrag leisten sollten. So die traditionelle *Aufklärungsmaxime*, deren Gegenbegriff ja hauptsächlich „blind“ heißt. (2.Kapitel)

In diesem Zusammenhang wurden auch Worte wie „Mißgeburt“ u. ä. allgemein gebräuchlich – eine Sprache, die vor einigen Jahren niemand mehr gewagt hat, da sie zu Recht eine ungeheure Diskriminierung darstellt.

Wir wissen, daß sich in diesem Moment die Fragen aufdrängen: „Dürfen wir denn jetzt nicht mehr vor Schädigungen warnen? Sollen wir die Gefährdung des Lebens billigend in Kauf nehmen?“

Fragen, die wir gleich mit einem klaren Nein beantworten. Was wir jedoch erwarten, sind Inhalte und Formen, die vor Schädigungen warnen ohne zugleich Geschädigte zu verachten. Sicherlich ein Drahtseilakt, der von vielen als lästig und unangenehm empfunden wird. Denn bei einem Einlassen auf solche Auseinandersetzungen ist die für manche angenehme Illusion bedroht, daß ein Eintreten für eine gesunde Umwelt schon human an sich sei. (3.Kapitel)

Wir dürfen nicht verdrängen, daß nach Tschernobyl die Zahl der Sterbehilfebefürworter drastisch gestiegen ist. Durch den Vermeidungsanspruch von Behinderten versöhnte sich die Ökologiebewegung fast mit der Humangenetik. Die vorgeburtliche Aussonderung von Behinderten wird als ökologische Notwendigkeit betrachtet. Schon jetzt wird die Vermeidung von Schädigungen und die vorgeburtliche Beseitigung Geschädigter auf eine Stufe gestellt. Eine Entwicklung, die auf schon Geborene übergreift und die ethischen Grundlagen verändert. (4.Kapitel)

Die alte Erkenntnis, daß Krankheit und Behinderung immer Bestandteil menschlicher Gesellschaften waren, droht in Vergessenheit zu geraten. Eine kritische Auseinandersetzung mit der Überhöhung der Gesundheit, der Idealisierung der Natur, dem Pathos der Schönheit, der Allmachtsphantasie der Normalität ist dringend nötig. Denn die harmonistische Illusion der absoluten, gesunden, idealen Gesellschaft schafft das Gegenbild der Behindertenfeindlichkeit. (5.Kapitel)

Es genügt nicht, immer wieder die entschlossene Liebe zur Natur zum Ausdruck zu bringen. Als Alternative zur Technikfeindlichkeit wird einer *Versöhnungsideologie* mit der Natur gehuldigt, wodurch gefährliche Menschenbilder der Ganzheitlichkeit entstehen. Wenn der gesunde, geistige, intakte, kräftige, bewegliche Mensch das Ergebnis der Versöhnung mit der Natur sein soll, dann muß sich für Behinderte die Frage stellen, ob sie ihre eigene Existenz als Versündigung gegen die

Natur betrachten sollen. Wie können Behinderte mit ihrer Angst vor der Angst der Nichtbehinderten bestehen? (6.Kapitel)

Zum Schluß zur *Form der Auseinandersetzung*: In der eben benannten Sache sind wir uns einig. Trotzdem bestehen unterschiedliche Standpunkte: Der eine schreibt gewissermaßen existenziell, wirft seine Person, seine auf Grund anderer Erfahrungen andere Identität gegen die Normalität in die Waagschale; der andere drückt sich gewissermaßen theoretisch aus, untersucht und interpretiert Aussagen der Normalität nach deren Logik und versucht diese (kritisch) ihr zurückzugeben. So wird sich an und in den Texten das jeweilige „Wir“ entschlüsseln lassen; es kann heißen: Behinderte, Nichtbehinderte oder wir als Autoren meinen . . . Das klingt ja tröstlich, so eine Zusammenarbeit, so eine Ausdifferenzierung, denkt man sich vielleicht gönnerhaft – aber wir gewährleisten, daß man sich nicht so sicher sein soll, welcher Abschnitt oder Satz zu wessen Autor gehört, weil wir uns schon gegenseitig zu beeinflussen versuchten. Wären wir Realpolitiker, würden wir die Zusammenarbeit als Modell vorstellen, aber es geht ja nicht, sich von der Realität erpressen zu lassen.

1. Das Katastrophen-Kapitel

**Es gibt Entsetzlicheres als den Atomtod.
Nämlich mich.**

Tschernobyl hat mich empörter gemacht. Clevere Nichtbehinderte werden meine Wut als „verständliche Gefühlsausbrüche eines Verbitterten“ entwerten. Der Ostwind Anfang Mai 1986 verdeutlichte jedoch, daß die Behinderten eine ausrottungswürdige Gruppierung sind.

An das „Verantwortungsbewußtsein“ ausländischer Frauen appellierend, empfahlen die Grünen nach der Atom-Katastrophe in Anzeigen in den verschiedenen Landessprachen, auf Schwangerschaften zu verzichten. Das nichtausgesprochene Motto: „Lieber kein Kind als ein verkrüppeltes.“

Aber auch für solche, die im radioaktiven Frühling gewollt oder ungewollt schwanger wurden, gibt es Alternativen. Für einen gesunden Nachwuchs werden Schwangerschaftsselbsthilfegruppen gegründet. Massenweise pilgern auch alternative Frauen zu den Frühuntersuchungen. Sie vermitteln dadurch den Eindruck, die Welt sei nur für normgerechte Kinder geschaffen. Erfahren diese Frauen, es sei nicht alles in Ordnung mit ihrer Leibesfrucht, entschließen sich die meisten von ihnen schweren Herzens zur vorgeburtlichen Aussonderung.

Daß die Sorgen der Frauen legitim sind, bestätigt die Berliner „Ärzteinitiative gegen Atomenergie“. Um die Tragweite von Erbschäden und Mißbildungen zu verdeutlichen, greift diese Initiative auf ein Wort von Albert Schweitzer zurück: „Nur Leute, die nie dabei waren, wenn eine Mißgeburt ins Dasein tritt, nie ihr Wimmern hörten, nie Zeugen des Entsetzens der armen Mutter waren, Leute, die kein Herz haben, vermögen den Wahnsinn der Atomspaltung zu befürworten.“ Die Zeiten haben sich gründlich geändert. Früher, als noch verdächtig viel von Behindertenemanzipation zu hören war, hätte ein solches Zitat unwiderruflich zur Demontage des philosophierenden Arztes geführt.

Damit „niemand, der im Mai 1986 ernsthaft den Ausstieg aus der Kernenergie gefordert hat, sich im Mai 1987, daran nicht mehr erinnern kann“, produzierte die „rororo“-aktuell-

Redaktion innerhalb weniger Tage einen Super-GAU-Band. Besorgt warnt darin ein Autor vor „Siechtum, Leid und Minderung der Volksgesundheit“. Ich erfahre zu meinem Entsetzen, dem deutschen Volk drohe wieder einmal der „erbbiologische Zusammenbruch“. Autor Ewald Gaul sieht in einem solchen Zusammenbruch das Kernproblem der Kernenergie: „Die schon heute erwiesene ständige Zunahme von Erbkrankheiten als Folge steigender Strahlenbelastung ist in der Sicht verantwortungsbewußter Genetiker das größte biologische, medizinische und soziale Problem, das sich die Menschheit durch die industrielle Nutzung der Atomenergie selbst auferlegt.“

Zur Untermauerung dieser These zitiert er den Genetiker K.W. Kaplan: „Was die Menschheit in den nächsten 1000 Jahren an Erbkrankheiten und erblich bedingtem Versagen erleiden wird . . .“, darüber entscheiden wir laut Gaul mit. Wir kämpfen nicht mehr für ein 1000jähriges Reich, sondern für die 1000jährige Gesundheit. Die Zwangssterilisation könnte danach bei höheren Jod-Werten durchaus ein Thema sein.

Durch zwei Hamburger Ärzte, Mitglieder der „Ärzteinitiative gegen Atomenergie“, erfahre ich, daß es Entsetzlicheres gebe als den Atomtod. Nämlich mich. Da steht doch tatsächlich, Verkrüppelung sei schlimmer als der Strahlentod.

Wie legitimiert der Herausgeber des rororo-Bandes, der SPD-MdB Freimut Duve, solche ungeheuerlichen Sätze und Vorgehensweisen? Er antwortete mir: „Kennst Du eine Gesellschaft, in der diese Angst, behinderte Kinder oder nicht voll ausgestattete Kinder zu haben, wo diese Angst kulturell verboten ist? Ist das nicht der menschlichen Natur eigen, diese Angst zu haben und sie zu artikulieren und ist es nicht jetzt erstmals nach den Nazis notwendig, aber auch möglich, so scharf zu formulieren, wie Du es tust und sagst: Ihr dürft Eure Angst nicht mehr in den Formen artikulieren, in dem Ihr den Behinderten das Existenzrecht nehmt.“ Ein Hinweis, der mich zur Dankbarkeit überhaupt leben zu dürfen, verpflichtet.

Die Sorgen um die „Minderung der Volksgesundheit“, der „Verschlechterung der Qualität der Weltbevölkerung“ und dem „erbbiologischen Zusammenbruch“ haben mir kaum zu ertragende Identitätsprobleme beschert. Sind aus der Geschichte wirklich keine Lehren gezogen worden? Zum konkreten Vergleich ein Zitat aus einer Aufklärungsschrift, Verfasser: „Deutscher Bund für Volksaufartung und Erbkunde“, nach dem Merkblatt des Reichsgesundheitsamtes bearbeitet: „Im gesun-

den Menschen wohnen gesunder Sinn, Kraft und Schaffensfreude, kurz, alle diejenigen Körper- und Geisteskräfte, die Zufriedenheit im ehelichen Leben und die Aufzucht einer gesunden Nachkommenschaft verbürgen.“

Die Nähe zur jüngeren deutschen Geschichte hat nicht der Ostwind herübergeweht. Sie ist seit Anfang der 80er Jahre offenkundig. Umweltschützer, Friedensbewegte und kritische Medien lieferten zu der sich steigenden Entwürdigung von Behinderten ihren keineswegs zu unterschätzenden Beitrag.

Im Nachkriegsdeutschland hat keine grundsätzliche Auseinandersetzung mit der Euthanasie und der Lebensberechtigung der Behinderten stattgefunden! Sie wurde durch Wohlwollensbekundungen und organisierte Massenmenschlichkeit („Aktion Sorgenkind“) ersetzt. Der Spieltrieb der Intakten wurde als „Gute Tat“ verkauft. Es gilt die Meinung, behindertes Leben sei von geringerem Wert. So teilte der Petitionsausschuß des Deutschen Bundestages 1968 einem Sterilisationsopfer schriftlich mit, „daß das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses in gesetzmäßiger Form zustande gekommen ist und gültiges Recht darstelle.“

Das Denken aus brauner Zeit gegenüber Behinderten wurde nicht nur teilweise übernommen, sondern auf subtile Weise gefördert. Etwa beim sonst so umstrittenen Paragraphen 218. Entgegen der normalen gesetzlichen Regelung, für natürlichen Nachwuchs bestimmt, gibt es hier zur Verhinderung von Widernatürlichkeiten (so etwas ähnliches wie mich) die eugenische Ausnahme. Statt bis zum dritten ist hier die Abtreibung bis zum sechsten Schwangerschaftsmonat zugelassen. Sogar religiöse Kreise, die aus „christlichem Selbstverständnis“ Abtreibung als Mord bezeichnen, halten dieses Vorgehen für durchaus natürlich. Für „kritische Kreise“ ist das Problem hingegen ein „reines Frauenthema“. Es gehöre zum Selbstbestimmungsrecht der Frauen, sich für oder gegen ein Kind zu entscheiden. Es wird (absichtlich?) dabei vergessen, daß es sich nicht um die Entscheidung „Kind ja oder nein“ handelt, sondern um die Frage, welches Leben „existenzwürdig“ sei. Trotz der Wohltäter-Propaganda für die „bedauernswerten Behinderten“, die es unglücklicherweise noch heute gebe, ist längst gegen die Behinderten entschieden worden.

Nachdem politische Festredner ihre eigenen Phrasen im Jahr der Behinderten 1981 feierlich niedertrampelten, drängten sich immer mehr „echte“ Probleme in den Vordergrund:

ansteigende Massenarbeitslosigkeit, Friedenssicherung, Umweltschutz. Die bisher von vielen für intakt gehaltene Gesellschaft schien in Gefahr. Da gab es keine Möglichkeit mehr, sich um die Sorgen und Nöte der „Ärmsten der Armen“ zu kümmern. Der Luxus der Humanität scheint nur in der funktionierenden Wohlstandsgesellschaft erträglich. Im Interesse des Allgemeinwohls wurden nun Krüppel zur Bescheidenheit ermahnt.

Die offene Verachtung gegenüber Behinderten steigerte sich. Das Schicksal eines Arbeitslosen sollte Betroffenheit erregen. Deshalb ließen die holländischen „bots“, eine der beliebtesten Gesangstruppen der Friedensfreunde (und ihre beiden deutschen Texter Henning Venske und Peter Tobiasch), den Verzweifelten singen: „Ich pack das nicht länger, so ausgesperrt. Ich muß wohl lauter werden, ich bin auch was wert. Denn verdammt, bin ich ein Krüppel, der es nicht versteht, wer gewinnt und wer zahlt.“ Hunderttausende applaudierten und bejubelten ein Lied, dessen Inhalt uns Wertlosigkeit bescheinigt. Unterstellt, auf einem CSU-Parteitag hätte eine Musikgruppe der Sudetendeutschen Landsmannschaft gesungen „Verdammt, ich bin doch kein Kanake, ich bin doch auch was wert“, die Reaktionen der Aufgeklärten wären wohl anders ausgefallen. Die Entwertung von Behinderten war also Anfang der achtziger Jahre schon so selbstverständlich, daß sie keinem mehr auffiel.

Auf den Vorhalt einer schwäbischen Bäuerin, Abtreibung sei Mord, entgegnete die frauenbewegte Grüne Waltraud Schoppe, Umweltschäden verursachten „Mißgeburten“. Beschämt revidierte die Bäuerin ihren Vorwurf.

Um überhaupt existieren zu können, muß ich davon ausgehen, daß vielen Nichtbehinderten ihr Denken und Handeln nicht bewußt ist. Daß diese Gedankenlosigkeit in Richtung Nazi-Auffassung von Euthanasie läuft, scheint den meisten Intakten nicht in den Sinn zu kommen. Das Erschreckende daran ist, daß dieser Weg von denjenigen, die für ein menschenwürdiges Leben eintreten, beschleunigt worden ist. Die Folgen des Ganzheitlichkeitsdenkens sind fatal. Ich weiß nicht mehr, mit welchem moralischen Recht sich heute über die Verbrechen der NS-Ärzte erregt wird. Kürzlich empörte sich eine Freundin: „Weißt Du, ich habe letzstens einen NS-Film gesehen. Es ist unglaublich . . . Stell' Dir vor, die haben doch damals glatt Leute umgebracht, denen ihre Behinderung kaum anzusehen war.“ Ich schweige.

Eine AKW-Gegnerin, mit meinen Gedanken konfrontiert, belehrt mich: „Wie könnten wir dann noch gegen die Atom-Lobby vorgehen, wenn wir laut äußern, daß Behinderung für uns normal ist. Diese Zyniker denken doch glatt: Wenn denen Mißbildungen gleichgültig sind, können wir ihnen noch einige zusätzliche Strahlen spendieren.“ Und: „Sei doch mal ehrlich, fragt sie mit entlarvendem Blick, „wenn Du mal Vater würdest, hättest Du nicht lieber ein normales Kind?“ Meine spontane Antwort: „Ich denke, in absehbarer Zeit werden wegen des ‚Restrisikos‘ und der zu erwartenden Umweltschäden Abtreibungen noch Jahre nach der Geburt erlaubt sein.“ Ich erschrecke bei dem Gedanken, daß mich vielleicht im Jahr 2000 mein gesunder Sohn fragt: "Papa, warum haben sie Dich eigentlich nicht abgetrieben?"

Tschernobyl und „lebensunwertes Leben“

Im Mai 1987 erstach in Bayern ein Vater seinen neugeborenen Jungen, kurz nachdem ihm der Arzt mitgeteilt hatte: „Ihr Sohn ist vermutlich mongoloid.“

„Wie kann ein Mann so grausam sein?“ fragte der Reporter des „Kölner Express“ in einem Artikel, ohne nach einer Antwort zu suchen.

Die Tat des Vaters fiel in ein Klima, wo Behinderung auf neue Weise denunziert wird, und zwar gerade auch durch die, die sich selbst gerne als die besseren und edleren Menschen betrachten – das Umfeld der Ökologiebewegung, Grüne und linke Sozialdemokraten ausdrücklich eingeschlossen. Ihnen ist es hauptsächlich zu verdanken, daß sich Behinderte nach Tschernobyl doppelt bedroht fühlen müssen. Aus der berechtigten Sorge heraus, daß die Folgen des Super-GAUs wieder rasch verdrängt werden könnten, benutzten diese Behinderte als lebende Abschreckungsmodelle. Denn die Kultivierung der Angst vor der körperlichen Schädigung erschien vielen AKW-Gegnern als probates Mittel, um vor den Gefahren der Kernenergie warnen zu können.

Auf den Gedanken, daß man beim Wort „Mißgeburt“ auch an Contergan-Behinderte denken kann, kommt höchstens ein verbitterter Behinderter.

Diejenigen, welche die grüne Fürsorge nach Tschernobyl überhörten und von einer Schwangerschaft bedroht waren,

brauchten dennoch den Kopf nicht hängen zu lassen. Für sie gab es ja noch die Humangenetischen Beratungsstellen. Die Direktoren der Humangenetischen Institute in Bonn und Düsseldorf stellten in einer gemeinsamen Erklärung fest: „Ratsuchende müssen von vorneherein wissen, daß nach der vorgeburtlichen Feststellung einer schweren erblichen Behinderung nur ein Schwangerschaftsabbruch zur Debatte steht.“ Womit sie deutlich machten, daß die flächendeckende Versorgung der Bevölkerung mit Humangenetischen Beratungsstellen immer mehr den Charakter einer flächendeckenden Entsorgung von Behinderten bekommt.

„Emma“ in einer Karikatur: „Es ist zwar ein Junge, aber wenigstens ist alles dran.“

Ich weiß, daß solche Zusammenstellungen wahrscheinlich nur Kopfschütteln provozieren. Schließlich gibt es nichts Selbstverständlicheres als den Wunsch nach einem normalen Kind. Für mich besteht aber dennoch ein Widerspruch zwischen dem Normalitätswunsch der Frauen und den existierenden Behinderten. Für mich gehört zu den Spätfolgen von Tschernobyl, daß die Abtreibungsdiskussion eine neue Dimension bekommen hatte: Je bedrohlicher vor „Mißgeburten“ gewarnt wurde, desto mehr ging es um die Alternative Abtreibung oder Behinderung.

Den Absolutheitsanspruch auf ein gesundes Kind beschreibt die „Stern“-Journalistin Uta König, selbst Mutter eines behinderten Kindes, wie folgt: „Annegret May hat alles für ihr Kind getan, sie rauchte nicht, trank keinen Alkohol und nahm auch keine Tabletten. Sie wußte um die Risiken für das Ungeborene. Zur Sicherheit ließ die 34jährige Lehrerin aus Duisburg in der 16. Schwangerschaftswoche eine Fruchtwasseruntersuchung vornehmen. Sie wollte ausschließen, daß sie ein erbgeschädigtes Kind zur Welt bringt.“ Fast unbemerkt wird hier die Vermeidung von Schäden und die vorgeburtliche Beseitigung möglicher Tschernobyl-Opfer auf eine Stufe gestellt. Es gab fast keinen Artikel von den schreibenden Angstpropagandisten, der nicht gezielt Behinderung als argumentative Waffe einsetzte.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Auch ich, der ich mich an Krücken fortbewege, habe gelegentlich Angst vor dem Verlust meiner beiden Arme, doch ich würde nie wagen, deshalb Arm-Amputierten Lebensfreude und Lebenswertigkeit abzusprechen und dadurch meine persönliche Angst zu ideolo-

gisieren. Gerade der ungenaue Umgang mit ihrer persönlichen Angst macht für mich so manche AKW-Gegner so gefährlich. Um die atomare Bedrohung besser einschätzen zu können, muß das unversehrte Leben natürlich überhöht werden. Die Entwicklung totalitärer Menschenbilder ist da zwangsläufig.

So schildert die frauenbewegte Claudia von Werlhof ihre Sorge nach dem Super-GAU wie folgt: „Wir müssen damit rechnen, daß unsere Kinder vielleicht nie in den Vollbesitz der unbeschränkten Lebenskräfte, dieser satten, überbrodelnden Vitalität in Körper und Geist gelangen werden, dieser Fülle und Freude des Seins, dieses Grundvertrauen in andere und sich selbst.“ Bei solcher Einschätzung „nichtbehinderter Lebenskräfte“ kann Behinderung logischerweise nur noch schwerlich akzeptiert werden.

Bei derartigen Äußerungen frage ich mich, ob die Leute nach Tschernobyl sensibler gegenüber Behinderung oder nur gehässiger gegenüber Behinderten geworden sind. Ich befürchte, daß sich eine unaussprechliche Haltung breitmacht, wonach die Achtung der Menschenwürde von Behinderten teilweise schon als Verrat des Anti-AKW-Widerstands ausgelegt werden kann. Denn die Akzeptanz von Behinderten verharmlöst doch bei solchem Denken nur die mögliche körperliche Schädigung, verursacht durch Radioaktivität. Allmählich frage ich mich, ob für mich als Behinderten innerhalb der Anti-AKW-Bewegung noch Platz ist. Schließlich kann ich ja nicht deshalb gegen die Kernenergie sein, weil ich Angst habe, so zu werden wie ich bin! Die Verknüpfung von kernenergiefreier Zone und erstrebenswerter krüppelfreier Gesellschaft vermiest mir den Widerstand. Kämpfen sie gegen die Kernenergie, nur um so etwas ähnliches wie mich zukünftig zu vermeiden? Denn, so erklärt mir die damalige grüne Fraktionssprecherin Bärbel Rust im Bundestag in einer Stellungnahme in der Zeitschrift „natur“: „... selbst in einer Welt ohne Diskriminierung bliebe Behinderung eine Einschränkung von Entfaltungsmöglichkeiten. Ganz egal, wie die betreffenden Menschen individuell damit umgingen, wie die Gesellschaft damit umginge.“ Zu meiner Überraschung erfahre ich in dem gleichen Brief, daß selbst heute – unter behindertenfeindlichen Bedingungen – Behinderte und ihre Familien genauso glücklich und unglücklich leben wie Nichtbehinderte auch.“

Ich lerne: Die einzige Gesellschaft, in der auch Behinderte glücklich sein können, ist die behindertenfeindliche. Gerade in

einem hochgehaltenen Gesellschaftsideal, welches sich mit der Natur versöhnt, würde körperliche Einschränkung erst richtig sichtbar. Muß nicht in einem solchen Denken Behinderung letztlich als Versündigung gegen die Natur erscheinen, für die im Grunde kein Platz sein darf?

Zurück zur ökologischen Wirklichkeit: Die Angst vor der Behinderung schien so manchen engagierten Biologen nicht mehr auszureichen. Aus dem Bedürfnis heraus, diejenigen zu bestrafen, welche die Folgen der Atomkraft in ihrem politischen Handeln unterschätzen beziehungsweise billigend in Kauf nehmen, entwickelten sie Krankheit und Behinderung zum Feindbild. So mußte die vormalige stellvertretende Berliner Bürgermeisterin Renate Laurien nach Tschernobyl für ihr politisches Versagen glatzköpfig von der Titelseite des Stadtmagazins „Zitty“ strahlend büßen. Der alternative Lustgewinn schien gesichert.

So selbstverständlich inzwischen das Warnen mit drohender Behinderung mittlerweile schon zum Pflichtrepertoire eines anständigen Kernkraftgegners geworden ist, so desinteressiert ist man an den möglichen Folgen dieser Angstpropaganda. So war die Tatsache, daß in Bayern ein Vater seinen vermutlich mongoloiden Jungen vor einem Leben in einer behindertenfeindlichen Welt verschonte, in den Reihen der Anti-AKW-Bewegung keine Diskussion wert. Warum auch! Ein Zusammenhang zwischen der Bluttat und der anhaltenden Geringschätzung von Behinderten ist ja nicht bewiesen! Genausowenig wie die Zunahme von einigen Mongoloiden mehr nachweisbar der Radioaktivität in die Schuhe geschoben werden könnte. Daher forderten völlig zu Recht die besseren Menschen die Umkehrung der Beweislast. Womit ich keineswegs fordern will, die AKW-Bewegung müsse nun ihrerseits beweisen, daß ihre Angstpropaganda ausgerechnet bei diesem Vater wirkungslos blieb. Ein solches Versagen könnten sie wohl nur sehr schwer zugeben.

Erregt über die Tat in Bayern fuhr ich bei den Bonner Grünen vorbei, erwartete in meiner Naivität eine Stellungnahme der Bundestagsfraktion. Diese sah sich unfähig, sofort zu reagieren. Lediglich bei den als „Moralos“ verschrieenen Abgeordneten Antje Vollmer und Christa Nickels zeigte sich Entsetzen. „Auf solche Vorfälle soll man nicht überhastet reagieren“, erklärte dagegen Bärbel Rust. Dann fand doch eine Pressekonferenz statt. Im Vorgespräch vereinbarten wir, daß

ich kurz über die Tat in Bayern berichten und daß dann die Frage behandelt werden sollte, inwieweit die Ökologiebewegung und damit auch die Grünen zu der Verachtung gegenüber Behinderten einen Beitrag geleistet haben.

Die Pressekonferenz war mäßig besucht, da einige Stunden vorher zwei Polizisten an der Startbahn West erschossen worden waren. Bärbel Rust war noch so geschockt von dieser Tat, daß sie sich gar nicht mehr an unsere Abmachung erinnerte. Sie hielt ein Referat über die Arbeitsmarktsituation Behinderter, womit sie die letzten interessierten Journalisten vertrieb.

Um nicht ganz umsonst nach Bonn gefahren zu sein, beobachtete ich die Fraktionssitzung der Grünen. Im Mittelpunkt stand der Mord an den zwei Polizisten, womit die Bundestagsfraktion bewies, daß sie durchaus auf aktuelle Ereignisse reagieren kann. Alle zeigten sich geschockt, daß jemand, der auch gegen Umweltzerstörung ist, Polizeibeamte tötet.

Ich zweifle daran, ob ihre Betroffenheit über den Tod der Polizisten mehr als taktisches Entsetzen war. Sie sorgten sich, in die Nähe der Täter gerückt zu werden. Eine Sorge, die sie bei dem ökologisch denkenden Vater, der seinen mongoloiden Säugling mit dem Klappmesser erlöst hatte, nicht haben müssen. Denn im Gegensatz zu dem Polizistenmord ist das Töten von Behinderten mittlerweile, zumindest für viele gesellschaftliche Gruppen, wieder verständlich. Es geht nicht um die Aufrechnung verschiedener Toten. Mich schockt der unterschiedliche Umgang der Grünen mit Gewalttaten. Auch ärgert mich meine Naivität, daß ich von Leuten wie Schily und Ebermann noch etwas erwartet hatte. Durch ihr Schweigen gegenüber der Entwertung von Behinderten, das nun zumindest in Bayern zum Tod eines Behinderten geführt hat, sind sie mitschuldig an der immer deutlicher werdenden Wiederholung der deutschen Geschichte.

Aber was kümmert das den Traberfreund Ebermann. Er hatte nach Tschernobyl andere Sorgen. Wie berichtete damals „Bild“ nach dem Reaktorunfall: „Wer kauft sich heute noch ein Rennpferd, wenn er sich in Wahrheit einen Krüppel einhandelt.“

Selbstverständlich steht das Töten von Behinderten in der Bundesrepublik nicht auf der Tagesordnung. Aber als verbitterter Behinderter gerate ich angesichts eines solchen Falls wie der in Bayern dennoch ins Nachdenken. Fest steht immerhin,

daß der Junge in einer Gegend geboren wurde, wo der radioaktive Niederschlag nach Tschernobyl besonders stark war. Außerdem ereignete sich die Tat exakt zu einem Zeitpunkt, wo die Presse durchgängig von Behinderung, vor allen Dingen von Mongolismus als Folge der „Katastrophe“, sprach. Der Junge hatte vermutlich die gleiche Schädigung, über die „Der Spiegel“ in einem Artikel über Tschernobyl-Spätfolgen, wohlverstanden aus medizinischer Sicht, urteilte: „Trisomie 21 (Mongolismus) ist die häufigste, gerade noch mit dem Leben zu vereinbarende Mißbildung.“

Seltsamerweise waren gerade die liberalen Medien bis hin zur alternativen „tageszeitung“ zwar fähig, brisanten Nachrichten von der Zunahme Mongoloider nach Tschernobyl ganze Seiten zu widmen, aber über die bayerische Bluttat verloren sie kaum ein Wort.

Eine Psychoanalyse der Medien erbrächte in diesem Zusammenhang wahrscheinlich überraschende Erkenntnisse. Die Vorstellung jedoch, daß der Junge nach Tschernobyl geschädigt und durch die Angst vor Schädigung in Verbindung des wiederentdeckten Feindbildes („Mißgeburt“) getötet wurde, sollte nicht nur Behinderte erschrecken.

Die ökologische Indikation

Am 12. Oktober 1988 fand in Landshut der Prozeß gegen Thomas S. vor dem Landgericht statt.

Zum Fall: Kurz nachdem in der Presse vor Mongoloiden als mögliche Spätfolge von Tschernobyl gewarnt wurde, erlöste Thomas S. sein gerade elf Stunden altes, noch namenloses Kind vor dem Leben in einer behindertenfeindlichen Umwelt. Seinem Kind drohte die lebenslange Verwahrung in einem Behindertenheim. Thomas S. und seine Frau waren nämlich „nicht fähig, ihr Kind anzunehmen.“

Thomas S. über die ersten Minuten nach der Geburt seines Kindes, bei der er anwesend war: „Als ich es anschaute, kam es mir so fremd vor. Keine Ähnlichkeit, nichts Vertrautes, und das Kind war ganz blau. Die Hebamme sagte, das würde sich gleich normalisieren, aber es blieb blau. Nach etwa zwei Minuten sagte meine Frau zu mir: ‚Du, ich glaube, das Kind ist nicht normal.‘ Bis dahin hatte ich das Kind nur auf dem Rücken liegen gesehen, und da war mir schon dieser breite

Nackten aufgefallen. Jetzt schaute ich mir das Gesicht an, und das Kind hatte so eine lange spitze Zunge, mehr einen Lappen. Irgendwie wollte ich das Kind nicht anfassen.“

Kaum daß er wieder zu Hause war, rief ihn seine Frau aus der Klinik an und bat, sie sofort abzuholen. Ihr Kind, so teilte sie ihm mit, sei in die Kinderklinik Landshut überwiesen worden. Der Arzt hatte ihr mitgeteilt: „Ihr Kind ist vermutlich mongoloid.“

Seine Frau, so Thomas S., heulte am Telefon und erklärte immer, „sie könne das Kind nicht annehmen und daß sie es in ein Heim geben wollte.“

Nach dem Telefonat setzte sich Thomas S. in seinen Wagen, holte seine Frau ab und fuhr anschließend in die Kinderklinik Landshut. Thomas S.: „Ich klammerte mich an die Hoffnung, vom dortigen Arzt vielleicht doch noch eine positive Nachricht zu erhalten.“ Der sagte aber: „Zu 90 Prozent müssen wir mit Mongolismus (er meinte das Kind) rechnen.“ Thomas S. sah seine und die Furcht seiner Frau restlos bestätigt.

Nachdem er das erste Mal Zeit zum Nachdenken gefunden hatte, überkam ihn „das Gefühl, irgendwas tun zu müssen. Ich konnte das so nicht akzeptieren. Ich hatte immer die Vorstellung: das Kind alleine in der Klinik, im Brutkasten, mit Fertignahrung gefüttert, ohne jeglichen menschlichen Kontakt. Andererseits wußte ich nicht, wie es bei uns zu Hause weitergehen sollte. Daß meine Frau daran zerbricht, habe ich gedacht: psychisch ist sie ohnehin relativ labil. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß meine Frau das Kind vielleicht doch noch genommen hätte. Ich habe gedacht, daß ich mich vielleicht darum kümmern könnte . . . Aber das Kind war mir so fremd. Daß wir als Eltern versagen, wenn wir das Kind ablehnen, empfand ich als große Schuld. Aber ich hätte nicht gewußt, woher die Zuneigung zu diesem Kind hätte kommen sollen.“

Die Behinderten, die er und seine Frau kannten, wirkten auf ihn immer sehr leidend. Thomas S. und seine Frau hatten im Gegensatz zu vielen Nichtbehinderten häufiger Kontakt zu Behinderten. In ihrer Nachbarschaft gab es behinderte Kinder, seine Frau machte eine Ausbildung in einer Sonderschule für Geistigbehinderte. Er selbst hatte mit Behinderten des öfteren Kontakt, wenn er seinen Bruder, der in einer Behindertenwerkstatt Zivildienst leistet, besuchte. Von daher wußte er, wie „schlimm es den Behinderten in den Heimen geht.“ Gerade eine solche Zukunft wollte er seinem Kind, das ihm fremd war,

ersparen. Gerade der häufige Umgang der Eltern des getöteten Jungen mit Behinderten zeigt, daß der oft so dekorativ bedauerte geringe Umgang zwischen Nichtbehinderten und Behinderten nicht automatisch Vorurteile abbaut, sondern für Behinderte tödliche Folgen bedeuten kann.

Thomas S. vor Gericht: „Ich wollte dem Kind alles weitere ersparen.“ Anfangs überlegte er sich, das Kind zu sich nach Hause zu holen, um es dort unauffällig zu erlösen. Einen Gedanken, den er sehr schnell wieder verwarf: „Ich wollte zu meiner Tat stehen. Ich wollte mich nicht schonen . . . Ich habe gedacht, daß ich in jedem Fall schuldig bin, verantwortlich für alles, was diesem Kind an Leid widerfährt. Wenn ich für seinen Tod verantwortlich bin, dachte ich, ist meine Schuld geringer. Ich spürte, daß ich es tun mußte. Ich fühlte mich verpflichtet, es zu tun.“

Fest entschlossen, das eigene Kind zu töten, nahm Thomas S. sein Klappmesser, fuhr in die Kinderklinik und erstach, als er mit seinem Jungen alleine war, das noch namenlose Kind. Thomas S.: „Es war eine Handbewegung.“ Den herbeieilenden Arzt, der Erste Hilfe leistete, schrie er an: „Lassen Sie das Kind in Ruhe.“ Die ärztliche Hilfe war vergeblich. Nach einigen Minuten starb das Kind. Die geplante Tötung war vollbracht. Bereitwillig stellte sich Thomas S. im Anschluß daran der Polizei. Der Polizeibeamte Mayer erklärte vor Gericht, in seiner 19jährigen Laufbahn schon viel erlebt zu haben. Noch nie sei ihm jedoch ein Täter so geständig vorgekommen wie Thomas S.: „So einen angenehmen Fall hatte ich noch nie.“

„Was hat denn Ihre Frau zu Ihnen gesagt, als Sie sie nach der Tat widersah?“, wollte der Richter wissen. Thomas S.' Antwort: „Es war gut so.“ Eine Aussage, die die Frau bestätigte. Wenig später räumt sie jedoch ein: „Wie ich mir das die letzten Wochen immer wieder überlegt habe, hätte ich mir doch vorstellen können, das Kind vielleicht doch anzunehmen.“

In einer Verhandlungspause nehme ich im Flur auf einem Stuhl Platz, rauche (bei mir als Krüppel kommt es auf die Gesundheit nicht mehr an) eine Zigarette. Neben mir liegt Wolle und Stricknadel. Plötzlich erschrecke ich. Die Frau des Angeklagten geht auf den Boden schauend auf mich zu. Versehentlich habe ich ihren Platz eingenommen. Als sie mich erkennt, ändert sie schlagartig ihre Richtung, weicht mir aus. Ich bin ihr dankbar. Kurze Zeit später setzt sich der Bruder des Angeklagten neben mich und erzählt mir von seinen Sor-

gen: „Ein schreckliches Gefühl, daß der eigene Bruder wegen so etwas vielleicht für einige Jahre in den Knast muß.“ Ich vermag ihn nicht zu trösten. „Woher er denn wisse, daß speziell mongoloide Kinder so viel leiden müßten?“ wollte die Staatsanwältin von Thomas S. bei ihrer Vernehmung wissen. „Aus den Medien“, antwortete er.

In der Tat, es gab während des 1. Jahrestages des Reaktorunglücks in Tschernobyl fast keinen vor den Gefahren der Kernkraft warnenden Artikel, in dem nicht mit behindertem Leben als Abschreckungswaffe hantiert wurde. „Mißgeburten drohen“, war die häufigste Schlagzeile (so zum Beispiel in „psychologie heute“), nachdem die Humangenetiker auf der Suche nach nicht Normgerechten einige Mongoloide mehr als üblich entdeckten – was so manche AKW-Gegner als nationale Katastrophe empfanden. Entschiedener Widerstand gegen die Kernkraft war nötig. Durch drohende „Mißbildungen“ sahen so manche entschiedene Kernkraftgegner Gewalt als legitimes Mittel des Widerstandes an. Die Bevölkerung mußte vor Behinderten geschützt werden. In der „tageszeitung“ vom 9.7.1987 begründete ein mutiger AKW-Gegner, weshalb er sich in einer Notwehrsituation befindet: „... und diese (Notwehr-)Situation ist, ebenfalls meiner Meinung nach, schon gegeben, wenn da jemand in fahrlässiger Weise die Möglichkeit zuläßt, daß meine Tochter einmal irgendwelche mutierenden Monster zur Welt bringt, in welchem Wahrscheinlichkeitsgrad auch immer.“

Zur Verdeutlichung: Selbst wenn die Zunahme von Mongolismus auf das Reaktorunglück zurückzuführen wäre, was legitimiert die Behauptung, daß die mongoloiden Menschen einem nationalen Unglück gleichzusetzen wären. Wenn man aus der Vernichtung Behinderter während der Nazi-Zeit wirklich gelernt hat, kann die Existenz einiger Mongoloider mehr doch wahrlich keine Katastrophe bedeuten. Wenn auch nur ein Funken Humanität vorhanden ist, sollte man sich über jeden nicht totgeborenen Säugling freuen. Denn eine mögliche körperliche und geistige Einschränkung halte ich im Gegensatz zu so manchen Kernkraftgegnern für wesentlich erträglicher als den Tod. Körperliche und geistige Schädigungen, verursacht durch Radioaktivität, zeigen uns jedoch die Rücksichtslosigkeit der kalkulierten Eingriffe der Kernkraftwerksbetreiber in werdendes und bereits existierendes Leben. Zweifellos bedeutet die in der Ökologiebewegung meist übliche Gleichsetzung von Schädigung mit geringerem Lebenswert eine spekta-

kulärere, angstmachendere Wirkung. Doch sollten sich die Umweltbewegten endlich darüber klar werden, daß sie durch solche Argumentationen das soziale Klima zwischen Behinderten und Nichtbehinderten weiter vergiften. Schon die Behebung des von ihnen bis jetzt fahrlässig verursachten Schadens wird Jahre dauern.

Durch furchteinflößende, behindertes Leben verachtende Propaganda wird die Annahme von behinderten Kindern durch ihre Eltern wesentlich erschwert.

In Landshut hat die Ökologiebewegung mit dem, was sie Aufklärung nennen, einen blutigen Erfolg erzielt. Denn auch Thomas S. und seine Frau hatten nach Tschernobyl Angst vor Genschäden, verursacht durch die Reaktorkatastrophe. Sie versuchten das werdende Leben durch gesunde Ernährung zu schützen. Thomas S.: „Aus Vorsicht haben wir die Gartenerde abgetragen.“ Auf eine Fruchtwasseruntersuchung verzichtete seine Frau, allein ob der Sorge, daß das Kind durch diesen „fürsorglichen Eingriff geschädigt werden könnte“.

Zynischerweise kann man sagen: Ihre Überängstlichkeit hat ihr und vor allem ihrem Partner viele Probleme bereitet. Wäre beim Fötus eine Behinderung festgestellt worden, hätte die (dann meist) darauffolgende Abtreibung ihr Kind ebenfalls vor einem Leben in einer behindertenfeindlichen Welt verschont.

Ihrem Mann wäre der Prozeß erspart geblieben. Die etwa 50 Zuhörer bedauerten den armen Mann, konnten ihn nur zu gut verstehen. Die einzige Sorge, die sie bewegte, war die Frage, ob das Kind auch wirklich, wie nach der Geburt vermutet wurde, behindert war.

Der Humangenetiker Waldmayer aus München befreite die Zuhörer von ihren Ängsten. Die Haut- und Blutproben des toten Säuglings identifizierten das Opfer eindeutig als „mogoloid“. Der gefühlsmäßigen Solidarität der Zuschauer mit dem Angeklagten stand nun nur noch die Staatsanwältin im Wege.

Sie sah in dem Verfahren den Schatten des „Dritten Reiches“: „Es dürfe keinem gestattet werden, allein über Lebenswert und Unwert zu entscheiden.“ Da sie die Tat des Angeklagten ethisch verwerflich fand, forderte sie sechs Jahre Haft. Der Verteidiger von Thomas S. bat um Milde: „Die Tat meines Mandanten war eine Verzweiflungstat.“

Entschieden verwahrte sich Rechtsanwalt Kahlert gegen die ethische Beurteilung der Tat durch das Gericht: „Da

würden sich gerade im deutschen Recht Abgründe auftun. Beim Paragraphen 218 maßt sich der Gesetzgeber selbst an, behindertes und nichtbehindertes Leben unterschiedlich zu beurteilen – und dies ohne Begründung.“ Im Gegensatz zu der sonstigen gesetzlichen Regelung ist die Abtreibung bei Verdacht auf Behinderung bekanntlich noch bis in den sechsten Monat hinein gestattet.

Das Urteil: Allein wegen des großen Verständnisses in der Bevölkerung fühlt sich das Gericht genötigt, den Angeklagten zum Zwecke der Abschreckung zu drei Jahren Haft zu verurteilen. Das Tatmotiv von Thomas S. hält der vorsitzende Richter für „menschlich empfindlich“.

Nach dem Prozeß denke ich an die Worte des Verteidigers, der noch feststellte, daß die Zeitspanne zwischen der legalen eugenischen Abtreibung und der Tat nur einige Wochen betrug. Ich frage mich, wenn der Gesetzgeber schon das Lebensrecht von Behinderten unterschiedlich bewertet, ob die Aussage von Thomas S. in seinem Schlußwort: „Es tut mir leid, was ich getan habe“ – überhaupt mehr als taktische Reue bedeuten kann. Muß er sich nicht vielmehr als vom Schicksal betrogen fühlen?

Der Prozeß in Landshut machte mir zum wiederholten Male klar, es gibt nur einen Schutz vor der Geschichte – die völlige Gleichstellung von behindertem und nichtbehindertem Leben in jeder Phase, auch in der vorgeburtlichen. Was aber nichts anderes bedeutet als die Abschaffung der eugenischen Indikation. Nur so ist zu verhindern, daß sich Argumente für eine eugenische Indikation einmal gegen ausgewachsenes Elend richten. Während ich noch darüber nachdenke, wer wohl eine solche, behindertes Leben schützende Forderung unterstützen könnte, lese ich im „Spiegel“ die grüne Variante unterschiedlicher Lebensbewertung von behindertem und nichtbehindertem Leben. Dort verteidigt die ehemalige Grünen-Fraktionssprecherin Bärbel Rust Fruchtwasseruntersuchungen und die dann „normalerweise“ folgende vorgeburtliche Aussonderung von Behinderten wie folgt: „Gerade grüne Frauen haben besondere Angst vor Umweltgiften und Strahlenbelastung und lassen eine Fruchtwasseruntersuchung machen, um festzustellen, ob das Kind gesund ist.“

Ich begreife: die Gewalttätigkeit großer Teile der Ökologiebewegung kennt keine Grenzen; mittlerweile wird die Verachtung

gegenüber Behinderten schon als ökologische Notwendigkeit begründet.

Ich frage mich weiter, ob die Mehrheit der Ökologiebewegung die Tat von Thomas S. überhaupt als Unrecht ansieht, oder vielleicht sogar als „ökologische Indikation“ betrachtet, die die Abtreibung bei Feststellung von Umweltschäden auch nach der Geburt zuläßt. Und ich befürchte, daß das politische Klima, das eine solche Forderung zuläßt, schon (wieder) vorhanden ist.

Die katastrophale Behinderung

(Über Angst, Ökologie und den neunormalen Umgang mit Behinderten)

Durch gewisse Unfälle und unkontrollierbar gewordene Produktionsprozesse bedrohen uns ökologische Katastrophen. Die Einsicht in solche Verhältnisse erfordern neben der politischen auch unsere kulturelle Arbeit der Aufklärung: Wir sehen uns gezwungen, darauf hinzuweisen, wie und warum diese „Havarien“ entstehen, und welche Folgen aus ihnen resultieren (können). Wir operieren dabei vorzugsweise mit Schreckensbildern – kurz: mit dem Tod. Der ist aber keineswegs das Besorgniserregendste, so informiert uns der englische Forschungsrat (zitiert nach dem rororo-aktuell-Band „Nach dem Super-GAU“): „Wenn der Tod nicht eintritt, folgt etwas Schlimmeres: Weiterleben verbunden mit laufender Gewichtsabnahme, Verkrüppelung, maßlosen Schmerzen, Anfälligkeit gegen Krankheiten und Infektionen, Krebs und Leukämie, Verkürzung der Lebenserwartung, Beeinträchtigung der Geschlechtsorgane und Keimzellen, die, wenn überhaupt noch lebensfähig, nur Mißgeburten hervorbringen können.“ Die Katastrophe wird in einer nichtbehinderten Gedankenlosigkeit sondergleichen auf eine nur negativ apostrophierte Krankheit und vor allem Behinderung projiziert.

Wenn Ökologie heißt, Zusammenhänge aufzuzeigen, dann liegt hier ein neues Problem vor: Auf Grund der Angst der (mehrheitlich ökologisch orientierten) Nichtbehinderten vor Unglücken, artikuliert sich gewissermaßen nebenbei eine neue Art von Behindertenfeindlichkeit (das heißt, es gibt schon eine alte Art, die auf der verdrängten Angst beruht).

Anders gesagt: Die latente Verachtung von Behinderten, die durch humane Mitleidsbezeugungen kaschiert wird, kann sich durch die „größere“ Bedrohung der ökologischen Katastrophe offen äußern. Dabei werden eben eigentlich als diskriminierend erkannte Begriffe wie „verkrüppelt“, „Mißgeburt“ usw. wieder unumwunden verwendbar (im übrigen wurde ebenso gesagt, daß „behindert“ nicht besser sei, besonders nach dem Slogan „Alle sind behindert“; da es mir provokativ um „Normales“ geht, um einen verschleierte Standpunkt, vernachlässige ich diese Diskussion hier).

Das einfache, normale Gegenargument zu diesen bisher genannten Thesen ist gewöhnlich, daß damit doch keine konkreten Behinderten gemeint seien, daß Behinderung dabei nur als Metapher verstanden werde. Doch die Verallgemeinerung der Angst vor Behinderung mißachtet, daß auch Behinderte Angst haben können. Oder sollen sie vor sich selbst Angst haben? Ist es nicht vielmehr so, daß die normale Ideologie des absoluten Verhinderungsanspruchs von Behinderung eine eklatante Existenzbedrohung für sie darstellt? Es geht hier vorsätzlich um die Argumentationsmuster der Nichtbehinderten und ausdrücklich auch um solche einer sich konstituierenden alternativen Normalität. Ich weiß, daß letzteres paradox klingt, aber es gibt welche, die sind so kritisch, daß sie wieder normal denken (wollen). Wie schon oft, obwohl ich die ironische Geste nicht ignorieren will, ist Hans Magnus Enzensberger mit seinem „Kursbuch“-Aufsatz von 1982, „Verteidigung der Normalität“, vorausgegangen – doch sollten auch dabei die Konsequenzen bedacht werden. Es kann nicht darum gehen, einen voreiligen Versöhnungsversuch von nichtbehinderter Seite (mit der Entschuldigung der vielleicht zweifelhaften Übertragung) vorzunehmen, sondern etwas manifest zu machen, das offenbar unbewußt oder bewußt in Kauf genommen wird. Es gilt gerade nicht die Kluft einer negativ verstandenen Behinderung und den positiv etikettierten Behinderten zu zementieren, sondern dies als Resultat der diffusen Annahmen der Normalität zu entlarven. Damit könnte erst selbstkritisches, angemessenes und weitreichendes Konfliktbewußtsein, das hier mehr hilft als integratives Palaver, geschaffen werden.

Wie ist das mit der „Psychoanalyse der Medien“, wird da etwa häufiger etwas offen gesagt, was uns gar nicht auffällt, was wir erst nach dem „Aufschrei der Betroffenen“ bemerken? Ist es eine Lösung, wenn wir uns dann sogleich auch betroffen

fühlen? Stellt das nicht einen verzweifelten Versuch dar, in der metaphorischen Angleichung zu bagatellisieren? Als Belege, daß es sich dabei nicht um marginale Probleme handelt, liste ich im folgenden querbeet einige Zitate und ihr Umfeld auf.

Seit gut 40 Jahren gibt es als „Abfall“ in der chemischen Produktion ein Gift, das erst seit der Katastrophe von Seveso 1976 eigentlich bekannt ist. Es ist verdünnt ein Mittel gegen biologische „Schädlinge“, Insekten usw.; es war in Vietnam militärisch Entlaubungsmittel und Vorbeugungswaffe. Dioxin bewirkt genetische Schäden beim Menschen, also wurden die „Mißbildungen“ zum Mittel für ein Verbot von Dioxin. Als 1984 auf dem Gelände der Chemiefabrik Boehringer in Hamburg eine Dioxin-Verseuchung festgestellt wurde, sahen sich das WDR-Magazin „Monitor“ und „Der Spiegel“ gezwungen, die „schrecklichen Bilder . . . schwerster Mißbildungen von Kindern“ zu bringen, nicht aus „Sensationsgier“, wie sie betonen, sondern zur „Dokumentation“. Aber Dokument, Beweis wofür? Dafür, daß diese Kinder lebten, nur kurz leben, sind die Photos Beweis für die Existenz und allem, was daraus folgt? Nein, sie stehen kritisch dafür, daß es diese „Mißbildungen“ nicht geben sollte – sie sollen zeigen, wie „schrecklich“ die Säuglinge aussehen und damit, mit unserem Erschauern, unsere Meinung zum Gift ändern. Das ist lediglich eine Projektion der Lösung auf die wahrscheinliche Ursache einer Behinderung. Selbstverständlich ist diese auch zu beachten, aber es geht auch um die Realität der existierenden Behinderung. Besser gesagt um die Problematisierung der Normalität. Das Schreckliche ist nämlich die Normalität der Dioxin-Produktion und der ungeklärten Dioxin-Abfallverwertung.

In dem rororo-aktuell Buch „Tschernobyl hat unser Leben verändert“ vom August 1986 prophezeit Claudia v. Werlhof: „Wir werden . . . das Behindert-Sein, das Eingeschränkt-Sein, das Halb-Sein, das Unterbrochen-Sein der Kreisläufe, das Nachhelfen, das Helfen-Müssen und das von anderen Abhängig-Sein für ‚natürlich‘ und ‚normal‘ halten lernen müssen, was es, wie wir ganz genau wissen, nicht ist.“ Es scheint mir notwendig, einige der Entgegensetzungen von „Gut“ und „Böse“ zu wiederholen, weil sie sonst vielleicht zu leicht überlesen werden: vital gegen behindert, unbeschränkt gegen unvollständig, Selbstvertrauen gegen Abhängigkeit usw. Aber die Logik dieses unreflektierten, negativ abgrenzenden Protestschreibens liegt vor allem im allerletzten, im sogenannten

klaren Wissen um die Natürlichkeit und Normalität. Sie scheinen mit der gesellschaftlichen Realität nichts zu tun zu haben. Die Gegenbilder können dies niemals vertuschen, aber wir brauchen letztere zur Verlagerung unserer Probleme. Die Normalität will retten, aber sie merkt nicht, daß sie das zu Rettende ist.

In der „Wochenzeitung“ Nr. 48, 1985, sagte der Nobelpreisträger Werner Arber: „Wesentlich ist doch, daß Behinderte aufgrund ihrer Behinderung oft einen außerordentlichen psychischen Drive haben, etwas zu realisieren. Das muß man ihnen zugestehen, und das ist sehr wertvoll, auch für deren Umgebung. Doch Behinderungen, bei denen man weiß, daß die Betroffenen nichts vom Leben haben, bei denen man auch weiß, daß sie die Umgebung ungeheuer belasten, die sollten verhindert werden.“ Aus unserem Alltag ist uns bekannt, daß die Belastungsthese einen großen Spielraum hat. Die Gentechnologie verbreitet das Bild einer behindertenfreien, d.h. normalisierten Welt, unterstützt wird sie von den sogenannten Humangenetikern. Aber nicht nur, denn letztere werden wiederum von vielen caritativen Verbänden unterstützt.

Am 8. August 1987 eröffnete die „Frankfurter Rundschau“ mit ihrem Bericht „Schwangerschafts-Katastrophe kann auch dem Leben dienen“ einen neuen Ausweg. Wir erfahren von einem Verfahren des Professor Fritz Beller, das es ermögliche, „ungeborene Kinder mit einer schweren Mißbildung (Anencephalie). . . weltweit als Spender von Lebendorganen zu verwenden“. Damit wäre die ganze Sache beinahe zum Guten gewendet (Katastrophe heißt ja auch Wende), zumal Beller betont, daß für Frauen die „Möglichkeit der Transplantation eine Chance (bedeutet), psychisch mit dem Unglück ein lebensunfähiges, mißgebildetes Kind auszutragen, besser fertigzuwerden.“ Doch die Kette Katastrophe – Unglück – Behinderung – Erlösung deutet an, daß auch in diesem Bereich ein merkwürdiges Aussetzen des kritischen Denkens zu konstatieren ist. Bewußtsein für Behinderungen wird keines geschaffen, dafür Beruhigungen für die bestehende Normalität.

Der Heyne-Verlag München kündigte kürzlich von einer „weltweit bekannten Symbolfigur“ ein neues Buch an, das zeige, „was jeder von uns konkret tun kann, um eine Katastrophe abzuwenden.“ Der Autor heißt: John Seymour; der Titel: „Gebrauchsanweisung für eine gesunde Welt – Die letzte Chance für ein lebenswertes Leben.“ Eine Assoziation zum

nationalsozialistischen Begriff des „lebensunwerten Lebens“ wirkt hier verhängnisvoll. Sie entlarvt den „Kult der Gesundheit“. Agnes Heller schreibt: „Die Gesundheit nimmt wahrhaftig mythische Dimensionen an, sie tritt an die Stelle der gesellschaftlichen Ziele und als Norm an die Stelle der Moral.“ Wenn die geschichtlichen Katastrophen und die Metaphern der Behinderung überhandnehmen, unseren nichtbehinderten Vorstellungshorizont übersteigen, erklären wir kurzerhand die Gesundheit und Normalität auch zu solchen, damit die Überordnung wieder hergestellt ist.

In „psychologie heute“ (Heft 10, 1986) stellte der postnormale Philosoph Peter Sloterdijk die süffisante Frage: „Wieviel Katastrophe braucht der Mensch?“ In seiner Beantwortung geht er von der schnell einleuchtenden These aus, daß die „Alternativen von heute . . . die Kinder der Katastrophe“ seien, aber er diagnostiziert dann die „verborgene katastrophepädagogische Bedeutung“ folgendermaßen hart: „Die Menschheit ist a priori lernbehindert, weil sie eben kein Subjekt ist.“ Das heißt, wir müssen ausgehen von einem „Volk von schwerhörigen Irrläufern“, von einer „stummen, unfaßbaren Mehrheit“. Fast scheint das eine Kritik der Normalität, aber die behindertenspezifischen, charakterisierenden Begriffe schaffen dann doch wieder genügend erhabenen Abstand und Sicherheit.

Die Aufklärung sei am Ende, ist allenthalben zu hören. Aber ist es nicht merkwürdig, daß an diesem Ende die Hoffnung in der sogenannten Hoffnungslosigkeit, die Normalität in der Metapher der Behinderung auftaucht? Es wäre von Verrat zu reden, denn es geht nicht darum etwas besser zu wissen, sondern zu demontieren, daß am Ende der Aufklärung oft die Drohung, Abschreckung oder symbolische Gewalt stehen. Gerade ökologisch Orientierte hätten sich mit dem Zusammenhang von Mitgefühl und Verachtung, von Angst und Aggression zu beschäftigen. Die totale Vereinnahmung von Begriffen läßt uns nach Veranschaulichungen suchen, dabei fallen wir in alte diskriminierende Muster zurück – haben wir alles vergessen? Fast bei jeder Katastrophe, läßt sich sagen, wird ein unpassender Vergleich gezogen. (Z.B. die Contergan-Affäre der 60er Jahre, auch hier werden noch immer – lediglich der Einfachheit halber? – die behinderten Personen mit dem Namen des unsäglichem Mittels identifiziert. Oft werden also insbesondere die Behinderten zu Opfern der Aufklärung. Objektiv katastrophale Vorkommnisse werden metaphorisch mit menschl-

chen Subjekten in Verbindung gebracht. Nicht bezweifelt wird, daß es persönliche Beeinträchtigungen (durch Umwelt- und industrielle Katastrophen) und sogenannte Spätschäden gibt, und die sind auch niemandem zu wünschen, aber wenn diese gleich mit negativen moralischen Wertvorstellungen, die auf eine tabuisierte dunkle Norm verweisen, verknüpft werden, wird es problematisch.

Der Zusammenhang von Katastrophe und Behinderung - Behinderung als Folge von Katastrophen läßt die Katastrophe mit Behinderungen versinnbildlichen - wird normalerweise so verarbeitet, daß die Behinderten zu noch lebenden Illustrationen der Abschreckung vor möglichen Katastrophen hochgelobt werden. Die sonst übliche Umwandlung in ästhetischen Genuß findet dabei allerdings nicht statt, weil die Personifizierung als Prinzip dem nichtbehinderten Nützlichkeitsmodell folgt. Was Susan Sontag für die Krankheit festhält, gilt auch für die Behinderung, sie ist keine Metapher und wir haben uns darauf zu konzentrieren, solche scheinbar konkretisierenden Phantasien, diesen neunormalen Umgang mit Behinderten, zu vermeiden. Allerdings kommt das fast einem Zusammenbruch (einer Katastrophe?) der Selbstgewißheit unserer verwöhnten Normalität gleich.

Katastrophenbilder mit Behinderten

(Über gewalttätige Vorstellungen von Nichtbehinderten)

Alle Bilder, nicht nur Weltbilder, sondern auch ganz gewöhnliche Gemälde oder alltägliche Fotografien, können bestimmt werden als situationsabhängig. Sie sind umweltbedingt, insofern sie etwas produzieren, erfinden oder einrahmen. Sie bedingen eine ökologische Perspektive, insofern sie betrachtet werden müssen, wenn sie als solche erkannt werden wollen. Das bedeutet nicht umgehend, daß wir ein Bild mit dem Abgebildeten identifizieren, obwohl genau das der Ursprung vieler Bilderstreitereien ist. Doch Katastrophenbilder sind für uns immer realistisch, sie erschrecken uns, machen unseren festen Glauben an die unbedingte Verhinderung des Dargestellten manifest. Dabei handelt es sich um Bilder im Kopf; mir ist nicht so wichtig, wie diese entstehen, noch was sich im Gehirn abspielt, sondern wie diese uns und unsere Verhaltensweise

beeinflussen, was wir mit ihnen unternehmen, wie sie unsere Vorurteile formen, festigen, funktionell illustrieren. Es geht mir um die Tendenz, daß bestimmte Bilder von Behinderten eingesetzt werden, um normalisierte Vorbilder zu prägen.

Im 6. Jahrhundert schrieb Papst Gregor der Große in einem berühmten Brief: „Was für die Lesenden die Schrift ist, das ist für die Augen der Ungebildeten das Bild, denn auf ihm sehen sogar die Ungebildeten, was sie nachahmen müssen, auf ihm lesen die des Lesens Unkundigen; und die Bilder sind nicht in den Kirchen angebracht worden, um angebetet zu werden, sondern einzig und allein, um die Ungebildeten zu unterweisen.“ Durch diese pädagogische Ausrichtung der Bilder, die zudem seine Macht als sogenannter Gebildeter dokumentiert, nahm er eine taktierende Stellung ein zwischen den Bildverehrerern und den Bilderstürmern. Die Klassifikation der Betrachter läßt sich rückwirkend auf die Dargestellten verlängern; Bildnisse von Herrschern oder Heiligen erhalten Autorität, während alle anderen auch noch symbolisch abgewertet werden. Behinderte werden als solche nur darstellbar in der Absicht ihrer Errettung von ihrem Schicksal oder zumindest des Heilsversprechens. Es wird von unserer nichtbehinderten Phantasie gefordert, den Behinderten nach der religiösen Einwirkung als Normalen zu begreifen. Buchstäblich bedeuten solche Bilder aber, Behinderte sollte es gar nicht geben und wenn es sie gibt, dienen sie der Demonstration von Hilfe oder der Unbeholfenheit gleich der ganzen Menschheit (im Vergleich zur Gottheit), und dafür sollen sie (die Behinderten) noch Dankbarkeit zeigen. Sie werden dargestellt in unterwürfigen Positionen, sichtbar ist ein Gefälle, in ihm decken sich unsere Erwartung und das postulierte Wunder der Normalität. Aber was passiert, wenn diese Lehre ihr vorgefertigtes Schema verläßt oder überwindet, wenn diese Prozesse sich säkularisieren und also auch aufklärend wirken wollen? Dann gilt schlicht, was Lichtenberg in einer „Sudelbuch“-Notiz um 1770 ausdrückt: „Weil er seinem Vater nun einmal bei der Zeugung mißlungen war, so getraute sich kein Kupferstecher nachher noch einmal sein Heil mit ihm in Kupfer zu versuchen.“ Es zeigt sich, daß Bilderverächter und Bildbewunderer sich in der Ablehnung von Behinderten einig sind. Sie orientieren sich an den vorgegebenen gesellschaftlichen Maßstäben. Nicht allein die Analyse der Bilder, sondern die Funktion dieser Bilder für uns Nichtbehinderte ist zu untersuchen, wenn nach den Motiven dieser sym-

bolischen Gewalt, die zugleich als Vorbereitung wie als Ausdruck realer Gewalt gegen Behinderte verstanden werden muß, gefragt werden soll. In welchem Umfeld gelten die Darstellungen von Behinderten als schreckliche Bilder? Warum widersprechen die Katastrophenbilder mit Behinderten nicht offen den anderslautenden humanen Bezeugungen? Ich führe im folgenden ein Beispiel an; die Auswahl der Abbildungen ist begrenzt, ich kann nicht wiedergeben, was ich kritisiere, ich würde Diskriminierungen bildlich wiederholen (ich erinnere in diesem Zusammenhang zunächst nur an die vielen unreflektierten Karikaturen, die negative Etikettierungen von Blinden, Einbeinigen usw. repetieren oder einsetzen für ihre Kritik an anderen Personen). Selbst die Bildbeschreibung bietet entsprechende Schwierigkeiten, auch sie verläßt oft genug die aufgestellten Grundsätze. Ich denke jedoch, daß in der Gegenüberstellung oder Abfolge Antworten möglich sind, die das Normale, das sich im Behinderten-Bild versteckt, zum Gegenstand der Auseinandersetzung machen.

Eine Konfrontation, die verdrängte normale Konflikte, nicht etwa Probleme von Behinderten aktualisiert, findet sich im Buch „Krieg dem Kriege“ von Ernst Friedrich, das erstmals 1924 erschien. Es ist eine Fotodokumentation, die Kriegsschauplätze, Leichen, „Heldengräber“, Grabmonumente, zerstörte Häuser, verwüstete Landschaften und Porträts von Kriegsverletzten versammelt. Zu einer dieser Aufnahmen heißt es in vier Sprachen: „Einige Kriegskrüppel verweigerten Angaben, andere Verletzte, insbesondere die ganz grauenhaft verstümmelten, ließen sich nicht photographieren, weil sie fürchteten, daß ihre Angehörigen, die sie bisher noch nicht wieder gesehen haben, beim Anblick ihres Elendes zusammenbrechen oder sich für immer voll Ekel und Entsetzen von ihnen abwenden würden.“ Diese wehleidige Wechselwirkung von Rücksicht und Vorwurf, diese versteckte oder ablenkende Doppeldeutigkeit des Skandals, wird zudem durch den Titel des Buches bestätigt und verstärkt. Ich beschäftige mich mit einer Doppelseite aus dem Buch, die harmlos scheint im Vergleich zu den anderen Fotos, die einem manchmal ein direkt körperliches Schaudern empfinden lassen. Ich nehme vorweg, daß etwas entgegen der Absicht des Buches wirkt, das das „Antlitz des Krieges“ so schrecklich zeigen will, wie es ist und damit abschrecken, künftige Kriege verhindern will, was nicht gelang, aber erreicht, daß wir die Gewalttätigkeit und deren

gesellschaftliche Ursprünge verdrängen (lernen), „Frieden haben“ wollen in einem durch und durch passiven Sinn; deshalb erachte ich die Gegenüberstellung „des deutschen Kronprinzen“ mit dem „kriegsverletzten Proletarier“, und zwar „nach dem Kriege“ als den geeigneten Anknüpfungspunkt für Überlegungen, die ins Zentrum der Machenschaften der Kriege und der Verwendung von Kriegs- und Katastrophenfotos führen, also die eigene Beteiligung zum Thema erheben. Die polemisch gedachte Vertauschung der Legende zu den Bildern die



von der „Schwerstarbeit“ des vornehmen Tennisspielers und dem alltäglichen „Sport“ des behinderten Arbeiters spricht, polarisiert unsere Betrachtung vordergründig auf die Abstempelung des adligen Herrn. Heißt das nebenbei, daß wir den Proletarier mit seiner Behinderung akzeptieren? Keineswegs – was wir allenfalls bewundern, ist seine Kunstfertigkeit, seine konzentrierte und präzise Tätigkeit mit der glänzenden Prothese. Eher als die arbeitende Person wird mit dem Foto als normalisierte Ansicht also eine funktionstüchtige Prothese demonstriert. Sie bestimmt den Vordergrund und das Zentrum des Bildes. Der behinderte Proletarier fungiert nur als Bild für die unnütze Pose des verhinderten Thronfolgers, dadurch soll sich jener symbolisch ein Existenzrecht erarbeiten. Zwar wirkt

der Kronprinz in seiner ganzen Haltung und seinen Bügelfalten lächerlich, wenn er aber gerade einen schönen Passierball geschlagen hat, dann ... So lassen wir unterschwellig bildlich das Gebrauchswerkzeug doch mit dem Sportgerät korrespondieren. Daß mit der Gegenüberstellung auf Klassenunterschiede verwiesen wird, schaltet nicht aus, daß der Behinderte als Sinnbild für etwas Negatives steht, nämlich für die Folgen des Krieges. Letztere sollen (zu Recht) dem Herrschenden angelastet werden, aber weil die zuvor vorgenommene Funktionalisierung (eine normale Angelegenheit, weil sie nivelliert, verallgemeinert und nicht etwa Besonderheiten betont) nicht aufgehoben wird, wirkt sie herrschaftsstabilisierend, insofern sie in einer diffusen, nicht konkreten Parteinahme untertaucht. Das Paradox läßt sich so formulieren, daß wir gerade dann wenn wir den Behinderten zur positiven Agitation benützen, ihn erneut abschätzig behandeln, weil wir ihn auf seine Behinderung reduzieren und wir diese, auf Grund unseres eigenen Beteiligtseins am Status der Nichtbehinderten, nur akzeptieren in der Ausrichtung auf gesellschaftliche Mißstände. Die Gegenüberstellung suggeriert zudem ein katastrophisches Vorher-Nachher, aber der Arbeiter hat vorher nicht Tennis gespielt und der Kronprinz arbeitet nicht am Schraubstock nach dem verlorenen Krieg. Trotzdem bezeichnen die Bilder Traditionen, Tennis gilt als vornehm, als sauberer, weißer Sport und schon von den Griechen ist überliefert, was wir heute kaum glauben können wegen unserer Idealbilder von Stärke, daß Schmiede, die damals ihre Tätigkeit im Sitzen ausübten, oft behindert waren. Auch die Assoziation von Armut und Behinderung trifft zu. Doch die technische Lösung der Prothese, die sonst sinnvoll sein kann, lenkt ab. Kaiser Wilhelm II., der Vater des Kronprinzen, hatte von Geburt an einen gelähmten und zu kurzen Arm. Oskar Maria Graf erzählt in einem seiner autobiografischen Bücher wie sie die kleinen Bilder von Kaiser Wilhelm II., die Schokoladenschächtelchen beigelegt waren, beachteten: „Stets suchten wir darauf den verkrüppelten Arm des pompös aufgemachten Herrschers, aber wir entdeckten keinen.“ Kaiser Wilhelm II. legte seinen behinderten Arm auf den Rücken und imitierte damit die stolze militärische Art. Er versuchte seine Behinderung ungeschehen zu machen, er ignorierte sie so, daß sie auf Bildern nicht erschien. Einzig bei der Abreise, der Abdankung und Niederlage, habe der Kaiser vergessen, „den kurzen Arm unter der

Pelerine zu verstecken“, schreibt der Biograph Emil Ludwig. Und weiter heißt es: „In Wahrheit ist der moralische Sieg über die Physis sein Verderben geworden.“ Gerade das Verstecken und Verleugnen seines behinderten Armes habe ihn als Herrscher in Verruf gebracht und bloßgestellt. Kaiser Wilhelm II. habe eben nur, so derselbe Biograph, eine „Erziehung zum falschen Schein“ genossen und so auch nur den „Schein der Macht“ haben können. Aber: „Der König ist, um-zu-herrschen, aber er ist nicht um-Krüppel-zu-sein.“ Diesen harten Satz notiert Jean-Paul Sartre in seinem Tagebuch. Und wenn der Kaiser Wilhelm II. als Ursache seiner Behinderung England, das heißt seine englische Mutter, die ihn gehaßt haben soll, erkannt habe, dann sei klar, daß die Überwindung des Behindertseins, Krieg und Vernichtung Englands bedeute. Bezogen auf die Bilder vom Kronprinzen und Proletarier bedeutet das, daß die Vorurteile gegenüber Behinderten und die Vorzüge der Elite bildlich nicht verändert, sondern gezeigt werden, das heißt die Funktion der Bilder erreicht Macht noch dann, wenn sie letztlich das Gegenteil meinen sollen. In der Gegenüberstellung, die Machtgebaren entlarven soll, erscheint der nichtbehinderte Kronprinz zwar als Statist, aber der behinderte Arbeiter ist nur Requisit, während der eine noch eine Person bleibt, wird der andere zur Verdeutlichung verdinglicht; wer ist dieser Arbeiter, wie und unter welchen Umständen wurde er fotografiert, wurde er mit der arrangierten Gegenüberstellung konfrontiert, war er einverstanden, wurde er überzeugt, usw.? Ein weiteres Paradox läßt sich festhalten: weder die Hervorhebung der Behinderung noch deren Verschleierung schließen die Kluft zwischen der realen Verachtung und dem normgerechten symbolischen Einsatz von Behinderten, weil wir mit letzterem unbemerkt an ersterem partizipieren, insofern die Behinderten auf eine Katastrophe verweisen, die die Herrschenden verantworten, aber dabei die Behinderung zur vermeidbaren Umweltkatastrophe selbst wird. Die Personifizierungen bewirken nichts, die Behinderten selbst gelten nichts, weil sie für uns Normale nur zeigen, was es nicht geben soll. Die Realität der Behinderung ist für Nichtbehinderte offenbar nur in dieser symbolischen Form ertragbar. Eine „Bekämpfung“ von Behinderungen trifft real existierende Behinderte, so gut wir es auch meinen mögen, weil die Bezweifelung oft grundsätzlicher Art in eine Komplizenschaft eingeschlossen ist. Zugegeben, solche einfachen Gegenüberstellungen von Kronprinz und Proletarier

wirken heute etwas antiquiert. Sie benützen das simple Sündenbockprinzip. Obwohl „Krieg dem Kriege“ von Friedrich 1980 als Taschenbuch neu aufgelegt wurde, es also durchaus aktualisierbare Argumentationsmuster repräsentiert, scheinen die Titel heute eine einsichtige Wende anzudeuten, sie heißen: „Friedlich in die Katastrophe“ (Holger Strohm). Doch halt, die Schlagzeilen und Bilder sind die gleichen geblieben.

Wird durch die berechtigte Propaganda gegen den Krieg, gegen die verhängnisvolle Atomkraft mit ihrer unsicheren Entsorgung gleichzeitig die inkriminierte Art von Illustrationen von Nöten? Ist das Überleben von Behinderten nur in solchen Bildern gewährleistet und gerechtfertigt (ähnlich wie die Behinderten früher als Schausteller-Attraktionen geduldet wurden)? Fällt uns nichts anderes mehr ein? Oder offenbart die Verwendung solcher Fotos unsere versteckten Aggressionen? Ich befürchte, daß die Gedankenlosigkeit, mit der wir diese Fotos als Gegenargumente aufnehmen, zur Konsequenz führt, daß wir unsere normalisierte Bewußtseinslage stabilisieren können, Befriedung für unsere Konflikte auf Kosten Behinderter suchen. Es stimmt in diesem Fall, wie Manfred Stirnemann im Zusammenhang eines Schiffsunglücks schreibt: „Der Ausdruck ‚Katastrophenbild‘ bekommt so eine zweite Bedeutung: Nicht nur ist es die Darstellung eines Unglücks, sondern es ist selber auch verunglückt.“ Die Zerstörung der Umwelt verknüpft sich symbolisch mit dem „Unwert“ der dargestellten Behinderten. Die Identifizierung von Wirklichkeit und Bild läuft heute (leider) nicht mehr über den Ausbruch eines Bilderstreits, sondern wird zum vermeintlich humanen Gegenstand eines wiederholt kaschierten Ausschlusses zur Unterordnung der Bilder und Behinderten unter gleichnishaft bevorstehende Katastrophen, die uns drohen. Eine Umkehr zu überlegteren Mitteln, die nicht zusätzlich sogenannten unbewußte Diskriminierungen beinhalten, wäre angebracht.

Quelle: STERN Nr. 8, 16. Feb. 1989



Eine russische Mine zerstörte sein Leben

Der acht Jahre alte Aziz geriet auf seiner Flucht aus den Bergen zwischen die Fronten. Die Ärzte mußten ihm beide Beine amputieren. Die Krankenhäuser in Kabul sind völlig überlastet – es fehlt an Verbandzeug und Medikamenten

stern 23

2. Das Aufklärungs-Kapitel

Aufklärung contra Blindheit

(Über den normalisierten Zusammenhang von Abschreckung und Behinderung)

„Blind“ ist der absolute Gegenbegriff zu „aufklärend“. Das aufklärerische Denken will „Blindheit“ beseitigen und eliminieren. Es meint eine „Blindheit“, die Uneinsichtigkeit, Unwissen, Unreife, Unkontrolliertheit o.ä. bedeutet, die Gedankenlosigkeit, Leichtsinn, ja Sinnlosigkeit ausmachen soll. Die gesamte abendländische Aufklärung begreift „Blindheit“ als dunkle, mysteriöse, unreine Angelegenheit im Kontrast zu ihrer angeblichen Klarheit, Wahrheit und hellen Erkenntnis. Aber es gibt Menschen, die blind sind – werden sie von solchen Entgegensetzungen und Argumentationsmustern nicht getroffen, also in eine Strömung negativer, fatalistischer Veranschaulichungen und Verurteilungen miteinbezogen? Die mit Aufklärung agierenden Strategen verneinen sogleich, denn „Blindheit“ werde doch dabei nur als Metapher, als Sinnbild verwendet. Zwar weiß ich um den Unterschied von metaphorischer und begrifflicher Ausdrucksweise, aber es drängt sich mir die Frage auf, warum diese Metapher der „Blindheit“ erstens so beliebt ist und zweitens so konform geht mit den sonstigen diskriminierenden Anschauungen und Meinungen über Behinderte? Geht es also um eine bestimmte Tendenz, um eine tradierte, typisierte Erscheinungsweise, die sich im kritischen Gewand unauffällig zusätzlichen Nachdruck verschafft? Im übrigen: Gibt es nicht auch miserable Metaphorik? Ich vermute, daß es sich hier nicht um übertriebene und schrille Fragestellungen handelt, sondern um das Problem der Unachtsamkeit, stiller Verachtung und symbolischer Gewalttätigkeiten innerhalb dessen, was wir Aufklärung nennen; um leere, ignorierte Stellen, deren Irrationalität und ungünstige Nebenwirkungen in Kauf genommen werden, weil es sonst die Wirkung eines „guten Zwecks“, des Ganzheitsanspruchs oder ökologischer Ausgleichsphantasien schmälern würde.

In einem Aufsatz über „Umwelt und Ethik“ nimmt einer der initiatorischen Bewußtseinsbildner der Ökologiebewegung,

Carl Amery, in der Zeitschrift „natur“ (März, 1988) gewisse Widersprüche von ökologisch überzogenen Verallgemeinerungen auf. Er fragt z.B. „Vielleicht registriert das kollektive Unbewußte unserer Gesellschaft den Lufthansaflug eines Ökologen wie seine Eß- und Trinkgewohnheiten intensiver als die Theorien und Probleme, über die er redet?“ Aber Amery, obwohl in seinen Antwortversuchen die Betonung auf Zusammenhängen liegen, er also feststellt, daß „vernetztes Denken“ notwendig sei, wenn nicht die „guten Absichten“ untergraben werden sollen, endet mit dem Satz: „Es gibt so viele massive Zerstörungskraft, so viel Blindheit in unserer Welt, daß die nächsten und übernächsten Schritte klar sind: Konfrontation und Aufklärung.“ Nun mag die Prognose stimmen und ich zweifle auch nicht an der potentiellen Gewalttätigkeit gegenwärtiger gesellschaftlicher Systeme, auch ist eine Verschärfung der latent gehaltenen Konflikte der Normalität durchaus angebracht, doch auf wessen Kosten, mit welchen Sprachmitteln und -kombinationen? Was mich stört, ist die unreflektierte Metapher der „Blindheit“ im vorzugsweise negativen, entfremdenden Kontext. Blindheit als die schlimmste Behinderung etikettiert (da mögen wir andererseits ebenso unreflektiert Blinde als die intelligentesten Behinderten betrachten), stellt Blinde, ja Behinderte überhaupt, in den Zusammenhang einer grundsätzlichen Bezweiflung von Leben. Diese Entgegensetzung ist Verrat der Ethik. Es gibt kein Ausweichen, keine Entschuldigung: Behinderung („Blindheit, Taubheit, Stummheit, Verkrüppelung“ usw.) kann kein Sinnbild für ausschließlich negative, gewalttätige Verhältnisse dieser Welt sein.

Trotzdem zunächst noch ein Beispiel zur Verdeutlichung. Alice Miller schreibt in ihrem Buch „Das verbannte Wissen“ 1988 an einer Stelle: „Die angeborene Blindheit eines Menschen ist in den meisten Fällen ein irreversibles Schicksal. Doch die emotionale Blindheit, die ich hier beschreiben werde, ist nicht angeboren. Sie ist die Folge einer Verdrängung von Gefühlen und Erinnerungen, die den Menschen später für bestimmte Zusammenhänge blind macht. Diese Blindheit ist nicht irreversibel, denn jeder Mensch kann später die Entscheidung treffen, seine Verdrängung aufzuheben. Natürlich braucht er in einem solchen Moment Hilfe von anderen Menschen, die er aber finden kann, wenn er wirklich entschlossen ist, sich mit der Wahrheit zu konfrontieren.“ Nun ist in diesem Zitat „Blindheit“ im ersten Satz offenkundig keine Metapher;

ich könnte mich dazu über die sehr konventionelle Kopplung von Blindheit und Schicksal auslassen (ist demgegenüber Normalität auch Schicksal?), doch das ist nicht das, worauf ich aufmerksam machen möchte. In den folgenden Sätzen des Zitat steht „Blindheit“ bei Alice Miller (wie an einigen anderen Stellen ihres Buches) immer symbolisch für etwas Schlechtes, Entwicklung und Selbstbewußtsein Verhinderndes: für „Blockierungen“, die durch oft grausame pädagogische Zuschreibungen von Bosheit und Schuld zustandekommen. Ich bezweifle nicht, daß Alice Miller in der Sache recht hat. Die Erklärung zu einem konkreten „Fall“, den sie im Zusammenhang des Zitats anführt, scheint mir zutreffend, nämlich daß eine Behinderung wie „der Autismus eines Kindes eine Antwort ist auf seine Umgebung und manchmal die einzig mögliche Antwort, die einem Kind noch zur Verfügung steht.“ Dies stimmt mit zentralen fachwissenschaftlichen Erkenntnissen überein und auch Alice Millers Folgerung trifft zu: „Ob Autismus heilbar ist oder nicht, hängt davon ab, wie weit die neue Umgebung des Kindes die Wahrheit über dessen Vergangenheit wahrnehmen kann.“ Was ich jedoch unnötig oder eben auffallend finde, ist, daß die grundlegende Metapher der „Blindheit“ die kritische Herangehensweise in dem Sinn tangiert, daß sie meines Erachtens kontraproduktiv wird. Hätte dies Alice Miller, die ja eindringlich ihre Abkehr von der Psychoanalyse orientiert an deren beschränkten Mitteln schildert, nicht merken sollen? Dasselbe gilt aber auch für meine folgenden Ausführungen, die in unterschiedlichen Bereichen nach der inkriminierten Metapher forschen – mit der Absicht der Aufklärung?

Es mag schon schlicht als spitzfindig und theoretisch erscheinen (zumal wenn man von Theorie ohnehin nicht viel hält), dieses unauffällige Wörtchen „blind“, das ja nur zum Vergleich verwendet wird, so herauszustellen und daraus den Schluß zu ziehen, es handle sich um die zum vorneherein akzeptierte Wiederholung einer Diskriminierung. Es geht mir nicht um den „Selbsterstörungsprozeß der Aufklärung“ noch um therapeutische Vorschläge, sondern um die im Zuge einer Normalisierung selbst symbolisch werdenden aufklärerischen Maximen. In diesem Zusammenfallen vom Ambition und Metapher (das heißt von Aufklärung und Abschreckung) entsteht das Problem, daß Begriffe nicht nur Projektionen von, sondern auch für Personen sind. So ergibt sich, und das läßt sich auch

historisch belegen, Isolation, Behinderung. Nicht zuletzt weil etwas als klar, vernünftig, vertraut erscheint, werden andere Manifestationen, die als monströs, irrational, exotisch etikettiert werden, ausgeschlossen. Daß die Aufklärung selbst diese Prozesse nicht aufhebt, ihnen nicht entgeht, ist mein Thema, um die Konstruktion der eigenen, tabuisierten Beteiligung an Herabwürdigungen zu identifizieren.

Vom französischen Schriftsteller und Philosophen Voltaire, der gewöhnlich als die „vollkommenste Verkörperung der Aufklärung“ charakterisiert wird, erscheint 1747 eine Erzählung, die sich an diejenigen von „Tausendundeine Nacht“ anlehnt, mit dem Titel „Zadig oder das Schicksal“. Wichtige Nebenfiguren in dieser Erzählung sind Behinderte. Ihre Rolle ist dementsprechend funktionalisiert, damit die Überlegenheit des Titelhelden Zadig hervortritt. Zadig ist gesund, sympathisch, aufrichtig, schlau, schön, die behinderten Nebenfiguren sind kleinwüchsig, stumm, häßlich. Zadig hadert mit dem „Schicksal“, das, wie gesagt, um es konkreter zu fassen, üblicherweise mit „Blindheit“ assoziiert wird. Auch wenn ein Behinderter einmal zur Rettung oder möglichen Flucht des Helden beiträgt, werden zum Schluß der Erzählung seine Genossen von Zadig nur umso unwürdiger behandelt. Die Zwangsrolle der Behinderten ist umso deutlicher, desto mehr ihnen die Projektion des Helden als eigene Meinung aufoktroiert wird. Die Behinderung fungiert gleichzeitig als Metapher der Bedrohung und Abschreckung wie der Festigung der Normalität und des allgemeinen Erfolges. Voltaire propagierte den „gesunden Sinn“, er postulierte ihn als zeitlose Wahrheit und gültig für sämtliche Bereiche. In historischer Einstellung bedeuten Voltaires Positionen einen Fortschritt gegenüber mythisch-religiösen Haltungen, eine Loslösung von überkommenen Dogmen. Im nachhinein läßt sich allerdings auch aufzeigen, daß die vorherrschende Polarisierung in der Aufklärung nicht unumstritten war, und zwar, weil man ebenso rational die Mythen als ernsthaften Ausdruck einer bestimmten Lebensform oder anderer Erfahrungen und Konflikte deuten kann. Giambattista Vico, Zeitgenosse Voltaires, ein damals wie heute kaum bekannter neapolitanischer Philosoph, vertrat eine solche Richtung. Isalah Berlin schreibt dementsprechend 1974 in einem Kommentar: „Was hat es für einen Sinn, die früheren Menschen, deren Zeichen ‚stumm‘ waren, die ‚mit ihren Körpern sprachen‘, die sangen, bevor sie sprachen (wie es, fügt Vico hinzu,

die Stotterer noch immer tun), nach den Maßstäben unserer eigenen raffinierten Kultur zu beurteilen?“ Aufklärung hat sich demnach auch nach ihren Machtmechanismen zu befragen. Worauf ich zurückkomme, ist die Verherrlichung des Behindereten in der Kritik, auch sie kann kontraproduktiv werden, doch zu interessieren hat zunächst, die verdrängten Kriterien der „Maßstäbe“, also das Dokumentieren des allmählichen Verschwindens des kritischen Ansatzes in der Aufklärung, die ja selbst nur entstand, weil sie kritisch vorging gegen Mythen. Die überlegene Charakterisierung und Ermahnung an die Adresse derer, die gerade als untergeben gelten, was sollen sie lernen, wenn sie doch als lernwillig eingestuft werden – diese Paradoxie taucht nicht auf, weil das Machtgefälle für die Art Aufklärung konstitutiv ist, der die Fakten zur Argumentation nicht ausreicht, sondern die um vermeintlich größerer Allgemeinverständlichkeit willen (die andere denkt man sich ungebildet u.a.m.), auf Veranschaulichungen und Metaphern zurückgreift. Diese emotional aufgeladenen Demonstrationen (theoretischkritischer Maximen) stimmen meist mit den vorherrschenden Meinungen und Handlungsweisen überein, weil sie sich beispielhaft gegen das „Richtige“ setzen lassen. So untergräbt Aufklärung ihre eigene Absicht, weil sie in der polarisierten Konkretisierung den Standpunkt des Falschen mitübernimmt. Geschieht dies bewußt?

Fast gleichzeitig mit Voltaires Erzählung schrieb der französische Universalgelehrte Denis Diderot seinen „Brief über die Blinden – Zum Gebrauch für die Sehenden“, 1749. Vom aufgeklärt materialistisch-philosophischen Standpunkt aus hat man Diderots Brief gewöhnlich in „guter“ Erinnerung, denn Diderot kritisiert die „Idealisten“. Sie „nennt man jene Philosophen, die sich nur Ihrer eigenen Existenz und der Empfindungen, die in ihrem eigenen Inneren aufeinander folgen, bewußt sind und deshalb nichts anderes gelten lassen. Ein närrisches System, das seine Entstehung, wir mir scheint, nur den Blinden zu verdanken hat! Ein System, das – zur Schande des menschlichen Geistes und der Philosophie – am schwierigsten zu bekämpfen ist, obgleich es das allerabsurdeste ist.“ Mit anderen Worten, die Blinden sind die Ursache des verdammungswürdigen Idealismus. Zugegeben, in Diderots Brief steht auch einiges Angemessenes und Angenehmes „über“ die Blinden, aber es läßt sich schon fragen, auf welcher Grundlage es selbst sich ausdrückt. Die ist, wie angedeutet, eindeutig

deklassierend, nämlich, „daß die Blinden im allgemeinen inhuman“ seien. Doch wie kommt die „gute“ Erinnerung an Diderots Brief zustande und warum erhält sie sich? Sie macht so etwas wie ein „antizipiertes Feindbild“ aus, um mit Max Frisch zu reden. Die Erinnerung hat sich in eine Vorwegnahme verwandelt. Die Blindheit als ungerechtfertigter Gegensatz zur Aufklärung wird gar nicht mehr diskutierbar, weil das aufgeklärte Denken es sich verbittet, es sich selbst entrückt hat. Und somit das Feindbild raffiniert unangreifbar macht, weil es „in die Zukunft gestellt“ wird. Zudem kann dann aufklärerisches Denken das Entrücken als „Heilung“ ausgeben. Hans Blumenberg notiert im Zusammenhang eines weiteren Zeitgenossen Voltaires und Diderots, namens Bernard de Fontenelle, und in einem nichts mehr zu wünschen übrig lassenden Zusammenhang von Abschätzung und Aufklärung: „Wenn die Menschheit nicht früher und nicht rechtzeitig die Höhlen ihrer Unaufgeklärtheit verlassen hat, so erklärt sich dies im nachhinein dadurch, daß ihr die bloße Theorie nichts genützt hatte. Sie wäre bei unerschlossener Gegenständlichkeit geblieben. Immer deutlicher zeigt sich, daß Höhle und Blindheit äquivalent sind. Damit sind es auch Höhlenausritt und Heilung der Blindgeborenen . . .“

Der berühmteste deutsche Aufklärer – nein, nicht der Philosoph Immanuel Kant, sondern der Freiherr von Knigge, schreibt in seinem Erziehungsbuch „Über den Umgang mit Menschen“ 1788 folgendes: „Wenn Du von körperlichen, geistigen, moralischen oder anderen Gebrechen redest oder Anekdoten erzählst, die gewisse Grundsätze oder Vorurteile lächerlich machen oder gewisse Stände in ein nachteiliges Licht setzen sollen, so siehe Dich vorher um, ob niemand gegenwärtig sei, der das übel aufnehmen, diesen Tadel oder Spott auf sich oder seine Verwandten ziehn könnte.“ Nun ist auch diese Stelle in der Tat fortschrittlich, wenn wir sie historisch mit Anweisungen aus Manierenbüchern von einem Jahrhundert später vergleichen – dort wird nämlich nur noch die „Bescheidenheit des Gebrechlichen“ selbst verlangt, seine Isolierung soll er uns zu Gunsten bitte selbst vornehmen, wird empfohlen. Insofern sind die späteren Umgangsbücher durchweg aggressiver als Knigge, auf den sie sich berufen und den sie verformen. Aber bei Knigge findet sich praktisch ein Aufruf zur Verheimlichung. Nicht die Vorurteile selbst werden verurteilt, sondern nur deren Äußerung in unpassendem Rahmen, es wird verdammt,

daß man keine Rücksicht nimmt auf betroffene Anwesende. Daraus läßt sich der Schluß ziehen, daß aufklärend Metaphern wie „blind“ bewußt eingesetzt werden, auch wenn es oft nicht diesen Eindruck macht, denn die entsprechenden Behinderten sind schon verbannt, auf sie braucht man keine Rücksicht mehr zu nehmen und die Vernünftigkeit dieses sprachlichen Umgangs mit den Metaphern ist in den humanen Maximen der Gleichheit, die man aufgestellt hat, begründet. Die von Knigge vorgenommene und verbreitete Tabuisierung schafft allerdings bei gleichzeitigem Gebrauch der diskriminierenden Sprache in angegeben-zugelassener Weise eine Umgangssillusion, die die normale Ideologie zum Teil bestätigt, zumindest mit ihr über weite Strecken konform geht.

Max Horkheimer und Theodor W. Adorno nannten das die „Dialektik der Aufklärung“. Ihr gleichnamiges Buch erschien 1947 (geschrieben 1944); sie weisen darin darauf hin, daß die Aufklärung zu manipulieren versuche, daß sie sich zum Betrug umwandeln, daß sie selbst totalitär sein könne. Denn: „Aufklärung ist die radikal gewordene, mythische Angst . . . Es darf überhaupt nichts mehr draußen sein, weil die bloße Vorstellung des Draußen die eigentliche Quelle der Angst ist.“ Sie notieren zudem an anderer Stelle: „Das Wunder der Integration aber, der permanente Gnadenakt des Verfügenden, den Widerstandslosen aufzunehmen, der seine Renitenz herunterwürgt, meint den Faschismus.“ Doch die Enttäuschung auf diesen radikalen Ansatz, der doch die Ursprünge der Verquikung von Aufklärung, Abschreckung und Behinderung benennt, folgt dann, wenn wieder an zahlreichen Stellen „blind“ sinnbildlich mit ohnmächtig, sprachlos, verstockt, intentionslos u.ä. verknüpft wird; also „blind“ als Metapher von der „Dialektik der Aufklärung“ ausgenommen und für den Gegensatz zur ihren, Horkheimer/Adornos Voten benützt wird. So heißt es in der Vorrede: „Nimmt die Aufklärung die Reflexion auf dieses rückläufige Moment nicht in sich auf, so besiegelt sie ihr eigenes Schicksal. Indem die Besinnung auf das Destruktive des Fortschritts seinen Feinden überlassen bleibt, verliert das blindlings pragmatisierte Denken seinen aufhebenden Charakter, und darum auch die Beziehung auf Wahrheit.“ Oder im Kapitel über die „Grenzen der Aufklärung“ steht: „Zwischen Antisemitismus und Totalität bestand von Anbeginn der innigste Zusammenhang. Blindheit erfaßt alles, weil sie nichts begreift.“ Diese behindertenspezifisch-bildli-

chen Übertragungen, in einem im Exil geschriebenen Buch, erschrecken mich ganz plötzlich. Bleibt da ein Ausweichen, ein Rückzug auf gewählte Metaphorik noch möglich? Ich denke nicht. Daß „Blindheit nichts begreift“, ist eine erstaunlich falsche Formulierung, wo doch, so die normalisierte Kompensationsvorstellung, gerade Blinden ein übermäßig ausgebildeter Tastsinn, ein besonderes taktiles Gefühl zugesprochen wird. Wenn Horkheimer/Adorno „Blindheit“ (und „Stummheit“) als Vorwurf im politischen Bereich in antisemitischen, im wissenschaftlichen Bereich in positivistischen Zusammenhang setzen, erscheint eines der Schlüsselwörter der Nazis, nämlich „blindlings“, das den „Idealzustand“ gegenüber dem „Führer“ charakterisierte, wie Victor Klemperer in seinem Buch „Die unbewältigte Sprache von 1946“ erwähnt, gar als positiv. Dieser fatale Widerspruch in der Wortgleichheit läßt den in der aufklärerischen Folgerung entstehende Zusammenhang völlig außer acht. Zur Verdeutlichung und Fortwirkung dieser erschreckenden Argumentationsweise zitiere ich den Schluß eines Berichts (aus der Zeitschrift „natur“, August 1987), der sich mit einer Konferenz von „unabhängigen Strahlenforschern“, die sich mit „Strahlenopfern“ trafen, befaßte: „Das ist der Fortschritt: Früher einmal haben grausame, bösartige Alleinherrscher gemordet, was ihnen im Wege stand, dann kam die Steigerung durch einen seelischen Krüppel, der in Resonanz mit seiner neurotischen Gesellschaft Völkermord aus Prinzip organisieren ließ, und nun bedrohen brave, freundliche Männer, ja lächerlich harmlose Gestalten in anonymem Auftrag durch ein paar papierene Empfehlungen alles Lebendige. Mit „Krüppel“ ist Hitler gemeint, jener „Führer“, der eben „blinden Gehorsam“ verlangte, der die Morde von Millionen von Menschen veranlaßte und die Einteilung von lebenswert und „lebensunwert“ (womit vermeintlich rassistisch, körperlich, seelisch, ästhetisch „Minderwertige“ gemeint waren) vornahm. In der Prägnanz und Veranschaulichung vergreift sich die Aufklärung oft und vergißt die Sache. Hat das mit dem „geheimen Einverständnis“, mit der „Faszination“ beim „Hinstarren aufs Unheil“ zu tun, die Horkheimer/Adorno auch zur „Dialektik der Aufklärung“ zählen? Wolfgang Pohrt hat dementsprechend 1984 die aktuelle „Friedensdiskussion“ kritisiert – sie beteilige sich praktisch an einer „Wehrdebatte“, denn sie detailliert über die Raketen informiert sei. Ihre Ablehnung, die Empörung über die modernen Waffensysteme, sei nur ein morali-

scher „Trick“, denn daß „diese Dinger tödlich und gefährlich“ seien, habe gar niemand bestritten und sei im übrigen ohnehin bekannt. Doch auch bei Pohrt finden sich die erwähnten behindertenspezifischen Symbole in tendenziösem negativem Kontext, die Aufklärung scheint nicht ohne ihr Gegenbild der „Blindheit“ auszukommen und ich will im folgenden noch ein Beispiel ausführen, das belegt, daß es sich nicht nur um theoretische Prinzipien handelt, sondern praktische Folgen und eine einschlägige Kontinuität hat.

Eine Reportage, gesendet im ZDF am 4.6.1984, von Hartmut Schoen beginnt mit folgendem Kommentar: „. . . Grafeneck, dieser romantisch klingende Name ist für die, die von der Vergangenheit wissen, ein Symbol der Menschenverachtung, ein Name aus der Zeit des Sterbens. Die hellgrau-gestrichenen Omnibusse mit den verhangenen Fenstern, hier auf der Schwäbischen Alb (diese Ortsbezeichnung stammt von den Nazis, früher hieß es „Rauhe Alb“) hat sie jeder gesehen, damals im Winter 1940, sie haben Menschen nach Grafeneck gebracht, Menschen, die nicht so aussahen wie normale Menschen, die sich anders bewegten, anders sprachen, „lebensunwert“, so wurden diese Menschen bezeichnet. Grafeneck, das war der erste Ort im deutschen Reich, wo Kinder, Männer, Frauen vergast und verbrannt wurden . . . Wer heute nach Grafeneck kommt sieht nichts mehr von der vergangenen Zeit. Oft genug habe ich hier gehört, daß man nicht mehr so oft davon sprechen will, von damals. Man hat z.B. allein 42 Jahre gebraucht bis man hier einen Gedenkstein für die 11000 Ermordeten errichtet hat – und im angrenzenden Gestüt, da gab es ein Denkmal nach dem Tod einer wertvollen Zuchtstute schon nach wenigen Monaten. Grafeneck heute, ein Heim für geistig und körperlich Behinderte, Grafeneck, Heim und Anstalt, oder wie man hier sagt, Narrenhaus . . .“ Grafeneck ist praktisch das geblieben, was es war, hier hat man nichts gegen Kontinuität am gleichen Ort (ohne darüber reden zu wollen) unter humanen Vorzeichen. Nach „christlichen Grundsätzen“ werde das Heim heute geführt, höre ich. Die Internierten dürfen am Abend schon einmal ein Bier trinken und Fernsehschauen, so ist es im Bericht zu sehen. Weiter heißt es: „Was wissen die Menschen draußen von den Menschen hier drinnen? Immer noch werden Hilfsbedürftige zur Pflegeware degradiert, sorgfältig verdrängt in die Anstaltsabgeschiedenheit, eine Würdigung (in ironischen Anführungszeichen?) in Irrenwitzen, das ist oft

genug alles was übrigbleibt. Und schon in den ersten Tagen habe ich hier Männer kennengelernt, die, wenn man sich näher mit ihnen beschäftigt hat, oft mehr Würde und Persönlichkeit bewiesen haben als mancher selbstgefällige Normale draußen.“ Nun kann ich den Anfang des Berichts vergessen, das Ungeheuerliche verdrängen, daß Behinderte sich heute an demselben Ort aufhalten müssen, wo die Nazis ihre Tötung erstmals „ausprobieren“ – die Verdrängung wird womöglich noch mit dem Argument begründet, daß es in Grafeneck doch „schon immer“ ein „Krüppelheim“ gegeben habe. Die Aufklärung hat sich verwandelt: Die Umkehrung (der integre Behinderte) wird als Kritik an der Normalität, zu der sich kaum jemand ernsthaft zählt, benützt, vielleicht geht das ein Stück weit gut, stimmt vielleicht sogar einen provokativen Moment lang, bis sich herausstellt, daß die Umkehrung zugleich eine Projektion der Normalität selbst ist, das heißt der Behinderte wird vom Nichtbehinderten nun fein und fast unbemerkt wieder als Beispiel, als Mittel zum Zweck, verwendet. Diese Art Aufklärung holt sich selbst ein, die Fernsehreportage stellt 3 „Fälle“ vor: einen Mann, der lieber wieder nach Hause gehen möchte – das geht aber nicht; einen zweiten Mann, der Besuch erwartet und bekommt, der dann allem zustimmt und vor der Kamera in seinen eigenen Worten wiederholen soll, was sein Bruder, der Besuch, und der Heimleiter ihm vorsuggeriert haben; und einen dritten Mann, der seit 1929 in Grafeneck ist, also das mörderische Tun der Nazi überlebt hat. Der Reporter fragt letzteren: „Wenn du nicht hier wärst, wo wärst du sonst?“ „Auf dem Friedhof vielleicht“, der Mann, mit Realitätsbewußtsein, lacht und entlarvt die unschuldig scheinende Frage. Der Film endet hoffnungsfroh; die nichtbehinderten Zuschauer, die Unbekannten, dürfen ja nicht zu sehr belastet werden, demnach wird die Reportage dramaturgisch immer lieblicher. Zum Ende des Films gibt es „ein Fest im Heim. Alle sind da, sogar die Frauen aus der Küche und Wäscherei und plötzlich spürt man, was noch in diesen Männern steckt, wie viel Lust am Leben, für ein paar Stunden ist sie jetzt wirklich da, die Zeit des Lebens.“ Eine Zeitspanne, die grundsätzlich das Lebensrecht dieser Menschen bezweifelte, bedrohte und gewalttätig bestritt, ist demnach aufgehoben und ist zugleich die Grundlage dafür, daß die Nichtbehinderten, wenn sie denn wollen, die Behinderten als gelungene, willkommene Exemplare zur eigenen Rechtfertigung verwenden können. Zudem

meinen die Nichtbehinderten nun die Behinderten und deren Realität annähernd verstehen zu können und folgern daraus allgemein stellvertretend: Wir denken, daß es vorläufig das beste ist, wenn . . . Deshalb gibt es Grafeneck noch heute als „Heim“, niemand protestiert.

„Die Aufklärung hat sich selbst Aufklärung genannt“, hat Michel Foucault gesagt. Allerdings meinte er das – obwohl Foucault doch bekannt wurde mit seinen Studien zur Ausgrenzung und zum Machtgehabe der Vernunft mit Bezug auf Kant's „Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit“, wesentlich positiver als das kurze Zitat in meinem Rahmen hier nun erscheint. Die Aufklärung bestimmt auch ihre Sprachmittel selbst. Wenn sie im Namen anderer spricht, dann bestimmt sie auch, wer als Minderheit gelten und geachtet wird und wer nebenbei als Minderheit und Metapher weiter unbeachtet und damit diskriminiert bleibt. Solchermaßen gereinigte Mittel zum Zweck, je kritischer sie scheinen, z.B. die Benützung der Behinderung durch die Normalität, ist im übrigen die übliche Definition der Nichtbehinderten über das Andere, das als solches zwar erkannt, aber nicht oder nur negativ benannt werden darf. Diese Vorgehensweise in der metaphorischen Aufklärung ist penetrante „Lebenshilfe“ für die verleugnete Normalität, es ist nur logisch, daß dieser für den Rest, für eine bestimmte Auswahl von Menschen, die wörtlich unter die Metaphern fallen, die „Sterbehilfe“ folgt. Am Ende der Aufklärung der Normalität stehen meistens Behinderte als negative Variationen. Sie oder ein Aspekt oder das Phänomen „Behinderung“ muß dann wegen ihrer Existenz zum Symbol für einen sogenannten guten, normalisierten Zweck herabgesetzt werden. Selbstverständlich kann „Behinderung“, wie „Nichtbehinderung“ auch, ein Zeichen sein, aber eben nicht eines für die Bestätigung und Macht der Normalität, sondern in bezug auf bestimmte zwischenmenschliche Verhältnisse, Bedingungen und Diskriminierungen. Besonders bei der Art Aufklärung, die sich aktiv als Bekämpfung von Behinderung versteht, vermisse ich den eigenen reflektierten Standpunkt.

Arme kämpfen nicht für die Abschaffung der Armut, sie würden zuerst sich selbst attackieren, sie kämpfen vielmehr gegen den Reichtum, gegen den Vergleich mit den Reichen oder sie kämpfen für eine gerechtere oder angemessenere Verteilung, was ja auch in erster Linie die mächtigen Reichen

beträfe. Wer behauptet, er bekämpfe die Armut, sagt das demnach aus der Position desjenigen, der nicht arm ist. Und wenn es also heißt, „Kinderlähmung ist grausam, Schluckimpfung ist süß“, tangiert das Behinderte, die Kinderlähmung hatten, sie werden sprachlich genötigt ihre Krankheit und deren Folgen als „Grausamkeit“ wahrzunehmen oder in ihrer Identitätssuche entsprechend belegt vorzufinden. So korrespondiert dieser aufklärerische Slogan und die gängigen Vorurteile miteinander. Eine Entschuldigung der lediglichen Versinnbildlichung reicht nicht aus für die mangelnde Trennung von Verursachung und Veranschaulichung. Die ungenügende Reflektion der eigenen Perspektive (der Normalen) lenkt im Gegenteil von der Ursache ab.

„Behindertenbewußtsein“ wird ignoriert, die weitreichende Konsequenz für Behinderte hat Aitha Zemp 1987 festgehalten: „Es gibt uns nicht mehr . . . Kinderlähmung wird geimpft, der Rest von uns abgetrieben, ausgeschabt.“ Ich füge hinzu, daß diese Prozesse symbolisch gerade in aufklärerischen Maximen abgestützt und vorbereitet sind. Doch es geht mir nicht darum, den Bankrott der Aufklärung festzustellen und Fehler auf zuzählen, sondern zu demonstrieren, daß am Ende der Aufklärung (und der entsprechenden Erziehung) meistens die Drohung, die Abschreckung, die Gewalt, und sei es nur die symbolische Gewalt, stehen und es geht darum, zu benennen, wer dafür für wen herhalten muß. Das Wissen allein um eine schreckliche Sache (die faschistische Vergangenheit, die fatale Atomkraft usw.) rechtfertigt nicht, ein Bewußtseinzusammenbruch in der Aufklärung oder Veranschaulichung, der darin liegt, daß „Blindheit“ als Ersatz oder Metapher für die eigene sogenannte Standpunktlosigkeit genommen wird. Eine Argumentationsweise, die Macht erhält zu Lasten zuvor Etikettierter, auch wenn es um eine sogenannt „gute Sache“ geht, ist unakzeptabel. Es ist sehr bezeichnend, wie wir Nichtbehinderten gerade mit sinnlichen Kategorien wie „blind, taub, stumm“ usw. völlig kritiklos, geschmack- und taktlos umgehen.

Der grün-linke Joschka Fischer hat in einer Zeitschrift das neue Buch, „Philosophie der Abschreckung“, 1984 vom ehemals linken André Glucksmann besprochen. Letzterer postuliert die (atomare) Abschreckung für die Bundesrepublik als „Schild“, sonst käme es u.a. zur „geistigen Lähmung“. Fischer steht in der Rezension nicht nach und begreift nach der Lektüre des Buches diese Abschreckung als „Monster“ und

bezeichnet den Text kurz als „Schwachsinn“. Wer anführt, daß diese Begriffe alle nur als Metaphern gelten, verharmlost und verrät die eigene stillschweigend vorausgesetzte Normalität und die unreflektierte jeweilige Parteinahme.

Groß, stark, gesund

(Ein Gespräch mit Antje Vollmer von den Grünen)

Sozialmagazin: Wir haben den Verdacht, daß die Ökologie-Bewegung – erst recht nach Tschernobyl das behinderte Leben wertet: als nicht normal, als lebensunwert. Denn das bedeutet es doch, wenn man befindet, behinderte Neugeborene wären besser tot?

Antje Vollmer: Wenn Frauen mehr Angst davor haben, behinderte Kinder zur Welt zu bringen als tote Kinder, dann liegt da eine irrsinnige Diskriminierung von behindertem Leben drin.

Sozialmagazin: Mit einer solchen Meinung stehen die Grünen ja nicht alleine da. Sogar die Katholische Kirche, für ihre ablehnende Haltung bei Schwangerschaftsabbrüchen bestens bekannt, erlaubt ja die eugenische Indikation, sogar als einzige Indikation.

Antje Vollmer: Aber gerade in der Ökologie-Bewegung und zum Teil in der Frauenbewegung gab es ganz lange Diskussionen zu diesen human-genetischen Untersuchungen, zu den Frühuntersuchungen, die ja im Grunde genommen auf Selektion von unbehindertem Leben schon in der vorgeburtlichen Phase hinauslaufen. Wir haben uns gefragt: Was ist das eigentlich für eine Vorstellung von Normalleben, wenn Eugenetik die »Funktion der Rampe« übernimmt? Ich glaube einfach, daß die ökologische Problematik allein, wenn sie nicht verbunden ist mit anderen Bewegungen, mit sozialen Utopien und auch mit demokratischen Utopien, etwas Gefährliches hat.

Franz Christoph: Also, ich selber fühle mich von der Ökologiebewegung bedroht. Nicht nur, daß es eine Bewertung von Behinderten gibt, sondern daß auch eine unheimliche Überhöhung von nichtbehindertem Leben stattfindet.

Sozialmagazin: Ja, es bildet sich wieder – muß man ‚wieder‘ sagen? – ein totalitäres Menschenbild heraus: groß, stark, gesund; alle anderen, der ganze Rest, ist nicht normal.

Antje Vollmer: Ich meine das auch, und da ist der Hinweis auf die Nazizeit richtig, und man muß sogar noch weiter zurückgehen, daß nämlich dieser ganze Denkprozeß, der es als einen Fortschritt ansieht, Behinderung von Leben zu vermeiden oder auszuschließen, eigentlich das Denken der Zivilisation, der Kultur des weißen Mannes und der Industriekultur ist. Es wurden Menschen gebraucht, die leistungsoptimal einer bestimmten industriellen Umwelt angepaßt waren und also hatte man versucht und versucht es noch, alles, was dem entgegensteht, möglichst zu minimieren. Das hat es schon in der Weimarer Zeit gegeben und bis zum Exzeß bei den Nationalsozialisten.

Sozialmagazin: Das sind ja feine Aussichten. Und die Grünen spielen da munter mit?

Antje Vollmer: Es ist eben so, daß die vorhandenen Werturteile, also »Was ist lebenswertes Leben?« oder »Ist es nicht vernünftig und sinnvoll, die Fortpflanzung von behindertem Leben zu verhindern?«, daß die tatsächlich weiter ungebrochen fortexistieren, und zwar nicht nur in der Umgebung von behinderten Menschen, sondern häufig auch in den Köpfen von Behinderten selbst. Weil das aber alles vorgegeben ist, finde ich es ungerecht, das nur auf die Ökologie-Bewegung zuzuspitzen, obwohl ich auch finde, daß die Grünen sich Gedanken darüber machen müssen, was sie eigentlich dazu beitragen.

Sozialmagazin: Ja, und sich diese Fragen gefallen lassen müssen. Gut, es ist sicher keine Grünen-spezifische Form der Mißachtung, schon eher eine globale; denn die Verachtung von Behinderten fängt doch spätestens da an, wo man zum Beispiel die Risiken der Kernenergie leugnet und wissend weitere Behinderungen in Kauf nimmt.

Franz Christoph: Ich sage ja auch nicht, die Grünen sind böse, ich sage nur, daß Ihr als ökologische Bewegung einfach mehr Verantwortung habt. Von den anderen Parteien oder gesellschaftlichen Gruppen erwartet man sowieso nichts Besseres, als daß sie vor Mißbildungen warnen und dann wieder beruhigen und sagen: »Abtreibung ist nicht nötig«, wie Frau Süßmuth das getan hat.

Antje Vollmer: Da steckt natürlich drin, daß sie einzig nötig wäre, wenn es ein größeres Gefahrenrisiko wäre.

Franz Christoph: Eben. Und diese Sicht, die verschärft sich überall. Und dafür, daß diese alte Ideologie wieder durch-

bricht, habt Ihr Euch benutzen lassen! Wirklich, die Grünen haben sich benutzen lassen, und sie haben sich auch nicht dagegen gewehrt, daß die Humangenetik Tschernobyl benutzt hat, um seriöser zu werden. Weißt Du, Antje, vorher waren die Humangenetiker nicht sonderlich geschätzt, aber dann haben sie in ihrer Fahndung acht Mongoloide mehr entdeckt nach Tschernobyl, jetzt sind sie die Übermenschen. Und da vermissem ich einfach eine Eindeutigkeit von Euch.

Antje Vollmer: Ja, wir müssen uns fragen, was hat die ökologische Bewegung jetzt also dazu getan, und da meine ich, sie hat eine Vorstellung von Leben entwickelt, die sehr schnell im Sinne einer Utopie vom heilen Paradies, wo es Schäden überhaupt gar nicht geben kann, regelrecht verkommt. Also so zu tun: Man macht einen Sprung raus aus dieser ganzen Zivilisation, und dann ist alles heil und natürlich und lebensvoll und kraftvoll. Diese Utopie ist natürlich eine unmenschliche, weil sie überhaupt nicht dem Humanen, also durch so viele Prozesse gegangenen Geschehen gerecht werden kann.

Und das zweite, was die Grünen eventuell dazu getan haben, ist dieser Versuch, so einen schnellen Weg zu machen, alles zu schützen, gerade weil man denkt, das ist alles so bedroht; also, möglichst schnell die staatlichen Instanzen zu besetzen, gerade diejenigen, die ja für viele dieser inhumanen Lebensprozesse selber verantwortlich waren, und zu sagen, sie sind sozusagen neutral und wenn die richtigen ökologischen Menschen kommen, dann machen sie die Schutzgesetze, unter denen das Leben hervorragend gedeiht.

Und das dritte denke ich, ist dieses Ankurbeln des individuellen Überlebens, dieses individuellen, aggressiven Überlebenswillens: zu sagen, also ich kämpfe um meine eigene Becquerelarme Milchtüte, ich kämpfe um mein eigenes gesundes Kind. Diese Art egozentrisches Denken ist eher durch die ökologische Bewegung noch gestärkt worden.

Sozialmagazin: Da muß man sich ja fragen, wie verhindert man das eigentlich?

Antje Vollmer: Das ist gar nicht einmal die Frage. Eher die Tatsache, daß eine ökologische Bewegung immer dann gefährlich wird, wenn sie nicht mit radikaldemokratischen Utopien verbunden ist, also weil eine Demokratie eigentlich von dem Prinzip der Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Menschen ausgeht.

Sozialmagazin: Wie könnte die neue grüne Politik denn aussehen?

Antje Vollmer: Die muß erstens als eine ökologische Bewegung mit radikal-demokratischen Vorstellungen verbunden sein und auch mit sowas wie sozialen Utopien vom Zusammenleben der Menschen, das übrigens nicht ein ganz und gar egalitäres Prinzip sein kann.

Sozialmagazin: Wie meinst Du das?

Antje Vollmer: Dieser Hang zum Egalitären, das ist eigentlich der Kampf der freien Wildbahn, der Unterschiede unter Menschen überhaupt nicht zuläßt, sondern immer nur den Platz in der ersten Reihe kennt, um den dann alle kämpfen.

Franz Christoph: Ein Problem von Euch als Partei ist es sicher daß Ihr von Sozialpolitik ja eigentlich nichts drauf habt. Sozialpolitik habt Ihr ein Stückchen adoptiert – als Pflichtthema – dann habt Ihr Euch ein paar Betroffenheitsmodelle aufschwätzen lassen, und das ist Eure Sozialpolitik. Das ist gespenstisch, weil von Euch Sozialpolitik nicht ernstgenommen wird. Aber die Trennung von ökologischer Politik und Sozialpolitik geht nicht mehr.

Antje Vollmer: Das wird mir in diesem Gespräch auch besonders klar.

Sozialmagazin: Ja, eine Trennung von Sozialpolitik und Ökologie, die kann verheerend sein, denn in der Tat ist man dann rasend schnell bei einem ultramodernen sozial-darwinistischen Weltbild, aber darin sind die Grünen ja ziemlich stark und haben eine unrühmliche Vorläuferposition. Beispiel: Wenn's jetzt einmal nicht um Behinderte geht, sondern um Gesundheit oder um Krankheit, Krankheit als Mangel gemessen an Gesundheit, dann sieht das doch so aus: Ein Kranker macht sich doch anfällig für Anschuldigungen wie: »Wenn Du krank bist, bist Du selber schuld«. Begründung: Es gibt heute soviele Möglichkeiten, gesund zu leben, Sport, Teilzeitarbeit, es gibt alle möglichen Entlastungsmodalitäten, ökologische Bauweise und dann natürlich die ganze Körnerkultur. Wer es da nicht schafft, gesund zu bleiben, der hat mit sich selbst geschlampt.

Aber nicht genug der Moral: Ihr habt alle genug Geld, im Reformhaus die teure Milch zu kaufen, und platt gesagt, auf Plastik jederart zu verzichten. Es ist auch eine Frage des Einkommens, wieviel Gesundheit man sich kaufen kann, wenn sie denn käuflich ist. Das meiste ist es nicht und selbst wenn,

hätte nicht jeder die Mittel dazu. Jedenfalls macht sich kaum einer wirklich mal Gedanken, inwiefern mit diesem Leistungsanspruch »sei gesund« auch so ein totalitäres Menschenbild gebaut wird, das für alle, die nicht ganz dem so Vollkommenen, dem Ganzheitlichen entsprechen, einfach repressiv sein muß.

Franz Christoph: Ich denke, daß Verachtung gegenüber Krankheit und Behinderung jetzt offener zum Ausdruck kommt als früher, z.B. in den siebziger Jahren, wo man sich nicht getraut hat, so etwas zuzugeben, man wollte ja als human gelten; und auf einmal wird Tschernobyl benutzt, um endlich mal offen seine Verachtung zum Ausdruck zu bringen. Jetzt ist es umgekehrt, jetzt gilt gerade die Verachtung als human, weil es ja nicht um Behinderte geht, nein, um was viel Wichtigeres, es geht um das Überleben der menschlichen Rasse, wo man automatisch die Behinderten ausschließt.

Antje Vollmer: Ja, das heißt es, wenn der Schutz des Lebens vor Schädigungen zur Vermeidung von Schädigungen generell wird. Also: daß man Angst und Entsetzen allein über die Gefahr von Schädigung schon ausdrücken darf und daß das dann ‚Engagement fürs Leben‘ heißt.

Franz Christoph: Es ist sicher kein Zufall, daß Sterbehilfe jetzt am Exempel Behinderung diskutiert wird, nachdem im Zusammenhang mit Tschernobyl immer vor Behinderung gewarnt worden ist.

Antje Vollmer: Könnte stimmen, aber offen ist doch im Moment eigentlich die Frage nach den Gegenbildern, die die Spannung von Uneinheitlichkeit, Unvollkommenheit aufgreifen und sich gegen alles Normengerechte wenden können.

Sozialmagazin: Nicht so schnell: Warum ist das Ganzheitliche uns so wichtig, warum macht das Unvollkommene so viel Angst, daß wir uns durch den Mangel bedroht fühlen? Das sind doch Tabuthemen, die nicht länger welche bleiben sollten. Es ist auch ein Tabu, aber trotzdem Realität; »die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen.«

Dieser intendierte Prozeß, daß man die Schlechten, also die Untauglichen aussondert, dieser Prozeß hat über seine entwicklungsgeschichtliche Zeit, in der er stattgefunden hat, uns natürlich nicht unberührt gelassen. Wir sind in dieser Welt groß geworden, wir sind in dieser Gedankenwelt groß geworden, und ich behaupte, daß nur ein gezieltes angestrebtes Umdenken uns wieder wegbringt von dieser Entwicklung; das

heißt, daß uns heute Behinderung und Krankheit oder Alter oder Pflugschaft – als Kinder eben dieser Entwicklung – ängstigen oder Abwehr und Haß hervorrufen. Diese Zusammenhänge muß man sich – und die Grünen mit ihrer vermehrten Verantwortung ganz besonders – immer wieder vor Augen halten.

Franz Christoph: Ach weißt Du, es hätte schon viel geholfen, wenn einer von den Grünen zum Beispiel bei der Sache mit den acht Mongoloiden gesagt hätte: »Das ist schlimm, aber eine Katastrophe ist es nicht! Und: es hätte noch viel härter kommen können: Die Kinder hätten auch tot sein können!«

(Mit Antje Vollmer und Franz Christoph sprach Ria Puhl)

Tödlicher ZEIT-Geist

Im Sommer 1989 gab es einigen Wirbel um eine neue „Ethik“, deren Hauptpropagandisten offen die Tötung behinderter Neugeborener fordern. Einige Veranstaltungen mit dem australischen „Philosophen“ Peter Singer mußten aufgrund der Proteste abgesagt werden – darunter ein wissenschaftliches Symposium der Bundesvereinigung Lebenshilfe in Marburg. Insbesondere die Hamburger Wochenzeitung DIE ZEIT tat sich in der Propagierung der Singerschen „Ethik“ hervor; und der ZEIT-Redakteur Reinhard Merkel trat gemeinsam mit Singer in der österreichischen Talk-Show Club 2 auf. Der „Diskurs über Euthanasie „ist mit aller Mediengewalt eröffnet worden – gegen alle Warnungen und den Widerstand der potentiell Betroffenen in der BRD und in Österreich.

Christoph: Singer vertritt Menschenverachtung und Mord-Theorien. Wenn Eltern, so ist eine seiner Argumentationen, zwei Kinder haben wollten, und dann kriegen sie erst ein behindertes, haben sie selten noch Kraft für ein zweites, gesundes Kind, welches viel mehr Glück im Leben zu erwarten hätte als das behinderte. Deshalb dürfe und müsse man das behinderte Kind am besten gleich nach der Geburt töten – es habe ja sowieso nur ein qualvolles Leben zu erwarten. Noch weiter ging Singer in der ORF-Talk Show: Kinder, die ein Leben im Heim erwarte, weil ihre Eltern sie ablehnen, sollten auch umgebracht werden, weil es schrecklich ist, im Heim zu leben. Das

ist seine zynische Logik. Wir müssen Heime ablehnen, keine Frage. Sie sind Produkte des konserativen „fürsorglichen“ Denkens. Wenn die Euthanasie-Propagandisten sagen: Lieber tot als Heim, dann ist das allerdings eine sehr tödliche Form der Auflösung von Behindertenheimen.

Frage: Singer begründet seine Euthanasie-Vorschläge mit den voraussichtlichen „Unglückserwartungen“ eines Menschen. Er spricht von der Pflicht zur „Innenansicht“: Eltern und Ärzte sollten aktiv über Leben und Tod entscheiden. Neugeborene, Kleinkinder, Schwerkranke und Schwerbehinderte seien ohnehin nicht dazu in der Lage, „selbstbestimmt“ über ihr Leben zu entscheiden.

Christoph: Die Behauptung von der „Innenansicht“ gibt es, seit es Behinderte gibt. „Innenansicht“ ist immer Außenansicht, ist immer die Bewertung von Behinderten durch Nichtbehinderte. Es ist egal, ob das wohlwollend gemeint ist oder nicht. Mal sind wir „lebensunwert“, mal die „patenten Menschen“. Wir sind auf diese Art und Weise schon immer unserer Persönlichkeit beraubt worden. Man muß es als Nichtbehinderter aushalten können, daß man an einzelne Personengruppen nicht ran kann und daß die „Innenansicht“ von Behinderten nicht automatisch verfügbar ist. Nichtbehinderte sagen uns anmachend oder im freundlichen Ton: Toll, wie du mit deiner Behinderung umgehst, aber ich würde das nicht schaffen, ich hätte mich schon umgebracht. Das sind die üblichen „Innenansichts“ Euthanasie-Vorstellungen. Und damit sind wir bei Singer & Co. Kaum jemand begreift überhaupt, daß es hier um die Legalisierungsforderung nach Massenmord geht. Es soll wieder „erlöst“ werden. Die Mörder fordern den „Gnadentod“ für uns und reden von „Hilfe“.

Frage: Du hast in deiner Protesterklärung vor der ZEIT geschrieben: „Gegen diese Art von ‚Hilfe‘ wehre ich mich . . . Gut zehn Jahre früher geboren, hätte man mir und meinen Eltern durch die tödliche Gnade der Nazi-Euthanasie ‚viel Leid erspart‘“. Und am Schluß der Erklärung schreibst du : „Die Pressefreiheit ist dort keine mehr, wo sie publizistische Todesurteile über Menschen fällt.“ – Das sind schwerwiegende Worte. Warum waren sie nötig?

Christoph: Die ZEIT hat Pro-Singer geschrieben, seine „Ethik“ seitenlang veröffentlicht und zwar ausschließlich zur

Unterstützung der Euthanasie-Forderungen. In der ZEIT stand: Seit Hitler sei man hierzulande nicht mehr fähig, über „lebensunwert“ und „lebenswert“ zu diskutieren und man müsse diese Fähigkeit nun endlich wiederfinden. In der ZEIT wurden die Gegnerinnen und Gegner der Euthanasie-Debatte als hysterisch, beschränkt, paranoid dargestellt und zwar auf übelste Art und Weise bis hin zu Halbsatzzitaten aus seitenlangen Briefen. Die ZEIT-Artikel zum Thema Euthanasie waren unverschämt und aggressiv, forderten anhand von Einzelschicksalen die Legalisierung der schnellen Tötung, und es gab auch nicht ein einziges, wenigstens bedenkliches Wort. Deshalb habe ich mich am 27. Juli vor dem ZEIT-Gebäude angekettet und gegen diese Propaganda protestiert. Chefredakteur Theo Sommer schlug dann eine extra einberufene Redaktionskonferenz vor – mit Kritikern der ZEIT-Artikel. Und was lese ich einige Wochen später über dieses Gespräch in der ZEIT, nachdem man uns mit diversen Ausflüchten keine Fahnen zur Autorisierung geschickt hatte? Kein Wort von den Entschuldigungen Theo Sommers, kein Wort von innerredaktioneller Kritik an Euthanasie-Fan Merkel, kein Wort über den Anlaß der ganzen Debatte!

Frage: Du bist, wie Josef Schädle von der DGSP und dem evangelischen Bischof Wilckens in diesem ZEIT-Dossier angekündigt worden als Teilnehmer an der „Fortsetzung der Euthanasie-Debatte“...

Christoph: Das ist unverschämt! An einer „Fortsetzung der Euthanasie-Debatte“ würde ich mich genauso wenig beteiligen wie an einer Pro- und Contra-Diskussion über das Lebensrecht von Menschen. Das gilt übrigens auch für Josef Schädle. Wir sind sehr empört über die Vorgehensweise der ZEIT-Redaktion. Offensichtlich gab es dafür schlimme Gründe. Einer ist, daß man augenscheinlich den Singer-Verehrer und ZEIT-Redakteur Merkel protegieren wollte für seinen ORF-Auftritt gemeinsam mit Singer. Schwerwiegender ist, daß die ZEIT ein permanent geschichtsloses Bewußtsein zur Euthanasie hat. Theo Sommer übernimmt beispielsweise einen Teil unserer Kritik, – das Lebensrecht von Behinderten dürfe nicht diskutiert werden – , fordert aber gleichzeitig eine Debatte über „ethische Probleme der Euthanasie“. Euthanasie ist immer und grundsätzlich ein ethisches Problem! Euthanasie war Massenvernichtung von Behinderten! Und dann kommen die klugen Bil-

dungsbürger à la ZEIT, aber auch Überschriftenmacher von Blättern wie KONKRET, und berichten uns: Euthanasie heißt „Schöner Tod“. Wunderbar, diese Deutung aus dem Fremdwörterlexikon des Duden! Als gäbe es keine Erfahrungen und keine Geschichte. Euthanasie ist Massenmord! Alles andere ist Verharmlosung und nachträgliche Entschuldigeri der Verbrechen, die wir alle kennen. Das paßt zu gut zur Geringschätzung von behinderten Opfern als Naziopfer minderer Güte. In anderen Zusammenhängen wird davon gesprochen, daß Sprache ein Warnsignal ist. Eigentlich müßte man doch schon hellhörig werden, wenn wieder vom „Schönen Tod“ für „Leidende“ die Rede ist. Aber nein – heute ist ja alles gaaanz anders ...

Frage: Singer und ZEIT argumentieren: Es passiert sowieso, es ist Fakt, daß behinderte Neugeborene oft umgebracht werden, „passiv“ und „aktiv“. Deshalb müsse diese Debatte geführt werden, deshalb müsse man darüber reden ...

Christoph: Reden müssen wir, keine Frage! Wir haben in den letzten Jahren zu wenig über die Bedrohungen geredet. Aber doch nicht unter den Fragestellungen und Zielen der Euthanasie-Propagandisten! Wir können uns doch nicht mit ihnen an einen Tisch setzen, quasi als „Betroffenheitsmodell“ die Tötungsdebatte auch noch legalisieren! Das geht doch nicht! Und, was die „Grauzone“ betrifft: Überall wird die zum sogenannten Beweis genommen, von der ZEIT, vom ORF, von PANORAMA. Es sei einer Demokratie unwürdig, aufgrund unverbindlicher Empfehlungen oder gar im „rechtsfreien Raum“ Tötungsentscheidungen zu treffen. Was wollen uns die Autoren damit sagen? Einerseits wird ein Mißstand angeklagt – und andererseits wird dessen Legalisierung gefordert. Man ruft nach „Kommissionen“, die die Entscheidung treffen sollen. Keiner macht sich mehr die Mühe, über die Tatsache dieser Grauzone, der Praxis von Behindertentötung, ernsthaft nachzudenken. Ich bin auch für Kommissionen. Ich finde, wir brauchen Kontrollkommissionen die überprüfen, wieso so viele schwerbehinderte Neugeborenen an „Herzversagen“ sterben – so steht es dann im Totenschein. Irgendwie müssen wir ja mal in die Offensive kommen gegenüber solchen Dunkelziffern.

Frage: Damit allein kann aber die neue Euthanasie mit Sicherheit nicht zurückgewiesen werden?

Christoph: Das ist richtig. Es geht für uns um die Verteidigung unseres Lebensrechtes. Es wird ja bereits diskutiert unter Fragestellungen wie: „Haben schwerstbehinderte Neugeborene ein Recht auf Leben?“ Liest und hört man, für wen Singer, Merkel und andere die Euthanasie fordern, dann bleibt nicht mehr viel übrig an Behinderten: Bluter, mongoloide Menschen, Kinder mit spina bifida, schwer Körperbehinderte, Babys, die viele Operationen zu erwarten haben, behinderte Babys, die ins Heim kommen sollen . . . ZEIT-Journalist und ehemaliger Hamburger Chefarzt H. Bräutigam bringt bereits Frühgeborene ins Gespräch, potentielle „Schwächlinge“ also Kinder, die künftig Dialyse-abhängig sein werden . . . Gemeint sind offensichtlich alle Behinderten – nicht zuletzt auch aus Kostengesichtspunkten. Das schließt nicht aus, daß man nach wie vor ein paar dekorative Ausnahmen machen wird. Aber der „anerkannte, emanzipierte Krüppel“ ist passe – das war sowieso eine Farce. Das war eine Versuchsanordnung der Nichtbehinderten. Es wird für uns zukünftig einen brutalen und mitleidslosen Überlebenskampf geben um die Nischen der Anpassung. In fünf Jahren, fürchte ich, werden Krüppel auf der Straße verprügelt. Man wird uns fragen: Wieso lebt ihr? Wieso seid ihr nicht glücklich verhindert worden? Wieso seid ihr unvernünftigerweise noch da? Wir sind jetzt in der Defensive. Was nutzt uns die „behindertengerechte“ Wohnung, wenn es uns nicht mehr gibt?

Frage: Die, die nach Euthanasie rufen, würden sich mit Sicherheit dagegen verwahren, daß dies so gemeint sei. Sie behaupten, es handele sich um ein völlig neues Problem, hervorgerufen durch die „Fortschritte der Apparate-Medizin“.

Christoph: Das ist unsauber und verlogen. Mongoloide Menschen zum Beispiel haben vor zwanzig Jahren, als es die sogenannte Hochleistungsmedizin noch nicht gab, nicht ihr Lebensrecht in Frage stellen lassen müssen. Die Apparate-Medizin ist nichts als ein Deckmantel für die Abschaffung unseres Lebensrechtes. Dieses Vorgehen ist hinterhältig. Wenn ZEIT-Autor Merkel angeblich realistisch und einfühlsam beschreibt, daß ein behindertes Kind im Krankenhaus zwei Jahre lang ununterbrochen schreit, um dann irgendwann – endlich – zu sterben nach vielen Operationen, dann muß man sich doch fragen, ob denn niemand dieses Kind je in den Arm genommen hat, und nicht, ob es lieber getötet hätte werden sol-

len. Die Art und Weise der Propaganda für Euthanasie ist perfid. Und niemand wundert sich – tiert werden darf. Wir dürfen uns deshalb jetzt viel erlauben. Eine Gesellschaft, die uns umbringen will, hat kein Recht auf „staatsbürgerliches“ Verhalten unsererseits. Vielleicht ist manch behinderter Mensch, der „betreut“ wird, ein künftiger „Krüppel-Terrorist“.

Frage: Die „Spiel“regeln sind also vorgegeben? Gibt es keine anderen Möglichkeiten außer ermordet werden oder Notwehr bis hin zu „Terrorismus“?

Christoph: Vielleicht doch. Wenn es wirklich diese vielgepriesene Parteilichkeit für unser Lebensrecht gäbe. Dann müßten sich aber alle diesem „Diskurs“ verweigern. In den linken und aufgeklärten Kreisen gibt es bisher meist eine komische und sehr unpolitische Fürsorglichkeit in dieser Frage: Wir sehen ja ein, daß Behinderte sich nicht direkt an dieser Debatte beteiligen mögen, deshalb treten wir jetzt an eure Stelle und vertreten euch in diesem wichtigen und spannenden Diskurs über euer Lebensrecht. Was würden die gleichen Leute sagen bei der Aufforderung an einen politisch bewußten Juden, sich mit Neofaschisten an einen Tisch zu setzen unter der Fragestellung: Gab es Auschwitz oder unter welchen Umständen könnte es legitim sein? Man hätte nicht nur Verständnis für die Absage des eingeladenen Vertreters der Juden, sondern wäre auch begeistert über die Absage des kritischen Historikers, der den verfolgten Juden nicht in den Rücken fallen will. Und das wäre richtig.

Frage: Singer und Merkel haben Euch den Vorwurf gemacht, Ihr hättet die faschistische Vergangenheit nicht verarbeitet, wäret keine Demokraten und deshalb selbst faschistisch in Euren Widerstandsstrategien . . .

Christoph: Das kennen wir schon lange. Wenn wir uns nicht lustvoll mit denen an einen gemeinsamen Tisch setzen, um über unsere Vernichtung zu debattieren, dann sind wir Faschisten oder undemokratisch. Das ist die Logik der neuen Liberalität. Man wirft uns Tabuisierung vor. Das ist ein falsches Wort. Es geht um nichts anderes als die Verweigerung, mit den Menschenverachtern an einem Tisch zu sitzen und eine Debatte um das Lebensrecht von Menschen zu führen. Das nicht zu tun, ist eine Frage des politischen Anstandes.

(Mit Franz Christoph sprach Katja Leyrer)

Eher unscheinbar steht der Altbau mit den Giebelfenstern hinter dem Torturm. Der fahlgelbe Putz blättert ab. Über den Fenstern im Erdgeschoß eine verwitterte Aufschrift: „Volksbücherei Braunau“. Am dunkelbraun-geschnitzten Eingangstor das Schild der „Lebenshilfe“, einer Behindertentagesstätte. Man kommt halt nicht umhin, zuckt der ältere Herr im blauen Anzug mit den Schultern. Der Augsburger stellt sich in Positur. Vor ihm das antifaschistische Mahnmal, hinter ihm Hitlers Geburtshaus. Edgar Hertwich, der junge Zivildienstleistende aus Braunau, drückt auf den Auslöser. Fertig ist das Foto fürs Familienalbum. Ist das ein bestimmtes Haus?“ hatte sich der Kurgast aus dem bayerischen Bad Füssing zunächst scheinbar ahnungslos erkundigt. Bis er dann partout wissen will, ob Hitler im ersten oder zweiten Stock geboren wurde. . .

Bei den Sicherheitsbehörden sind die Vorbereitungen für das ominöse Datum des 20. April bereits angelaufen. Über die Details wird jedoch keine Auskunft erteilt. Inoffiziell ist von 200 Gendarmen die Rede, die an den kritischen Tagen die Altstadt abriegeln. An den Grenzübergängen sind strenge Kontrollen für Skinheads angesagt. Das Hitler-Haus selbst wird von Polizei besetzt. Die Behinderten werden ausquartiert. Sie sollen an diesem Tag einen Ausflug machen.

(aus die tageszeitung, 19.04.89; Bericht aus Braunau, Hitlers Geburtsort, von Luitgard Koch)

Die Integration von behinderten Kindern und Jugendlichen ist ein weiteres wichtiges Problem der Karlshöhe. Leistungsschwache, sehgeschädigte und nicht sehgeschädigte Jugendliche führen ein Gartenprojekt durch. Der Aufbau einer Staudengärtnerei ist geplant. Für 15 dort arbeitende Menschen soll Wohnraum im ehemaligen Gesindehaus geschaffen werden. Hierdurch soll zum ersten Mal eine reale Verknüpfung von Ökologie und Behindertenarbeit stattfinden.

(aus einer alternativen Ankündigung 1988)

Kinderlähmung bald ausgerottet? Genf. – Die Kinderlähmung, an der weltweit jährlich noch immer 250000 Kinder erkranken und 25000 sterben, soll bis zum Jahr 2000 ausgerottet werden. Die Weltgesundheits-Organisation (WHO) hat einen entsprechenden Beschluß 1988 gefasst. Am Mittwoch legten in Genf Experten anlässlich der diesjährigen WHO Jahresver-

sammlung einen detaillierten Plan vor, wie Polio durch ausgedehnte Impfprogramme bekämpft werden soll. Vorbild ist dabei der Feldzug gegen die Pocken, die in der Zeit von 1967 bis 1979 ausgerottet worden waren. Noch vor 15 Jahren waren in den Entwicklungsländern weniger als fünf Prozent der Kinder gegen Polio, Diphtherie und Masern geimpft. Im Falle der Kinderlähmung sollen bis Ende 1990 schon 80 Prozent der Kinder geimpft sein und im Jahre 2000 über 90 Prozent.

(aus Tages-Anzeiger Zürich, 18.05.89)

*Vor den Fenstern hängt der Regen
In den Stuben brennt das Licht
Wir wagen nicht uns zu bewegen
Wenn uns Deine Nadel sticht*

(Sigi Maron, österreichischer Liedermacher)

3. Das Sprach-Kapitel

„Schwer versehrte Kohlegianer...“

1983 war es, da suchte ich das Koordinierungsbüro der Friedensbewegung auf und soff dort einen halben Tag lang – aus Protest: ich wollte auf den unbedachten Umgang mit Sprache und Metaphern aufmerksam machen, auf das stärker werdende Klima von Krüppelfeindlichkeit auch in der Friedensbewegung.

Vor zirka 100 Jahren schrieb ein anerkannter Pädagoge: „Der Krüppel ist von Natur aus böseartig.“ Diesen Gedankengang machten sich offenbar immer mehr Friedensbewegte zu eigen.

Jo Leinen etwa, einer der damaligen Sprecher der Friedensbewegung. Der beliebten Reihe von Behinderten-Schimpfwörtern fügte er eine neue Variante hinzu: Weil er sich über einen Ordnungsamtsleiter geärgert hatte, schrieb er einen Brief an den Mann mit der Anrede: „Schwer versehrter Herr ...“ Ein Amtsrichter im hohen Norden erkannte die Absicht und honorierte sie mit einem Urteilsspruch. Leinen wurde verknackt, dem Amtmann Genugtuung zuteil und „wir Krüppel“ – dank Friedens- und Umweltschützer Leinen – im Namen des Volkes „zur Beleidigung“ erklärt.

Leinens grüne Friedensfreunde nahmen den Gag ihres Vordenkers freudig erregt auf und „wir Krüppel“ machte in ihrer Fraktion als Beleidigungsformel im Bremer Wahlkampf die Runde. Bei einer Wähler-Werbe-Runde der Grünen ertete ein alternativer Nachwuchskandidat mit der neckisch kritischen Anrede „Schwer versehrte Kohlegianer...“ heftigen Applaus. Sogar Otto Schily, einer der damaligen Ober-Bundestags-Grünen klatschte aufgekrazt in die Hände.

Andererseits werden bei den Grünen kritische Stimmen in den eigenen Reihen auch schon mal mit „du Basisbehinderter“ verballhornt.

Oder ein anderes Beispiel: Das ÖTV-Oktober Heft 1983 brachte als Titelbild zwei bekannte „blinde“ Kriegstreiber, die sich mit je einer Rakete und einem Blindenstock dem Abgrund

entgegen tasten. „Blind“ ist eines der beliebtesten Schimpfwörter der Rüstungsgegner. Sie benutzen die Bezeichnung für eine unpraktische Einschränkung als Metapher für moralisches, intellektuelles und politisches Versagen.

Krüppeltum scheinen sich die Friedensfreunde als Schreckensversion besonders gern auszumalen. So wird in der Anti-Kriegs-Agitation „verkrüppelt“ und „Tod“ auf eine Stufe gestellt – nach dem Motto: „Verkrüppelt, blutig, dezimiert.“ So suchte eine Bremer Friedens AG 1982 noch Behinderte um die Schrecken des Krieges bildlich darzustellen.

Derselbe Bewußtseinsstand drückt sich in einer Anzeige der Aktion „Ärzte warnen vor dem Atomkrieg“ aus. Da sagen sie: „Die Überlebenden werden die Toten beneiden.“ Darunter, ein Bild eines behinderten japanischen Mädchens. In ihrer Analyse sind sich die Friedens-Ärzte übrigens vollkommen einig mit der HUK-Versicherung, die in einer Sicherheitsgurt-Werbe-Aktion feststellt: „Verkrüppelt ist ein schlimmer Tod.“

Sicherlich werden einige wortgewandte Friedfertige feststellen, damit seien nicht wir, sondern die Überlebenden eines Atomkriegs gemeint, was man ja am Beispiel Hiroshima deutlich sehen kann. Doch für die meisten sind solche Erklärungen zu abstrakt. Sie denken, wenn sie die Parole der Friedensärzte hören, in erster Linie an uns. Doch selbst wenn sie „Die Überlebenden werden die Toten beneiden“ auf Hiroshima angewandt wissen sollen, bedeutet dies zumindest eine ziemliche Verachtung der überlebenden Atombombenopfer, unterstellt diese seien traurig, nicht zu den Toten zu gehören.

Wie sehr Behinderung im Denken vieler mit dem Tod zusammenhängt, zeigt das Denken vieler Nichtkrüppel: „Wenn ich behindert wäre, würde ich mich umbringen.“ Partnerschaftlich klingt das so: „Ich bewundere Dich, wie Du mit Deiner Behinderung fertig wirst. An Deiner Stelle wäre ich schon lange aus dem Fenster gesprungen.“ Die Frage, die sich hier stellt, heißt: Kann es sich die Friedensbewegung überhaupt leisten aus agitorischen Gründen auf uns als Abschreckungsmodelle zu verzichten?

Kann sie neue Formen entwickeln sich dagegen zu wehren, wenn Menschen mit Gewalt zu Krüppeln gemacht werden, ohne uns damit automatisch als „lebensunwert“ darzustellen?

Da Protest von Behinderten in der Regel sowieso nicht ernstgenommen wird, habe ich mich entschieden, meinen Unmut durch demonstratives Saufen kundzutun. Auch deshalb, weil

es gut zu unserer gesellschaftlichen Rolle des verbitterten Elend paßt.

Ich muß zugeben, Angst gehabt zu haben durch meine Aktion den „Fürsorglichen Kriegern“ in die Hände zu spielen. Damit meine ich zum Beispiel Politiker, die Raketen lieben und auch gerne für etwas Menschliches die Schirmherrschaft übernehmen. So etwa wenn Bürger für einen guten Zweck Bierfässer rollen oder meterweise Wurst um die Wette fressen. Die jedoch auch keine Probleme haben, Behinderte in denselben Gebäuden zu verwahren, wo sie während des Dritten Reiches vernichtet wurden. Gerade von Leuten, die so handeln, wollte ich nicht benutzt werden.

Jedoch habe ich auch Angst einmal von Kindern auf der Straße gefragt zu werden: „Was hast Du denn mit Deinen Beinen, gab's damals Frieden oder nicht?“

Nichts gegen Blinde

Haben die früheren Wohltätersprüche wie „Behinderte sind Menschen wie Du und ich“ keine Gültigkeit mehr?

Ich denke der scheinbare Meinungswandel hängt mit der Hinterhältigkeit der Kernenergie zusammen. Sie macht keine Unterschiede zwischen Lebenswerten und denjenigen, welche „gerade noch mit dem Leben zu vereinbaren“ sind. Wären nur wir Behinderte durch den Atomtod gefährdet, würden wir uns wohl vor Mitgefühl kaum retten können. Das gesellschaftlich höher bewertete nichtbehinderte Leben wäre auf natürliche Art und Weise bestätigt. Die die Aussonderung begünstigende Verachtung wäre nicht nötig. Unser gesellschaftlich geringerer Stellenwert könnte weiter durch dekorative Fürsorglichkeit verdeckt werden.

Es würde nicht auffallen, daß behinderte Opfer der NS-Herrschaft im Nachkriegsdeutschland als Naziopfer minderer Güte behandelt werden. Im hessischem Hadamar, wo mindestens 10000 Behinderte im Dritten Reich der Vernichtung zum Opfer fielen, werden heute noch psychisch Behinderte teilweise in denselben Räumlichkeiten untergebracht, die früher unweigerlich die Endstation ihres Lebens bedeuteten. Der Träger dieser Landespsychiatrie ist das Land Hessen. Die Grünen trugen während ihrer hessischen Regierungszeit für diese „fürsorglichen“ Maßnahmen Mitverantwortung. An ihrem realpoliti-

schen Umgang mit der deutschen Vergangenheit fanden sie nichts Anstößiges. Zum Vergleich sei einmal die Mehrheitsmeinung zugrunde gelegt, Psychiatrien seien das Beste für psychisch Behinderte. Wer könnte sich denn eine „Erholungsstätte“ für Juden in Dachau vorstellen? Wieso diese allgemein übliche unterschiedliche Aufarbeitung der deutschen Geschichte? Liegt es daran, daß die Juden im Gegensatz zu Behinderten in der Regel körperlich, seelisch und geistig „intakt“ waren?

Dieser Verdacht drängt sich bei der Betrachtung des sonst so umstrittenen Paragraphen 218 auf. Selbst das Zentralkomitee der Deutschen Katholiken, welches durch das gelegentliche Zerreißen des Tischtuches ungeborenes Leben vor grünen „Mörderbanden“ schützen will, findet eine Vorgehensweise mit eugenischer Ausnahme legitim. Auf Anfrage der Zeitschrift „zusammen“ erklärte die stellvertretende Vorsitzende des ZK, Frau Ursula Hansen, Ministerin für Soziales und Familie in Rheinland-Pfalz, die Abtreibung behinderter Föten für „eine persönlich zu treffende und zu verantwortende Entscheidung“ der Eltern. Die christliche Gesinnung der Ministerin scheint sich auf die erbbiologische Qualität des deutschen Nachwuchses zu beschränken. Zur Sicherung des gesunden deutschen Nachwuchses gibt es zusätzlich noch die Humangenetischen Beratungsstellen. Sie werden von nahezu allen Wohlfahrtsverbänden unterstützt. Hier knüpft die deutsche Wohlfahrt an ihre traurige Tradition an. Sie schwankte immer zwischen „Krüppelfürsorge“ und „Bekämpfung des Krüppeltums“, was auch an der Kontinuität so mancher Namensgebung deutlich wird:

- 1909 „Deutsche Vereinigung für Krüppelfürsorge“
- 1933 „Reichsarbeitsgemeinschaft zur Bekämpfung des Krüppeltums“
- 1947 „Deutsche Vereinigung für Krüppelfürsorge“
- 1955 „Deutsche Vereinigung zur Bekämpfung des Krüppeltums“
- 1957 Deutsche Vereinigung zur Förderung der Körperbehindertenfürsorge
- 1962 „Deutsche Vereinigung für die Rehabilitation Behinderter“

Die neuerlichen Ansätze zur „Bekämpfung des Krüppeltums“ finden breite gesellschaftliche Unterstützung, was zum Teil an

der verharmlosenden Sprache der Wohl-Täter liegt. In einer Fernsehdiskussion im 3. Programm des WDR erklärte mir der SPD-MdB und Vorsitzende der „Aktion Sorgenkind“ Herrmann Buschfort, er sei für die flächendeckende Versorgung der deutschen Bevölkerung durch Humangenetische Beratungsstellen. Die „Aktion Sorgenkind“ unterstützt die Humangenetischen Beratungsstellen finanziell. Es fällt schwer zu glauben, daß der ehemalige Behindertenbeauftragte Buschfort nicht weiß, daß die von ihm verteidigte Humangenetik weniger mit Beratung als mit Entsorgung von Behinderten zu tun hat. Aber das „Humangenetische Institut der Universität Bonn“ wird beispielsweise auch noch unterstützt von:

Arbeitskreis Behindertenarbeit der Ev. Kirche Bonn/Bad Godesberg

Lebenshilfe für Geistigbehinderte Bonn e.V.

Diakonisches Werk

Caritasverband für die Stadt Bonn

Beratungsstelle für Schwangerschaftskonflikte

Deutsche Retinitis-Pigmentosa Vereinigung

Auch sonstige Kritiker der Genforschung schließen sich dieser Allianz an, als ob die Welt nur für Normgerechte geschaffen sei.

Selbst die sonst nicht besonders wissenschaftsgläubige ehemalige Bundessprecherin der Grünen Jutta Dittfurth machte sich fünf Minuten nach der Bekanntgabe der brisanten Tageschaumeldung „Zunahme von Mongolismus“ life aus dem AKW-Brokdorf, gegen die Kernkraft argumentierend, die neuesten „Kenntnisse“ der Humangenetik zu eigen. Kritik, geschweige denn Widerstand, an der inflationären Geringschätzung des behinderten Lebens ist in den Reihen der Anti-AKW-Bewegung nicht zu erwarten. Gerade innerhalb dieser Bewegung ist es schon selbstverständlich geworden, die Verdrängung des Massentodes mit Behinderten als Abschreckungsmodelle entgegenzuwirken: Eine Vorgehensweise, die zwangsläufig mögliche Spätfolgen („mongoloide Kinder“) auf entpersonalisierte Beweisobjekte reduzieren muß.

Zusätzlich wird die atomare Bedrohung dazu benutzt, aus der früher propagierten Verhaltenskultur gegenüber Behinderten auszubrechen. Aus Mangel an fehlender Auseinandersetzungsfähigkeit mit Behinderten wurde Nichtbehinderten schon von klein auf beigebracht: „Behinderte sind anders, nur,

wir dürfen es Sie nicht merken lassen, denn Sie sind ja zu empfindlich.“

Die Verachtung wurde durch Humanität kaschiert. Eine der Hauptursachen für die oft bedauerte Verkrampfung zwischen Nichtbehinderten und Behinderten. War man früher zur Verteidigung des humanen Selbstwertgefühls zur Vorurteilsfreiheit verpflichtet, so stellt die immer bedrohlicher werdende Atomkraft eine Verlockung dar, das bisher verdeckte Denken offen zu äußern und dennoch als human zu gelten. Schließlich geht es ja nicht um den konkreten Umgang mit Behinderten, sondern um das Überleben der „Nichtbehinderten-Rasse“. Fazit: Die Bedrohung durch die Atomkraft benutzen viele Nichtbehinderte um endlich wieder ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen.

„Politik ist Sprache“, erklärte Otto Schily in einem „Spiegel“-Gespräch. Bei genauerer Betrachtung von seiner Sprache muß ich Angst vor Otto Schilys Politik bekommen. Als „Prominenter“ fühlte er sich in den „Tagesthemen“ zu einem kritischen Kommentar über den sowjetischen Tschernobyl-Dokumentarfilm berufen: Er bedauerte die fehlende Darstellung des Zusammenhangs der friedlichen und der militärischen Nutzung der Kernenergie als „siamesische Zwillinge“. Exakt setzte er an der organisierten Mißbildungsangst an, um weiter vorzupreschen. Mögliche Opfer, verursacht durch die Kernenergie („siamesische Zwillinge“), wurden durch ihn mit den Tätern auf gleiche Stufe gestellt, mit der Perspektive, daß beides bekämpft werden muß. Die Geringschätzung des behinderten Lebens kann längst nicht mehr als Einzelbeispiel entschuldigt werden. Sie umfaßt sämtliche Bereiche des öffentlichen Lebens, professionelle Moralisten, mahnende Philosophen, Literaten eingeschlossen. Bewußt oder unbewußt ignorieren sie die Aktualisierung des Euthanasiegedankens, ja sie beteiligen sich sogar aktiv an der Gewalt der Menschlichkeit. Geschwätzig kokettierte die Schriftstellerin Eva Demski in einer ARD-Tschernobyl-Sendung mit ihrer Sprachlosigkeit, um anschließend um so heftiger zuzuschlagen. Sinngemäß erklärte sie „mongoloide Kinder“ zum Totalschaden. Schweigend nahm der Psychoanalytiker Horst Eberhard Richter diese Botschaft zur Kenntnis. Geht die Solidarität der Kernkraftgegner schon so weit, daß sie die unaufgearbeitete Kontinuität der faschistischen Ideologie von unterschiedlichen Lebenswertigkeiten des Menschen in den eigenen Reihen duldsam ertragen?

Untätig akzeptierten sie dann, wenn es um Behinderte geht, eine durchaus mögliche Wiederholung der Geschichte. Denn die Verachtung von Behinderten ist keineswegs auf die Human-genetik und die AKW-Bewegung beschränkt.

Völlig zu Recht griff der SPD-MdB Penner die Beschimpfung der Volkszählungsboykotteure als Faschisten durch Bundeskanzler Kohl als Respektlosigkeit gegenüber den Opfern des Faschismus an. Doch war es nicht gerade die SPD, die im letzten NRW-Landtagswahlkampf mit der bildlichen Darstellung eines Unfallkrüppels für mehr Verkehrssicherheit warb. Plakattext: „Man muß nicht tot sein, um sich wie tot zu fühlen.“ Woher diese unterschiedliche Empfindsamkeit? Liegt es daran, daß die Volkszählungsboykotteure in der Regel körperlich und geistig „intakt“ sind?

Ich beschränkte mich auf die extremsten existenzbedrohenden Aussagen gegenüber Behinderten. Alltägliche Beleidigungen Nicht-Normgerechter sind schon fester Bestandteil der deutschen Sprache geworden. Zu Eva Demskis „Sprachlosigkeit“ ist zu sagen, erst der Verzicht auf diskriminierende Wörter würde ganze Berufsgruppen sprachlos machen.

Ein Versuch, sich einem nichtunterdrückenden Sprachgebrauch anzunähern, würde wahrscheinlich so aussehen:

Beim Treffen Bush-Gorbatschow hatte es sich anscheinend um einen taubstummen Dialog gehandelt ... äh ... womit ich keineswegs etwas gegen Gehörlose sagen will, denn auch diese sind angesichts der atomaren Bedrohung keineswegs blind ... äh ... womit ich nichts gegen Blinde sagen will, diese sind in ihrem Denken keineswegs verkrüppelt ... äh ... womit ich wiederum nichts gegen Körperbehinderte sagen will, denn auch diese begreifen den Schwachsinn des Rüstungswahnsinns ... äh ... womit ich nichts gegen geistig und psychisch Behinderte sagen will, denn auch diese ... äh ... was ich eigentlich sagen will, wenn wir nicht bald in der Abrüstung Erfolge erzielen, besteht die Gefahr, daß wir alle in naher Zukunft ziemlich alt aussehen werden ... äh ... womit ich natürlich ...

Krüppel aus dem Sack

Ich bin kein Umweltkrüppel. Meine Abweichung vom gesunden Volkskörper rührt von einer Kinderlähmung her. Und

doch habe ich, die „verbitterte“ Spätmißbildung, der Angst, die der Ostwind brachte, wenigstens fünf Vollsuffs zu verdanken.

Dabei hatte es so gut angefangen. Gemeinsam mit nichtbehinderten Freunden verfolgte ich die neuesten Entwicklungen am Strahlenmarkt. Endlich ein Thema, wo wir uns einig sein konnten. Petrus hatte uns Glück, den Schweden Pech beschert.

Doch als die Wolke drehte, begann ich Angst zu bekommen. Angst vor der Angst. „Jetzt müssen wir handeln“, sagte einer, „sonst werden wir noch alle zu Krüppeln.“ Zaghafte fragte ich: „Habt ihr Angst, so zu werden wie ich?“ „Nein“, sagten sie, „du lebst ja schon. Aber, das kann doch nicht heißen, daß alle Leute Krüppel werden müssen.“

Dann kommen die Schlagzeilen: „100000 Krebstote und Millionen Mißbildungen drohen.“ Keiner findet etwas dabei, wie da das Krüppelsein mit dem Tod gleichgesetzt wird. Ich stelle mir vor, wie ein sowjetischer Kernkraftkrüppel vor deutschen AKW-Gegnern spricht – in einem T-shirt mit der Aufschrift: „Die Überlebenden werden die Toten beneiden.“

Im Nebenzimmer duscht die Mutter ihren von Radioaktivität bedrohten Jungen „bis zur Vergasung“, während ich gerade ihrem Freund das Zugeständnis abringen kann, daß Krebskranke, bevor sie der „Sterbehilfe“ in die Hände fallen, „auch“ und „trotzdem“ Menschen sind.

Tags darauf erlebe ich eine „Krisensitzung“. Eine Mutter fragt ängstlich einen Experten: „Muß ich jetzt wegen der Verseuchung abtreiben?“ Der Experte sagt: „Nein“. In den Nachrichten bestätigt die Strahlenschutzkommission sein Urteil. Was heißt das? Nichts anderes als dies: Bei größerer Strahlenbelastung und erhöhter Gefahr von Mißbildungen wären im Rahmen der Volksfürsorge Massenabtreibungen angezeigt.

Nun weiß ich ja nicht erst seit gestern, daß der Lebenswert Behinderter geringer eingeschätzt wird als der Normaler. Trotzdem erschreckt mich die Kaltblütigkeit, mit der sich das gesunde Volksempfinden jetzt Bahn bricht.

In einem Artikel beschwert sich die deutsche Feministin Viola Roggenkamp, daß in Indien die Frühuntersuchung von Schwangeren dazu mißbraucht wird, ungewolltes weibliches Leben zu verhindern. Ironisch fragt sie eine Inderin, die aus Angst vor dem Leben, das einer Frau dort bevorsteht, ihre werdende Tochter abgetrieben hat: „Glaubst du, daß Gott einen Unterschied zwischen Jungen und Mädchen macht?“

Die Feministin macht mir ungewollt klar, gegen wen die Furcht vor Krüppelfötus sich richtet: In unserer Gesellschaft bin ich es, der zu einer ausrottungswürdigen Gruppierung gehört. Die Forderungen nach Emanzipation Behinderter können mich nicht darüber hinwegtrösten: Ich sitze vor dem Duschaum – während das Heer der einfältig fortschrittlichen Journalisten, die nur „Normalität“ und „Natürlichkeit“ im Kopf haben, wieder einmal von nichts weiß. Der Krüppel dient ihnen als Menetekel. Nein, sie haben nichts gegen mich, denn mich gibt es ja schon, deshalb darf ich weiterleben.

Eine Freundin will mich trösten: „Du darfst dich nicht so sehr mit den zu verhindernden Krüppel identifizieren, denn du bist konkret, dich kann ich anfassen, mit dir kann ich reden. Was bedeutet dagegen ein abstrakter Krüppelfötus?“ Sie denkt gesund und moralisch zugleich.

Als dreibeiniges Kamel hätte ich gewiß mehr Chancen und Durchsetzungskraft. Ich fiel dann unter Artenschutz. So bin ich nur ein mißlungenes Lebewesen, das bis auf weiteres „schon“, „auch“ oder „trotzdem“ ein Mensch ist.

Körper und „Krüppel“

(Über den Zusammenhang von Meinung und Metapher)

Es ist interessant, daß der „Ökologie des Geistes“ diejenige des Körpers folgte, und nicht, daß die Postulate umgekehrt aufgestellt wurden. Warum? Weil es, so meine Vermutung, die herkömmlich hoffnungslose Meinung über den Körper dokumentiert.

Der Körper, „der Leib ist das *Übergangene*“, wie Jean-Paul Sartre schrieb. Der „Leib“ ist zweitrangig, insofern er in der Beziehung zu anderen als Objekt erscheint, aber fundamental in dem Sinn, daß er „das Werkzeug“ darstellt, „das ich bin“. Heute will man diese Ambivalenz, diese eigenartige Beziehungslosigkeit wohl mit dem Wort der „Ökologie des Körpers“ retten. Zudem spricht man auch, in einer eher modischen oder pathetischen Attitüde, von der „Wiederkehr des Körpers“ oder von der „Auferstehung des Körpers“.

Synonyme für „Ökologie des Körpers“ heißen „Gesundheitsförderung“ oder „kollektive Aneignung von Gesundheit“. Der

Körper soll die reale Grundlage bilden für die "Gesundheit", was immer sie selbst heißen mag. Der Körper hat also etwas zu tun für seine Anerkennung. Zwar wird der Körper als Folie der Existenz begriffen, aber die Umwelt gestaltet ihn mit, vom ersten unvermeidlichen Kontakt an mit ihr. Die Autoren Erben/Franzkowiak/Wenzel notieren 1986: „Der Körper ist der Ort, an dem die Ökonomie des Lebens ihren Niederschlag findet.“ Daraus folgt, daß es so etwas wie eine "Karriere" des Körpers gibt und daß er in schillernden Werbebildern zum „Konsumgegenstand“ verkommt. Wieder entsteht auf neuem Niveau eine Art Wechselwirkung von Ab- und Aufwertung. Doch der Körper wird dabei so oder so funktionalisiert, er wird zur „Maschine“, die beliebig einsetzbar, verschiebbar, abstellbar, reparabel ist. Und das ergibt zugleich das Gegenbild der ökologischen Sicht, sie integriert die Eigenarten des Körpers, beruft sich auf Entwicklungsprozesse und gesellschaftliche Rahmenbedingungen sowie verschiedene „Lebensweisen“. In der (ökologischen) Tat, der Körper „aufersteht“, setzt sich durch und läßt manchmal auch Kritik zu, nämlich dann wenn es um Normierungen geht.

Allerdings war sich Gregory Bateson, als er den Begriff der „Ökologie des Geistes“ prägte oder wählte, des Originals der „Ökologie des Körpers“ schon bewußt. An einer Stelle schreibt er beispielsweise: „Der lebende menschliche Körper ist ein komplexes, kybernetisch integriertes System. Dieses System ist viele Jahre lang von Wissenschaftlern – meistens Medizinern – erforscht worden ... Als Ärzte hatten sie Ziele: dies und jenes zu heilen. Ihre Forschungsbemühungen konzentrierten sich daher ... auf die kurzen Kausalketten, die sich mit Hilfe von Medikamenten oder anderen Eingriffen manipulieren konnten, um mehr oder weniger spezifische und identifizierbare Zustände oder Symptome zu korrigieren. Immer, wenn sie eine wirksame ‚Heilmethode‘ für etwas entdeckten, hörte die Forschung in diesem Bereich auf und die Aufmerksamkeit richtete sich auf etwas anderes. Wir können jetzt die Kinderlähmung verhüten, aber niemand weiß wesentlich mehr über die systemischen Aspekte dieser faszinierenden Krankheit. Die Forschung auf diesem Gebiet hat aufgehört oder wird bestenfalls darauf beschränkt, die Impfstoffe zu verbessern. Aber ein Haufen Tricks zur Heilung oder Verhütung einer Reihe von spezifizierten Krankheiten ergibt keine umfassende *Einsicht*.“

Die „Wiederkehr des Körpers“ hingegen sah ihn nie unterlegen oder unterliegen, nicht zerstückelt und ausgenützt, son-

dem nur verdrängt und nicht am angemessenen Platz. Wenn gewissermaßen damit das Nicht-Körperhafte (das Geistige eben) als Vorbild genommen wird, ebenso wie „am Kranken sich das Gesunde als Norm entwirft“, dann kann das heißen, das vermeintlich Bessere hat keine eigene Grundlage, sondern orientiert sich am Unvollkommeneren und das gilt zugleich als besondere Form der Überlegenheit. Doch auch diese Symbolisierung ist umkehrbar, die „Wiederkehr“ bedingt das „Wiederverschwinden“. Dieser Zyklus ist einerseits eher als ästhetische Angelegenheit bestimmt, andererseits versucht er auch Positionen zu zerstören (was als Neu-Orientierung getarnt ist) beziehungsweise entlarvt oder konstituiert er diese als Simulationen.

Jean Baudrillard postuliert 1982 : „So wird das Soziale, dessen lebendige Determinierung sich in einer verzweifelten Programmierung verliert, als Überdeterminierung neu erfunden und findet seine hysterische Hypostase in den Behinderten. Früher war das Soziale, der Proletarier, die Klasse der Konflikt, heute ist es der Behinderte. Das Soziale hat hier seine groteske und obszöne Form gefunden, seine Abschreckungsform – aber auch seine optimale Dauergeschwindigkeit als unendliche therapeutische Funktion. Die kritische, dialektische und greifbare Form des Sozialen hat die sichtbare, beruhigende Form von Körpergebrechen angenommen, die pataphysische Form mentaler oder physischer Defizienz. Ich behaupte, daß das Soziale – beim Behinderten wie beim Geistesschwachen oder beim Dickleibigen – von seinem Verschwinden verfolgt wird. Nach dem Verlust seiner Glaubwürdigkeit und seiner politischen Spielregel sucht das Soziale in seinen lebendigen Abfällen eine Art transpolitische Legitimität – eine Verwaltung des Defizits, die ihm einen Weg ins Unbegrenzte offen läßt. Sofern es sich nicht in Details verheddert, wie in diesem Beispiel: überall in den Vereinigten Staaten hat man Fahrwege für Behindertenfahrzeuge hergerichtet. Aber die Blinden, die sich an den Bürgersteigkanten zu orientieren pflegen, sind verwirrt und werden häufig angefahren. Daher der Vorschlag, einen Streifen für die Blinden an den Straßenrändern einzurichten, bloß verirren sich dann wieder die Behinderten mit ihren Miniwagen auf diesen Streifen usw...“ Bei Baudrillard geht es nicht um die Paradoxie normaler Haltungen, sondern um Ablösungsformen/-spiele von Metaphorisierungen/Simulationen. Es scheint hier das befriedende Verhältnis von Körper und „Krüp-

pel“, von Meinung und Metapher auf, ohne daß erkennbar wäre, in welche Richtung die Kritik oder die Verachtung läuft.

Horkheimer/Adorno skizzierten das „Interesse am Körper“ in ihrer „Dialektik der Aufklärung“ wie folgt: „Der ausgebeutete Körper sollte den Unteren als das Schlechte und der Geist, zu dem die andern Muße hatten, als das Höchste gelten. Durch diesen Hergang ist Europa zu seinen sublimsten kulturellen Leistungen befähigt worden, aber die Ahnung des Betrugs, der von Beginn an ruchbar war, hat mit der Kontrolle über den Körper zugleich die unflätige Bosheit, die Haßliebe gegen den Körper verstärkt, von der die Denkart der Massen in den Jahrhunderten durchsetzt ist ... Die Haßliebe gegen den Körper färbt alle neuere Kultur. Der Körper wird als Unterlegenes, Versklavtes noch einmal verhöhnt und gestoßen und zugleich als das Verbotene, Verdinglichte, Entfremdete begehrt. Erst Kultur kennt den Körper als Ding, das man besitzen kann, erst in ihr hat er sich vom Geist, dem Inbegriff der Macht und des Kommandos, als der Gegenstand, das tote Ding, ‚corpus‘, unterschieden. In der Selbsterniedrigung des Menschen zum corpus rächt sich die Natur dafür, daß der Mensch sie zum Gegenstand der Herrschaft, zum Rohmaterial erniedrigt hat ... In der abendländischen, wahrscheinlich in jeder Zivilisation ist das Körperliche tabuisiert, Gegenstand von Anziehung und Widerwillen.“ Die Entscheidung über diese geschichtliche Ambivalenz benennen Horkheimer/Adorno schon zuvor kurz: „Von der Verstümmelung betroffen ist vor allem das Verhältnis zum Körper.“

Ich halte fest, daß die Metapher für Behinderung („Verstümmelung“) hier nicht den Körper selbst betrifft, sondern seinen Wert, doch die Beziehung von Körper und Behinderung ist metasprachlich angedeutet in folgendem Zusammenhang: dem kritischen, problematischen „Verhältnis zum Körper“ und dem mißachteten Körper selbst.

Es ist nun interessant, daß beim Zusammenzug von Körper und Behinderung, der „gesunde“ Körper beinahe aufgegeben, das heißt bedingungslos vorausgesetzt wird. Warum? Wir unterhalten uns nicht über den Körper, weil feststeht, daß wir ihn als Last empfinden und wer körperbehindert ist, gilt als „Belastung“. (In schweizerischer Mundart heißt „chrüpple“ körperlich hart arbeiten, das ist auch so eine Übertragung der mutmaßlichen Mühsamkeit.) Es handelt sich um eine „Entkörperlichung“ wie bei der verletzenden „Entkrüppelung“; letzteres

ist die pädagogische Kurzfassung des „Sieges“ über Behinderung bzw. über „Kriegsversehrtheit“ nach dem ersten Weltkrieg.

In fast keiner „Körperbehindertenpädagogik“ findet sich eine Auseinandersetzung darüber, was Körper heißt, also von dem, wovon etwas abweichen soll. In den Glossaren fehlt das Stichwort ganz. Dafür geht es um spezifizierende Definitionen von „Behinderung“, die dann zu einer Hierarchisierung der „körperlichen Funktionen“ führen; also ein Bewertungsgefälle, das von der Intelligenz über die Sprachbeherrschung, von dieser über die Handfertigkeit zur Fortbewegungsfähigkeit reicht. Schwierigkeiten entstehen zwangsläufig dann, wenn ein Bewegungseingeschränkter intelligent ist (aber der Kopf wird ja oft merkwürdigerweise nicht zum Körper gezählt). Der Heilpädagoge Emil E.Kobi schlägt 1980 folgende Lösung vor: „Wir müßten daher streng genommen von einem leibbehinderten Menschen sprechen insofern, als man mit Leib die über die materielle, ‚tote‘ Körperlichkeit hinausweisende, lebendige psycho-physische Einheit des Menschen zu bezeichnen pflegt ... Körperliche Defekte werden *verursacht*, die damit korrespondierenden personalen Identitätsprobleme und sozialen Abweichungen hingegen werden *erzeugt* in kreisförmigen Interaktionsmustern innerhalb eines Behinderungszustandes, wo die Defektmerkmale erst ihre personale und soziale Wertung erfahren.“ Die Perspektive der „Gemeinsamkeit“ des menschlichen Körpers ist also formuliert. Und der „Wert an sich“ des Körpers und des „Körperkontakts“, wie Fischer/Weinert 1988 für die Pädagogik postulieren, steht fest. Trotzdem lohnt sich ein kleiner Rückblick, um im Bestehenden das Fortwirken von ablehnenden Haltungen zu erkennen.

Ich zitiere aus dem Buch „Die Auferstehung des Körpers im Text“ von Christiaan L. Hart Nibbrig: „In seiner Schrift ‚Über Körperbildung‘(1807) geht Pestalozzi aufs schärfste mit der seelischen und körperlichen Verkrüppelung ins Gericht, die eine falsche Körpererziehung – ‚nicht im Zusammenhang mit dem Ganzen der Menschennatur‘ – und namentlich die Fabrikarbeit den Kindern antun ... Allein, Pestalozzis Vorschlag, den verkrüppelnden Einfluß der Industrialisierung durch Leibesübungen zu kompensieren im Namen eines heilen ganzen Körpers, gerät gegen seinen Willen doch wieder in deren Dienst. Kompensatorische Gymnastik fördert nur die bessere Funktionalisierung des Körpers im Arbeitseinsatz. Schon wenige

Jahre später, beim Turnvater Jahn, wird die Forderung nach ‚Leibesübungen‘ als ‚Mittel zu einer vollkommenen Volksbildung‘ minder harmlos als ‚Vorarbeit für künftige Vaterlandsverteidiger‘ begründet. ‚Im Dunkel verkümmert die Pflanze, im Winkel verrostet das Schwert‘, heißt es in Jahns Programmschrift ‚Deutsches Volkstum‘ von 1810, ‚ohne Gebrauch wird der Geist stumpf, ohne Äußerung der Wille zahm. Unsere Körperkraft ist ein vergrabener Schatz; wir lassen sie schimmeln, bis Fremde sie in Gebrauch setzen.‘ Geistesgeschichtlich und vom Kopf her wird den Deutschen klargemacht, warum sie einen Körper haben müssen ... Während bei Jahn das Körperdefizit in Richtung auf ein soldatisches Kollektiv in nationalistischem Geist aufgefangen und kompensiert wird, setzt Pestalozzi alle Hoffnung auf eine Sozialisation durch Sprache. Sie ist das Medium, in dem die Verkümmerng des Körpers und der menschlichen Bedürfnisnatur, industriell produzierte Vereinzelung, intersubjektiv aufgehoben werden könnte. Prekäre Hoffnung, auch dies.“

Obwohl es – nicht nur – in dieser Stellungnahme so klingt, haben Körper und „Krüppel“ keine gleichlautenden etymologischen Wurzeln. Diese Korrespondenz wird jeweils so selbstverständlich mittransportiert – das hat offenbar damit zu tun, daß „Krüppel“ nach gängigen (sozialdarwinistischen) Vorstellungen eine ins Extrem getriebene Partizipation an der bestehenden Geringschätzung des Körpers ist. Doch, die neue Rehabilitation des Körpers hat nicht zur Folge, daß der Körperbehinderte akzeptiert oder mehr respektiert würde. Das ist am ständig wiedervorkommenden Wort „Krüppel“ in sehr unterschiedlichen Bereichen abzulesen (auch wenn betont wird, daß es „nur“ als Metapher verstanden werde).

Ein paar Beispiele:

Müssen Künstler soziale Krüppel sein? (Titel in der Hamburger Rundschau, 13.4.1989, im Zusammenhang der Auseinandersetzung um die Wahl der Präsidentin A. Göhler der HfbK)

Krüppelinsekten, Laune der Natur? (Titel in Das Magazin, 15.4.1989, im Zusammenhang von „Abnormitäten“ in der Nähe der aargauischen Kernkraftwerke.)

Der „König des Dschungels“ frißt besonders gern das Fleisch von Stachelschweinen. Dabei brechen dann manch-

mal Stacheln ab und bleiben in der Pfote des Tigers stecken. Sie wandern im Bein nach oben und *machen das Tier* nach und nach *zum Krüppel*. (Bericht in treff-Jugendbuch, 1988)

Der Kern des Problem liegt im *verkrüppelten Berufsethos vieler Professoren*. (Kernsatz in Die Zeit, 15.4.1988; Peter Glotz über das „Elend der deutschen Universität“)

Was ist das für eine Sprache, was für eine Metaphorik, die im Einklang steht mit der allgemeinen verachtenden Meinung! Und „Krüppel“ ist kein Wort, das früher einmal einen positiven Sinn gehabt hätte, das Grimmsche Wörterbuch belegt, daß es schon im Mittelalter eine abschätzige Bedeutung hatte und dementsprechend benützt wurde.

Anfang dieses Jahrhunderts, im Zusammenhang der Kriegsnachsorge, kam es zur Diskussion über die Bezeichnung „Krüppel“. Die Fachleute, Ärzte und Pädagogen, hielten am Begriff fest, mangels eines besseren, wie sie sagten, dafür stellten sie die delikate „Botschaft“ auf: „Es gibt kein Krüppeltum, wenn der eiserne Wille vorhanden ist, es zu überwinden!“ Die Umbenennung von „Krüppel“ in „Körperbehinderte“, die von Betroffenen wie zum Beispiel Otto Perl 1926 ausging, von der „Krüppelfürsorge“ in „Körperbehindertenpädagogik“, setzte sich erst nach 1945 in der Fachsprache durch. Doch die neue Bezeichnung fehlt weiterhin im allgemeinen „aktiven Sprachschatz“, wie Helmut Bernsmeier feststellt, dennoch ist sie selbst nicht so „vorurteilsfrei“ und an der „Veränderung des sprachlichen Bewußtseins“ beteiligt, wie es Bernsmeier, Mitglied des Deutschen Instituts für Neuere Deutsche Literatur, gerne haben möchte. Deshalb nicht, weil einerseits, wie dargestellt, der Körper kaum Ansehen genießt und andererseits, weil seit einigen Jahren eine autonome Behindertenszene den Begriff „Krüppel“ (weil er nicht mehr gebräuchlich schien) für sich und gegen die Wohltäter als provozierende, polemische Attacke verwendet. Die Behindertenpädagogin Barbara von Pawel hat dies 1984 gleich registriert: „Man darf wieder ‚Krüppel‘ sagen, seitdem einige Körperbehinderte sich selbst so nennen.“ Eben nicht, wenn die Standpunkte nicht verwischt und eine Auseinandersetzung angenommen werden soll! Die eigene Beteiligung an den sprachlich weitertransportierten Vorurteilen wird damit kaschiert und die Potentiale Behinderter besetzt mit einem neuen nichtbehinderten, pädagogisch-psychologischen, schamhaften Motto.

Durch den gesamtgesunden Entwurf der „Ökologie des Körpers“ war die kleine soziale „Politik des Körpers“ schnell veraltet; zu unrecht, denn sie macht die Macht manifest. Michel Foucault schreibt: „Es handelt sich immer um minutiöse, oft um unscheinbare Techniken, die aber ihre Bedeutung haben. Denn sie definieren eine bestimmte politische und detaillierte Besetzung des Körpers, eine neue ‚Mikrophysik‘ der Macht.“ Wenn beispielsweise von einem „politischen Krüppel“ die Rede ist, mag das marginal erscheinen (zumal eine „richtige“ Kritik gemeint sein soll), aber es wird dabei eine negative Aussage über Behinderte mit einer Metapher neutralisiert, die unterdrückenden/unterdrückten Gefühle dennoch geäußert, abgeladen. Es geht hier also genau um normalisierende „strategische Positionen“. Behinderung scheint sich als Macht-Metapher für alles zu eignen, weil ihr Inhalt a priori abgewertet und die behinderte Identität abstrakt bezweifelt und als unmöglich gedacht ist. Die Verkörperung der Behinderung ist für die normalisierende Seite angstbesetzt – was aber diese Angst ausmacht, ist die Ahnung, daß wir es sprachlich, metaphorisch anders sagen könnten. Das nichtbehinderte Unvermögen ist dokumentiert in der Ambivalenz der Anbiederung und Phantasielosigkeit.

Die Ästhetik und der Schrecken der Abschreckung

(Über die literarische Phantastie auf Kosten Behinderter)

Einer sitzt im Gefängnis, in das er sich gewissermaßen selbst vorausschauend gebracht hat. Wie ist so etwas möglich? Der Gang der antiken Fabel soll es selbst belegen.

Auf seine drängende Bitte wird er in ein anderes Gefängnis verlegt, seine Begründung war, die Holzwürmer würden das alte Gebäude zerstören. In der Tat, das besagte Gefängnis fällt zusammen. Seine wirklich eingetretene Prophezeiung dringt bis zum Herrscher, der gleichzeitig als Verursacher seiner Haft etikettiert wird. Der Herrscher hat ein Problem mit seinem Sohn. „Dieser war als Kind gesund und kräftig gewesen; durch einen sonderbaren Unfall aber war er plötzlich erkrankt und war seitdem siech und schwächlich.“ (Dieser Satz stammt von Gustav Schwab, der die Sage nach seiner Art erzählt.) Warum

soll der Sohn des Herrschers seit damals zu den sogenannten Hinfälligen, zu den Behinderten gezählt werden? Das soll nun der vorübergehend von seinen Fesseln befreite Inhaftierte mit seinen prophetischen Gaben herausfinden. Der inhaftierte Prophet fragt die Vögel. „Die Vögel aber wußten nichts. Doch, da war ein junger Geier, der sagte, sein alter Vater sei daheim im Nest geblieben, vielleicht wisse der etwas von dem Geheimnis.“ In der Tat, der alte Geier kennt die Geschichte, die folgendermaßen geht: Der besagte Herrscher fällte „im Wald Holz, und da sein kleiner Sohn in der Nähe umhertollte, schleuderte der Vater, um ihn zu erschrecken, zum Scherz die Axt dicht vor ihm in einen Baum, in dem sie steckenblieb und seitdem steckt.“ Der alte Geier liefert auch die Auflösung; die Axt sei zu finden, deren Rost mit Wein zu mischen und diese Mixtur zehn Tage lang vom Sohn zu trinken. Wahrhaftig, das funktioniert. „Bald wurde dieser frisch und gesund.“ Der Prophet mit Hilfe der Vögel, der Vogelschauer, kommt frei und wird belohnt. Seine ursprünglich bezweifelte Gabe hat sich durchs Gefängnis bestätigt. Der ehemals behinderte Sohn wird berühmt als Schnellläufer. Bringt erst die Abschreckung des Vaters, durch die dem Sohn die „Schrecken in die Glieder gefahren“ waren, den Sohn auf das hohe Normalitäts-Podest?

Die beiden Bücher von Gudrun Pausewang – Die letzten Kinder von Schewenborn (1983) und Die Wolke (1987) – kommen mir wie Äxte vor. Sie sollen uns oder Jugendlichen, für die sie eigentlich gedacht sind, den „Schrecken in die Glieder fahren“ lassen, der, so die ernste Absicht der Autorin, uns Aufklärung über in der Tat schreckliche Dinge gewährleiste. Die Bücher malen den Atomschrecken an die Wand und werden zur Friedenserziehung benützt. So etwas geht nur, wenn man Einverständnis mit dem Ziel voraussetzt. Ich behaupte, daß solche Bücher nicht zu einer Aufarbeitung oder Problematisierung führen. Was sie zur Illustration der berechtigten Attacke gegen die vernichtende Atombombe und die zerstörerische Atomenergie verwenden, beruht vorwiegend auf allgemein bekannten abwertenden Vorurteilen. Wie schrecklich sei das Schicksal eines Krebskranken oder Behinderten – wenn man diesen unberechtigt mittransportierten Inhalt anspricht, erscheint er zunächst wie ein Geheimnis, wie etwas, das nicht (mehr) zu verstehen ist, weil die Sache für die sie stehen und gegen die sie benützt werden, doch schon klar und so übermächtig ist.

Die Bücher sind meines Erachtens literarisch leer, weil sie die Fiktion funktionalisiert haben. Sie wollen erziehen und verhindern eine realistische Auseinandersetzung. Und ihre Phantasie folgt einer Logik, die vom Gegner diktiert scheint. Das ist nicht das, was reaktionäre Kreise der Autorin vorhielten und ihr einen Preis nicht geben wollten, diese beanstandeten das Atomthema. Mir ist die Vorgehensweise der Autorin und der Rahmen unangenehm und ich will im folgenden in Nacherzählungen und Interpretationen zeigen, wie nicht das Thema, sondern die Begleiterscheinungen, aus meiner Sicht eher die Grundlagen der Bücher, diese Art der Auseinandersetzung untragbar machen. Ich fasse ausführlich zusammen und zitiere aus den Büchern, weil ich den Eindruck habe, daß viele sie nicht gelesen haben, sie wollten offenbar nur wissen, ob sie gegen die Atomkraft geschrieben sind, das reichte ihnen aus.

Die Erzählung „Die letzten Kinder von Schewenborn ... oder sieht so unsere Zukunft aus?“ beginnt mit der Diskussion zwischen Mutter und Vater, ob man angesichts weltpolitischer Spannungen dennoch in die Ferien fahren soll. „Es war ein Julitag, wie man ihn sich nur wünschen kann.“ Die Familie ist unterwegs. Dann blitzt es. Der zwölfjährige Ich-Erzähler schaut nur kurz an den gleißenden Himmel. „Trotzdem war ich danach eine ganze Weile wie blind.“ Zudem bricht ein rasender Sturm los, stürzt Bäume um. Der Rückweg wird abgeschnitten. Alle Anzeichen lassen eine Atomexplosion erahnen. Trotzdem empfindet der Ich-Erzähler in der momentanen Situation nicht *nur* Angst, sondern diese auch als Abenteuer. „Daß Unheil in der Luft lag, spürte ich. Aber keinen Augenblick kam mir in den Sinn, daß es auch uns treffen könnte.“ So schwanken auch die anderen Leute, die die Familie trifft, zwischen Verharmlosung und Bestürzung.

Die Mutter will ihre Eltern retten, sie sollen in Fulda sein, aber da soll auch das Unbegreifbare geschehen sein. „Fulda ist weg“, berichtet in der Tat die zurückkehrende Mutter. Aber es gibt noch Überlebende und die Mutter sagt zum Vater: „Morgen wirst du sie auch sehen können, die Gehäuteten und Haarlosen, sie werden ganz Schewenborn füllen. Laß unsere Kinder in den nächsten Tagen nicht vor die Tür.“ Die in Fulda verstorbenen Großeltern werden in der Folge beneidet. „Sie haben's überstanden.“ So steht es in der Erzählung, doch wieso hat man etwas überstanden, wenn man tot ist?

Nach dem „Bombentag“ hoffen alle auf Normalisierung und die „Rettungsorganisationen“. Wie weit reicht die Verseuchung? Der schöne Sommer hält an, aber niemand badet beispielsweise oder pflückt Beeren. Der Ich-Erzähler, Roland, engagiert sich in einem neu eingerichteten Krankenhaus. „Vor der Katastrophe ging es allen so gut, daß niemand Hilfe brauchte. Da hat man's verlernt, anderen beizustehen. Und wo wirklich einmal Hilfe nötig war, hat sie einem der Staat abgenommen. Daher denkt heute jeder nur an sich selber.“ Auch das steht in der Erzählung als Aussage einer Figur, aber wirkt wie ein direkter Kommentar zu dem, was folgen wird, das heißt, wie das folgende zu verstehen sei.

Eine Schwester des Ich-Erzählers bekommt, wie so viele andere, die Strahlenkrankheit, ihr fallen die Haare aus. Auch „Typhusfälle“ treten nun gehäuft auf. „Als die Toten so überhand nahmen, daß die Stadt stank, taten sich ein paar Männer zusammen ...“ Dazu zählt der „junge Dreesen“, ein Frauenheld und Sportwagenbesitzer. „Die Schwenborner siechen dahin. Nur bei ein paar Kindern geht es schneller. Sie starben an Leukämie.“ Zwischendurch wird die Schwangerschaft der Mutter diagnostiziert, „zwei Tage vor der Bombe“ soll es geschehen sein. Trotz der sich kumulierenden Tragik bekomme ich beim Lesen das Gefühl, hier reihen sich Klischees aneinander. Dazu gehört auch das Kredo des Buches: Die Verdammung und Verwünschung der Eltern! Nicht etwa, weil ich den Eltern grundsätzlich die ihr angelastete Verantwortung oder Verantwortungslosigkeit abnehmen wollte, sondern im Gegenteil, weil durch die naive Polarisierung (von „guten“ Kindern und „schlechten“ Eltern) meines Erachtens der Effekt entsteht, daß sich im literarisch fingierten Verlauf die Leser selbst zur Entlastung verhelfen. Die Simulationen des Buches werden nicht ernst genommen. Ich denke, daß sich dies mit den Figuren, die Pausewang einsetzt, um ihr Kredo aussprechen zu lassen, belegen läßt. Es sind „Bettelkinder“ und ihre detaillierte Charakterisierung versammelt sämtliche gängigen Vorurteile und operiert dabei mit negativiertem Vorverständnis: „Dabei waren mehrere Krüppel unter ihnen ... Da gab es auch ein blindes Mädchen, nicht älter als acht oder neun. Es wurde immer von einem anderen, etwas jüngeren Mädchen geführt, das kein Gesicht mehr besaß. Die Nase war nur noch ein Stummel. Durch ein großes Loch in der Wange konnte man die Zähne sehen. Die andere Wange wie auch die Stirn waren

zerfurcht von tiefen Narben. Einer, der Flauschi gerufen wurde, schien ganz normal zu sein. Ab und zu begann er, ohne ersichtlichen Grund entsetzlich zu schreien, und klammerte sich an das nächstbeste Kind.“ Was kann diese Ästhetik des Schreckens anderes beinhalten als den Verweis auf eine dunkle Norm? Die „Bettelkinder“ beschimpfen die Erwachsenen: „Ihr seid an der Bombe schuld! Euch war's ja egal, was mit euren Kindern geschieht. Hauptsache, ihr hattet ein bequemes Leben. Jetzt habt ihr's, und ihr habt's verdient. Aber uns habt ihr mit ins Verderben gerissen! Verrecken sollt ihr!“ Es geht mir nicht um die Aussage und den Vorwurf der Bequemlichkeit und des Egoismus der Erwachsenen, die sind in einer potentiell kinderfeindlichen Gesellschaft tatsächlich realistisch, aber ich möchte die Aufmerksamkeit einmal auf den Kontext dieser Aussage richten. So wird festgehalten, daß die „Bettelkinder ... wirklich zur Landplage“ wurden. Gleichzeitig aber bewundert der Ich-Erzähler ihr soziales Engagement untereinander – damit wird verdeckt, daß die Behinderten, besser gesagt, nur ihre Symptomatik, im Text lediglich dramatisch zur Abschreckung eingesetzt, funktionalisiert sind. Denn, und diese Szene folgt unmittelbar, als ein Erwachsener aus dem Dorf in der allgemeinen Not nichts abgeben will und sich stur stellt, wird er praktisch zur Strafe (und der Gerechtigkeit willen) in der Folge eines Schlaganfalles „gelähmt“. Behinderung als Strafe – das entstammt dem alten verachtenden Repertoire der Normalität – und das ist das Vorverständnis, das wie selbstverständlich und nebenbei funktioniert, wenn Nichtbehinderte Behinderte zur Kritik benützen. Der Eigenwert der Behinderten bleibt dabei auf der Strecke. Die Beschreibung, die über die drastische Symptomatik hinaus beziehungsweise auf diese nicht verzichten kann, ist nur zum Teil kritisch, das heißt weiter beleidigend, an einer unausgesprochenen Norm orientiert.

Die Erzählung verlängert die Beleidigung in die Lebensbedrohung. Der Ich-Erzähler wird von einem Behinderten aufgefordert, ihm bei der Selbsttötung zu helfen. „Er zog den Strick und hob ihn hoch. Es war ein langer Strick. Es mußte viel Zeit gekostet haben, ihn zu reißen und zu flechten. Ich warf ihn über den Ast und gab Andreas die beiden Enden in die Hände.“ Zwar wird über die Sterbehilfevision über zwei Seiten „diskutiert“ – auch hier verdammt der behinderte Andreas die Eltern und sein „Elend“ muß die Verdammung nachdrücklich illu-

strieren. Der Ich-Erzähler bringt Andreas (auf dessen Anweisung) um. „Ich lege Andreas in den Wagen. Er war ja nicht schwer, so mager und ohne Beine. Ich schob den Wagen bis in den Wald auf der anderen Seite der Stadt. Unterwegs traf ich die Frau Kernmeyer. Sie war mit Holz beladen. Sie fragte mich, was ich im Wagen habe. Ich sagte, es sei Müll. Gott sei Dank schaute sie nicht unter das Dach. Dann hätte sie mich sicher gefragt, warum ich mir um einem fremden Toten so eine Mühe machte.“

Weil in der Lektüre diese scheinbar einleuchtende Entschuldigung und Unschuld des Ich-Erzählers als eine verharmlosende Begleiterscheinung stehen bleibt, ist es notwendig, hervorzuheben, daß der behinderte Andreas hier eindeutig als „Müll“ apostrophiert wird – eine literarisch-symbolische Gewalttätigkeit.

Nun wird die Schwangerschaft der Mutter und die bevorstehende Geburt zum Thema des Buches. Ist sie zu verantworten? wird gefragt. „Das Kind wurde in der Nacht geboren.“ Es ist ein Mädchen. „Jedesmal, wenn es quälte oder sich bewegte, wurde mir warm vor Glück. Ich war voll Zärtlichkeit, ich wollte alles tun, damit es überlebte. Für dieses winzige, hilflose Kind, das in ein solches Elend hineingeboren worden war und nie die gute alte Zeit kennengelernt hatte, wollte ich betteln und stehlen und plündern, wenn es sein mußte!“ Als der Ich-Erzähler jedoch seine Schwester betrachtet, erstarrt er. „Ich konnte nicht schreien. Ich saß ganz steif. Meine kleine Schwester Jessica Marta hatte keine Augen ... mich lähmte ein solches Grauen ... Da lag es, nackt und blutig, und ich sah, daß es nur Stummelarme besaß.“ Die Mutter starb während der Geburt. Der Vater bringt das Kind um. „Was ist wohl barmherziger?“ fragt er seinen zwar widersprechenden, aber nachgebenden Sohn, den Ich-Erzähler.

Vier Jahre nach dem „Bombentag“ scheint es, als ob sich die Natur erhole und die Ängste der Leute, obwohl noch groß, sich milderten. „Die Überlebenden haben sich umgestellt.“ Der Vater des Ich-Erzählers richtet in Schewenborn eine Schule ein und der Ich-Erzähler übernimmt als 17jähriger den Unterricht der kleinen Schüler. Er sagt: „Kaum einer unserer Schüler ist körperlich und seelisch unbeschadet geblieben. Man muß behutsam mit ihnen umgehen. Sie brechen so schnell in Tränen aus.“ Auch diese Aussage stimmt mit dem pauschalisierenden Vorurteil, daß Behinderte empfindlich seien, überein.

Weiter heißt es: „Von den Neugeborenen in und um Schewenborn ist kaum eines normal. Fast alle, die überhaupt lebend zur Welt kamen, sind verküppelt oder blind, taubstumm oder blöde. Sie zerstören alle Hoffnung. Denn so sehr sich die Schewenborner auch anstrengen zu überleben, werden sie doch aussterben.“ Auf eine allgemeine, resümierende Art wird hier Normalität mit Leben und Behinderung mit Tod assoziiert, obwohl dies in Widerspruch steht zur Absicht des Buches, die doch die Normalität, die den Schrecken des Atomtod es produziert, bloßstellen will. Gibt es zwei Normalitätsbegriffe, einen guten und einen schlechten?

Aber wie steht es dann um die Behinderten, ist ihre Identität in jedem Fall reduziert auf, die Vorstellung der (guten und/oder schlechten) Normalität? Solche Fragen dokumentieren nur bruchstückhaft die Annäherungen der Normalität.

Auch der Vater des Ich-Erzählers unterliegt im übrigen dem Vorwurf gegenüber den Eltern, er wird von seinen Schülern (bezogen übrigens auf den vorher erwähnten Vorfall zurecht) „Mörder“ gerufen. Sein Sohn nimmt ihn in Schutz, weil der Vater immerhin zugebe, daß er damals (vor dem „Bombentag“) nichts unternommen habe, obwohl er etwas wußte. Der Ich-Erzähler wird nun zum Schluß der einzige Lehrer mit moralischer Kompetenz: „... die Kinder werden mich annehmen, weil ich vor dem Bombentag noch nicht erwachsen war. Es gibt so vieles Wichtigeres als Lesen, Schreiben und Rechnen, was ich Ihnen unbedingt beibringen will: Sie sollen ein Leben ohne Plündern, Stehlen, Töten haben wollen. Sie sollen einander wieder achten lernen und helfen, wo Hilfe nötig ist.“ Überschätzt er sich in seinem pädagogischen Elan nicht gerade und ist nicht gerade eine solche verodnende Pädagogik das wiederholte Verhängnis (des Buches)? Hier ist es zwar sogenannte progressiv gedacht, aber ist dasselbe nicht dasselbe, wenn heute konservativ von der „Gnade der späten Geburt“ die Rede ist und letzteres zu Recht kritisiert wird?

Der Untertitel von Gudrun Pausewangs Buch „Die Wolke“ nimmt die Schlußfolgerung oder die Moral der Erzählung vorweg: „Jetzt werden wir nicht mehr sagen können, wir hätten von nichts gewußt.“ Wer ist „wir“? Die Leser.

Die Hauptfigur heißt hier Janna-Berta, von diesem 14jährigen Mädchen wird uns, durch einen allmächtigen, unbestimmbaren Erzähler oder durch eine ebensolche Erzählerin, berichtet. Es beginnt mit einer offenbar „lebensnahen Katastrophen-

übung“ – aber es ist ernst, in Grafenrheinfeld gab es gerade einen „SuperGAU“. Die Schulen werden geschlossen, die Kinder nach Hause geschickt.

Janna-Bertas Eltern waren Gründungsmitglieder der „Bürgerinitiative gegen die Nutzung der Atomkraft“ aber ausgerechnet jetzt sind sie für zwei Tage verreist und haben Janna-Berta allein mit ihrem Bruder Uli gelassen. Janna-Berta hat Angst um ihre Eltern, die sich zufällig direkt im angeblichen Katastrophengebiet aufhalten. „Sie grub die Fingernägel in den Arm: Schmerz gegen Schmerz.“ Ihr Bruder Uli ist schon zu Hause, er hat Radio gehört und erzählt von der „Wolke“. Im Radio geben sie unter anderem folgendes bekannt: „Kraftfahrzeugbesitzer werden gebeten, ältere oder gehbehinderte Nachbarn und Mütter mit Kleinkindern bis zur nächsten Kontrollstelle mitzunehmen ... Die Bevölkerung von Schlitz wie des gesamten Vogelsbergkreises wird zum Schutz ihrer Gesundheit dringend gebeten, sich sofort in geschlossene Räume zu begeben und alle Türen und Fenster zu schließen.“ Zu diesen Stellen heißt es in einer Fußnote, daß sie bis auf einige Änderungen aus wirklichen „Katastrophenschutzplänen“ entstammten.

Die Mutter Janna-Bertas ruft an und sagt, Uli und Janna-Berta sollten weggehen, die Gegend sei nicht mehr sicher, die erste „Kontaktadresse“ sei „Helga in Hamburg“. Janna-Berta und Uli können mit keinen Bekannten mitfahren, weil die alle schon weg sind. Sie gehen zusammen allein los, mit dem Fahrrad. Die Straßen sind verstopft, mit dem Fahrrad ist es gefährlich, aber insgesamt auf Grund der Lage im Augenblick schneller. Janna-Berta denkt an die Bedrohung. „Das große Sterben. Janna-Berta versuchte es sich vorzustellen. Sie hatte Bilder von Hiroshima gesehen, hatte von Haarausfall, von Blutungen und Wucherungen, von Leukämie und unstillbarem Brechreiz gehört. Von all diesen Schrecklichkeiten erschien ihr der Haarausfall am schrecklichsten: sich mit einem Kahlkopf neugierigen und mitleidigen Blicken aussetzen müssen!“ Aber wenn sie konkret an Personen denkt, „verweigert sich“ ihre Phantasie. Der kleine Bruder hält auf dem Fahrrad gut mit, Janna-Berta treibt ihn an, unterstützt ihn, bis er wieder beschwingt in die Pedale tritt. Er wechselt den Weg, weil der andere ihm besser erscheint, stürzt dabei und wird von einem daherrasenden Auto überfahren. „Starr vor Entsetzen stand Janna-Berta auf dem Bahndamm.“

Nach einer Weile wird Janna-Berta von einer Familie im Auto mitgenommen, bis zum nächsten Bahnhof, von wo aus Sonderzüge die in Panik zusammenlaufenden Menschen aus dem Katastrophengebiet bringen sollen. Die Polizei macht von ihren Schußwaffen Gebrauch, um Ordnung und Kontrolle zu erhalten. Janna-Berta flieht, sie will zu Uli zurück, wieder hält ein Auto, ein Bus mit sechs Leuten und nimmt Janna-Berta gegen ihren Willen mit, sie verläßt den Bus wieder und fällt dann am Straßenrand zusammen.

„Inzwischen wußte sie, daß sie in einem Schulsaal in Herleshausen lag ... Sie lag im Schulkindersaal, zusammen mit fünf- undzwanzig anderen kranken oder verletzten Kindern, herbeigekarrt aus der ganzen Umgebung ... Bald wurde ihr klar: Es mußte eine sehr viel größere Katastrophe als in Tschernobyl stattgefunden haben ... Immer wieder drehten sich die Gespräche um *die Wolke*, die angeblich je nach Windrichtung hin- und herzog und Panik in den gefährdeten Gebieten des In- und Auslandes erzeugte.“ Der „Suchdienst“ ist bestrebt, Janna-Bertas Eltern unter den Evakuierten aufzuspüren „Janna-Bertas Sehnsucht nach Mutti und Vati wurden immer größer.“ Helga in Hamburg verschweigt sie dem „Suchdienst“, sie will nicht zu dieser ungeliebten Schwester des Vaters, weil die nur über sie bestimmen würde. Aber Helga kommt zu Janna-Berta und holt sie nach Hamburg. Janna-Berta erfährt, daß ihre Eltern nicht in der „Suchkartei“ waren, weil sie tot sind.

Helga überredet Janna-Berta für die Reise eine Mütze anzuziehen: „Oder willst du die Leute absichtlich schockieren?“ Helga fügt hinzu: „Viele Leute reagieren komisch, wenn sie merken, daß jemand aus der verseuchten Gegend kommt. Es gibt sogar Hotels, die den Evakuierten Unterkunft verweigern, wenn – wenn die Krankheit deutlich sichtbar ist. Sie sagen, das vertreibt ihnen die Kundschaft.“ Janna-Berta, der infolge der Strahlenkrankheit die Haare ausgegangen sind, „*will*“ aber die anderen daran erinnern. Helga bemerkt darauf: „Mach’s uns doch nicht schwerer als es schon ist.“ – „Janna-Berta lernte auf dieser Fahrt, daß auch angeblich nichtbetroffenen Gegenden mißtraut wurde. Denn Helga war entsetzt als sich Janna-Berta während einer kurzen Rast ins Gebüsch hocken wollte. ‚Das ist doch alles verseucht!‘ rief sie. ‚Ich auch‘, sagte Janna-Berta. ‚Hast du das vergessen?‘ Sie fuhren mit geschlossenen Fenstern, obwohl es sehr warm war. ‚Sicher ist sicher‘, meinte Helga. Sie ließ Janna-Berta auch nicht aus einer einge-

faßten Quelle trinken. „Man kann nie wissen“, sagte sie. Erst bei Göttingen wagte sie sich auf die Autobahn Kassel-Hamburg. Sie aßen zusammen in einer Raststätte. Den verstohlenen Blicken der übrigen Gäste begegnete sie (Janna-Berta) herausfordernd. Sie warf den Kopf in den Nacken und lachte schrill. Daß eine Gruppe vom Nachbartisch aufstand und sich an einem entfernteren Tisch niederließ, versuchte sie zu ignorieren. Erst als sie wieder im Wagen saß, wurde sie stumm vor Angst. – Während der ersten Tage in Hamburg wunderte sich Janna-Berta, wie normal das Leben fernab von Grafenrheinfeld verlief.“ Aber der Eindruck täuscht. Janna-Berta geht zwar wieder in die Schule, aber da lernt sie schnell: „Niemand spottete, niemand grinste, niemand rief ihr Frechheiten nach. Aber keiner wollte neben ihr sitzen...“ Eines Tages trifft sie einen ehemaligen Schulkameraden, Elmar, auch er mit „fast kahlem Schädel“. Er erzählt ihr, daß sie auch spät abgefahren und sein Vater und er bei Verwandten untergekommen seien. „Wir buckeln uns zu Tode vor lauter Dankbarkeit. Aber immer noch besser als in so einer Turnhalle hausen. Mit dem Buckeln müssen wir uns abfinden: Wer verseucht ist, taugt noch zum Almosen- und Mitleidempfänger. Wir sind die Behinderten der Nation.“ Elmar macht Passanten an, die seine Strahlenkrankheit registrieren: „Nur *welcher* Krebs bei euch ausbrechen wird, ist noch die Frage. Und unter euren Enkeln werden sich phantastische Mißgeburten tummeln.“ Heißt das, daß der betroffene Elmar mit den Euthanasievorstellungen der Normalen übereinstimmt? Elmar wird nicht in die nächste Klasse versetzt, Janna-Berta will ihn zu ihrem Geburtstag einladen, aber Elmar bringt sich um.

Eines Tages taucht Almut, die jüngere Schwester der Mutter, Janna-Bertas „Lieblingsverwandte“, in Hamburg auf. Janna-Berta erzählt ihr ihr Schicksal – „sie sprudelte wie ein Wasserfall.“ (Diese Metapher wirkt auf mich sehr schematisch und deplaziert, aber dies ist durchweg die offenbar jugendgerecht sein sollende literarische Sprache der Autorin.) Dann geraten Almut und Helga aneinander. Almut ist kämpferisch, als „Hibakushi“ („der Name der Überlebenden von Hiroshima, den jetzt auch die Überlebenden von Grafenrheinfeld annahmen“). Almut spricht von „Solidarisierungsversuchen“ der „Aussätzigen des zwanzigsten Jahrhunderts“ und daß sich auch viele „Nichtgeschädigte“ anschließen würden. Helga aber möchte nicht daran erinnert werden. Entgegen des Ein-

spruchs von Helga, reist Janna-Berta dann zu Almut und Reinhard nach Wiesbaden. Sie nehmen Janna-Berta auf, aber die Vermieterin muß noch überzeugt werden. Reinhard sagt: „Man muß sie auch zu verstehen suchen. Für sie sind *wir* die Katastrophe.“

In der Folge nimmt Almut noch zwei verwaiste Kleinkinder auf und alle ziehen in eine neue Wohnung um. Die Kleinkinder bringen beträchtliche Schwierigkeiten. „Der August war eine einzige Kette strahlender Sommertage.“ (Wieder einer von den mit Verlaub unsäglich kitschigen Sätzen, mit suggestiver Absicht!) Almut initiiert die Gründung eines „Hibakusha-Zentrums“. Janna-Berta trifft da Lars, dessen Eltern nach Südafrika wollen. Lars Mutter sagt: „Die sind noch menschlich. Die lassen jeden Deutschen rein, verseucht oder nicht.“ Lars distanziert sich davon vehement: „Was sind Eltern wert?“ Janna-Berta hingegen eröffnet den bestürzten Almut und Reinhard, daß sie ins „verseuchte Gebiet“ fahren wolle. Sie findet ihr liegengebliebenes Fahrrad und Uli, dessen Überreste sie begräbt. In ihrem alten Haus trifft sie die Großeltern väterlicherseits an, die von Mallorca zurückgekehrt sind und nun alles, was passiert ist, uneinsichtig verharmlosen. „Da zog Janna-Berta die Mütze vom Kopf und begann zu sprechen.“ Mit diesem Satz endet die Erzählung „Die Wolke“.

Beide Erzählungen Pausewangs haben eine eindeutige Absicht, sie ist sofort erkennbar und die literarische Form meines Erachtens ihr untergeordnet. Jede in den Texten anklingende Frage wird im Sinne der Absicht gleich beantwortet. Der Anspruch besteht darin, aufzuklären über den Schrecken von Atomwaffen und Atomkraftwerken. Was mich beschäftigt ist, wie und mit welchen Mitteln dies angegangen wird. Es ist offensichtlich, daß die Aufklärung und Abschreckung mit behinderten Figuren personifiziert und illustriert wird. Sie geben das Gegenbild zu einer „besseren“ Normalität als der Bestehenden. Mit solchermaßen ausgerichteten Behinderten wird das schlechte Bestehende auf fiktiver Ebene kritisiert. Verloren geht dabei die Identität der behinderten Darsteller, sie haben nur zu verweisen auf eine „höhere“ Möglichkeit, auf eine im Ganzen „bessere“ Bedeutung. Die kritische Absicht beruht also auf einer Abschätzung der Bedeutung der Behinderten. Genauer gesagt, die „gute“ Absicht ist das Resultat der geringschätzenden Bedeutung, die man Behinderten schon immer gab. Anders würden sie in einer solchermaßen gestalteten Lite-

ratur wie der vorstehenden gar nicht den Stellenwert bekommen, den man ihnen einseitig zuschreibt. Wären Behinderte als solche akzeptiert, könnte man sie nicht lediglich als Folge von Katastrophen auffassen oder ihr Auftreten dermaßen reduzieren. Behinderung als Folge von Katastrophen zu begreifen und sie dementsprechend zur Veranschaulichung, Aufklärung und Abschreckung zu benutzen, heißt die wirkliche Katastrophe und deren Ursache zu verharmlosen oder zu überzeichnen, weil die Ursache der Behinderung oder die Behinderung überhaupt auf das Phänomen der Katastrophe beschränkt wird. Aber Behinderungen gibt es auch sonst. Es sind Existenzformen, die keineswegs auf Grund angenehmer Rationalisierungen zum vorneherein abgewertet und negativ besetzt werden können. Diese Art der Verengung, Menschen auf Symptome zu versachlichen, verdeckt die eigene Beteiligung der sogenannten Nichtbehinderten. Die Ursache der Katastrophe ist jedoch gerade ein normales Phänomen. So entsteht der ideologisch genehme Zirkelschluß (der die zu kritisierende Normalität außen vor läßt): Eine Behinderung wird als Folge von Katastrophen aufgefaßt und die sozialen Folgen von Behinderungen werden zu einer Katastrophe erklärt. So erhalten aber auch die behinderten Figuren (obwohl als Hauptdarsteller gedacht) nie ein Eigenleben. Sie sind abhängig von der ausgerichteten literarischen Konstruktion, die die Abschreckung von der Atomwelt bezweckt. Das nenne ich die Funktionalisierung der Fiktion.

Ein weiteres Muster dieser Erzählungen Pausewangs heißt: Die Eltern sind schuld! Ich nehme nicht die Eltern in Schutz (sie vernachlässigen nur allzu oft ihre Verantwortung und ihren Einsatz), was mich stört an Pausewangs literarisch formuliertem Schuldvorwurf ist, daß sie die Kinder als Begründung dafür nimmt. Sie schildert nicht in erster Linie das Verhalten der Eltern oder der Erwachsenen, das zur Katastrophe führt (die Bombe ist gefallen, das Kernkraftwerk geborsten), sondern sie läßt eine jugendliche Erzählfigur berichten oder von einer solchen, die ihre Beziehungen benennt. Das hat zur Folge, daß diese (behindert-werdenden) Jugendlichen in der Erzählung insgesamt als Schreckbilder fungieren und wirken. Es wird berichtet, daß die Menschen jede Hilfe und Zuwendung verlernt hätten, nur eine - verschwiegene - nicht, die Sterbehilfe. Bei wem und für wen? Bei den behinderten Kindern; für die anderen, die weniger „schrecklich“ Betroffenen -

solche fatalen Vergleiche transportiert der Text als Begleitscheinung – , geht das Leben hoffentlich hoffnungsvoll weiter.

Die Symptome der „Behinderten der Nation“ sollen in den Texten das Unheimliche der Katastrophe verstärken. Die Behinderten haben also nur Geltung als Illustration, sie sind den Gegebenheiten angepaßt und untergeordnet. Trotzdem sind die Jugendlichen nicht durchweg negativ besetzt, sonst wäre eine lesende Identifizierung kaum möglich und im übrigen die Schuld der Erwachsenen weniger groß. Indem die Jugendlichen (als zukünftige Eltern und Erwachsene) Perspektiven eröffnen, mildert sich zugleich die Härte des Vorwurfs. Nicht nur in diesem Fall ist die zweite Erzählung die subtilere Version der ersteren, mit anderen Worten, was in der „Wolke“ weniger direkt ausgesprochen wird, wurde in den „Kindern von Schewenborn“ schon gesagt; so wird das eine Buch interpretatorisch zum Beweis für das andere. „Die Wolke“ ist in diesem Sinn interessanter, aber auch halsbrecherischer.

Aber ist das nicht „engagierte Literatur“, weil die Autorin damit für die Zukunft der Kinder Partei nimmt? Bei dieser Frage öffnet sich mir der Widerspruch, daß Erwachsene, daß wir es unter nehmen müßten, zu ändern, woran wir beteiligt sind, es zu zerstören. Das ist zwar in der Rolle der Behinderten als Absicht erkennbar, aber die Bedeutung ist eine andere. Doch durch die polarisierende Darstellung Pausewangs sind die Erwachsenen ausgeschaltet und alle Hoffnung (und damit Verantwortung) wird in die Kinder projiziert. Am Schluß sollen die Kinder etwas lernen, was die Erwachsenen nicht schafften, hier wird gemäß einer Ersatzphantasie, den „Schwächeren“ etwas zugemutet, was die Stärkeren nicht leisten.

Ich bin nicht gegen provokante Polarisierung und direkte Kommunikation, doch hier handelt es sich um Literatur, um Fiktion; ihre Direktheit besteht bekanntlich darin, so paradox es klingt, mit Indirektheit zu agieren. Literatur eröffnet erst dann ihre mehrperspektivischen Möglichkeiten, ihre visionäre Kraft, wenn sie einen annehmen läßt, daß etwas so ist, wie es dargestellt ist, vielleicht aber auch anders, doch mit derselben Evidenz und Faszination. Eine direkte Literatur (wie die Pausewangs) verhindert die Mitarbeit der Leser (und insofern ist sie keine engagierte Literatur, weil diese „emanzipierte“ Leser bedingt). Wahrscheinlich ist diese Struktur der Grund, daß die „Betroffenheit“ von Pausewangs Büchern nur kurz wirkt, wie Lehrer berichten, die zur Friedenserziehung (!) das Buch der

„Kinder von Schewenborn“ benützten. Die Schüler, befragt ob sie das Buch schon gelesen haben, antworteten mit einem lakonisch Ja und hatten keine Bedürfnis, es nachzuerzählen. Nun ließe sich einwenden, wie die Autorin es in einer Preisrede machte, daß genau dies auf die schon verinnerlichten Abwehr- und Verdrängungsmechanismen verweise. Doch das Verhältnis von Literatur und Realität wird nicht dadurch entschieden, daß mögliche psychische Mechanismen nur in der Angleichung und Vermischung der beiden Sphären besteht. Im Gegenteil, es werden bewußt und legitim Unterschiede registriert. Die Texte Pausewangs, wie man oft lobend erwähnt, sind in dieser Hinsicht keineswegs „realitätsnah“. Sie vereinfachen zu sehr und bekommen dadurch verhängnisvolle Begleiterscheinungen. Wenn die Autorin betont, gerade indem sie Gefahren nicht verschweige, mache sie Ängste benennbar und „bannbar“, wenn es so wäre, überforderte sie in der Tat niemanden, aber wenn sie dabei gängige Klischees und Geringschätzungen mittransportiert (wie die Euthanasiephantasie gegenüber Behinderten), dann stimmt sie mit schon bestehenden Normalitätsvorstellungen überein und baut keine „Feindbilder“ ab, wie sie beabsichtigt, sondern bestätigt sie auf einer nicht direkt faßbaren und einsehbaren Ebene, weil man ja zu Recht gegen die „höhere“ Sache der zerstörerischen Atomkraft kämpft.

In „Die Wolke“ gibt es jedoch eine Stelle, die mich stocken ließ – aber leider nicht den Text. Ich frage mich, ob hier das „Nicht-Merken“ (A. Miller) so totalisiert ist, daß auch die Autorin nicht aufmerksam wurde. Mußte sie sich gegen den eigenen Erwachsenen-Vorwurf schützen? Vor allem deshalb frage ich mich das, weil sie ja sonst, so mein Eindruck, jedes Problem in ihrem Text sehr didaktisch komponiert und alles deutlich, unmittelbar und ausführlich ihrer Meinung nach beantwortet. Die Stelle, die ich meine, hat einen merkwürdig schnellen Übergang. Zwar sagt Janna-Berta zu Helga auf der Reise nach Hamburg, kurz vor der Autobahnauffahrt: „Hast du das vergessen?“ – aber daß hier eine unscheinbare Ausgrenzung von „verseuchten“ Personen ohne ein Zögern gestattet wird, bleibt auf Grund der schon präjudizierten Etikettierung unbeantwortet. Und die allgemeine Abwertung wird den „Verseuchten“ selbst in den Mund gelegt. Elmar sagte sarkastisch, fast ohne daß man merkt, daß er sich selbst trifft: „Und unter euren Enkeln werden sich phantastische Mißgeburten tum-

meln.“ Die Figuren selbst dürfen nicht irritiert werden, so muß Helga alles vergessen (obwohl sie darauf aufmerksam gemacht wird) und kann wiederholt auf den „Zustand“ Janna-Bertas hinweisen, genau das läßt letztere überzeichnet wirken und führt im Endeffekt zu einer fiktiven Selbstrechtfertigung und zu einer Orientierung an einer diffusen Normalität. „Das Schlimmste ist, daß uns niemand sagen kann, ob wir überhaupt jemals Kinder haben können. Normale Kinder –“, sagt sogar Almut. Neben der Bedrohung durch das Atomdesaster macht also die Angst vor Behinderten diese Lesewelt aus. Diese Kopplung ist inhuman und verhängnisvoll. Das erstere ist real, das zweite ideologisch. Eine nichtbehinderte Welt erscheint als voraussetzungslos.

Zur Ideologie zählt für mich beispielsweise die Übertragung des homöopathischen Prinzips („Schmerz gegen Schmerz“) in die Literatur. Die Abschreckung transportiert ihre Schrecken (auf mehreren Seiten Tote) und partizipiert dabei an einer Ästhetik der Abschreckung, die im übrigen auch die Gegenseite benützt. Heißt es nicht, daß wir Atomwaffen brauchen, weil die jeweils anderen welche haben? Nichts zeigt deutlicher als diese potentielle Identität der ideologischen Prinzipien das Scheitern der Texte Pausewangs.

Der Schrecken der Abschreckung besteht darin, daß Behinderte als Personifizierung des Schreckens auftreten. Darüber hinaus werden allgemein Angst, Gehorsam, Strafe, Erziehung, Tod usw. verknüpft. Hier wird nicht die Kritik der Ursache, der normalen Verhaltensweise dargestellt, sondern in dieser Form kommt es zu einer ästhetischen Entlastung in der literarischen Zurschaustellung der Behinderten. Zwar gibt es eine Verweigerung der Phantasie (in bezug auf den Schrecken) einer Hauptfigur, aber eben nicht für die der Autorin oder des übermächtigen Erzählers, dessen nichtbehinderte Vorstellungen sich ungehindert breit machen. So plump es klingt, selbstverständlich kann die Autorin schreiben, was sie will, es geht mir nicht um ein Verbot solcher Phantasien, aber auf die Art der Argumentation und die charakterisierenden Bedeutungen will ich aufmerksam machen. Wieso wird verdrängt, daß mit Behinderten argumentiert wird, auf der Grundlage der Angst der Normalen? Wieso wird nicht diese selbst auch ausgeführt und „untersucht“? Dies geschieht offenbar deshalb nicht, folgere ich, weil die Personifizierung des Anderen diese Art von Schreckensliteratur verträglich macht. Durch die Veranschaulichung

des Schreckens mit Behinderten untergraben Nichtbehinderte ihre eigenen humanen Bemühungen, die „gute Absicht“, aber es läßt sich an dieser Bedeutung auch erkennen, wie weit sie Menschen (die einer Betreuung bedürfen oder sie beanspruchen) ernst nehmen oder (literarisch) authentisch auftreten lassen.

Die Gebrüder Grimm haben ein Märchen gesammelt, „von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen.“ Die Hauptfigur lernt das „Grausen“ nicht an den imposanten, „schrecklichen“ Inszenierungen, bei diesen hat sie immer genügend Vertrauen in sich selbst und ihre Fähigkeiten, so „dumm“ man sie auch hinstellt oder nachzeichnet und sie entlarvt die Maßnahmen zum „Gruseln“ mit praktischer Tätigkeit als kollektive Vorstellungen und Vorurteile, sondern sie lernt es an einem gewöhnlichen, naiven Beispiel. Es braucht nicht immer direkte, große Hinweise, der pädagogische Zeigefinger ist oft ungenau und auch autoritär. Bettelheim mag recht haben, daß unbewußt im Märchen gemeint ist, daß „keine Angst haben unmenschlich ist“. Aber bewußt, das heißt an dem was thematisch hier erzählt wird, am Gegenstand und seinen Begleiterscheinungen, wird zugleich deutlich, daß eine Reduzierung auf Inszenierung, auf „gute Absicht“, auf „rechtes Anliegen“, auf „nötige Nachhilfe“ usw. am Eigenwert der Person, der Hauptfigur vorbeigeht und die Form der Erzählung, ihre Durchführung und die Vorstellung der an ihr Beteiligten, die Leser und Zuhörer, konventionell benützt oder ausklammert. Natalie Zemon Davis schreibt: „Eine entsetzliche Tat in eine Geschichte zu verwandeln, ist ein Weg, sich von ihr zu distanzieren – im schlimmsten Fall täuscht, im besten vergibt man sich.“

4. Das Natürlichkeits-Kapitel

Ökologie und Euthanasie

Behinderte mit medienwirksamer Sehnsucht werden von der „Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben“ als Helden aufgebaut, ihr angeblich selbstbestimmter Tod als einzige Heldentat eines ansonsten unwürdigen Lebens dargestellt. So stellt sich für andere Behinderte die Frage, ob sie nicht unemanzipiert sind, weil sie sich weigern, diese „Deutsche Gesellschaft“ zu Hilfe zu rufen.

Penetrant beruft sich die „Deutsche Gesellschaft für Humanes Sterben“ immer wieder auf die freie Entscheidung des Menschen. Ich habe meine Probleme mit der freien Entscheidung von Selbstmördern. Überall gibt es gesellschaftliche Zwänge, nur wenn es um Leben und Tod geht, gibt es plötzlich keine mehr. Dabei ist jeder Selbstmord ein Stück Anklage an die Gesellschaft. Neunzig Prozent der Selbstmordversuche scheitern. Warum? Weil sie auf das Scheitern angelegt sind. Aber die Sterbehilfe ist kein Selbstmord, sondern eine Hinrichtung. Wer sich an die „Deutsche Gesellschaft für Humanes Sterben“ wendet, hat keine Chance mehr, seinen Selbstmord scheitern zu lassen. Sterbehilfe ist ein makaber verharmlosender Begriff. Da wird getötet.

Und es wird festgelegt, was lebenswert ist und was nicht. Atrott, der Präsident der „Gesellschaft“, hat sinngemäß erklärt, daß die Tötung eines durch Unfall Querschnittsgelähmten legitim sei, weil dessen Lebensplanung ins Wanken gekommen sei, während er – da hab' ich Glück! – einem Kleinauf-Krüppel eher den Willen abnimmt, weiterleben zu wollen.

Die Gefährdung von behindertem Leben ist schon so weit fortgeschritten, daß nun offen (wieder) von Euthanasie geredet wird. Über die Praxis der Tötungshilfe an Neugeborenen wird schon munter diskutiert. Schon vor drei Jahren führte der „stern“ ein Interview, in dem ein holländischer Sterbehelfer sagte: „In Zukunft werden wir mehr denn je in der Lage sein, Kinder am Leben zu halten, die 700 oder 600 Gramm oder weniger wiegen. Solche Kinder sind oft sehr behindert und sie

werden niemals gesund. Trotzdem halten wir sie für einige Monate oder Jahre am Leben. Wenn die Eltern immer wieder fordern, das Leben dieser Babys zu beenden, sollten wir auch die Möglichkeit dazu haben.“ Kritisch fragte der „stern“ nach: „Aber wo ziehen Sie die Grenze, wer soll entscheiden, welches Leben lebenswert ist und welches nicht?“ Also, vor zehn Jahren wäre es unmöglich gewesen, öffentlich zu fragen, welches Leben „lebensunwert“ ist.

Dazu trägt die ökologische Bewegung Mitverantwortung. Sie war es, die „gesundes Leben“ als Bürgerpflicht propagierte. Und sie nährt die Illusion, Krankheit und Behinderung wären besiegbare. Und was machen wir dann mit denen, die trotzdem krank und behindert sind? Zum anderen gibt es kein Katastrophenbild, in dem behindertes Leben nicht als abschreckendes Beispiel verächtlich gemacht wird. Tschernobyl war der Durchbruch dafür. Und plötzlich wurden aus den Humangenetikern, die als gespenstische Wissenschaftler gegolten hatten, weise Gelehrte, die die Folgen von Tschernobyl lindern könnten.

Daher hielt der Widerstand gegen die Humangenetik nicht lange – weil die Ökologen und die Humangenetiker beinahe das gleiche Lebensmodell haben, die einen wollen auf ökologischer Basis dasselbe Produkt Mensch erzeugen wie die anderen im Labor. Einerseits wehren sich die Grünen mehr als die anderen Parteien, andererseits bereiten sie das Klima, in dem solche Prozesse, wie aufgezeigt, überhaupt breit diskussionsfähig werden. Die Ökobewegung gibt in ihrer Agitation fürs gesunde Leben permanent behindertes und krankes Leben der Verachtung preis. Diese Schuld müßte sie akzeptieren und aufarbeiten. Nur wer Ja sagt zu Krankheit und Behinderung, kommt einer humanen Gesellschaft näher.

Ich bin dagegen, daß Leute geschädigt werden, doch ich bin auch dagegen, daß Behinderte zwangsnormalisiert werden. Die ökologische Bewegung vermischt den Kampf gegen Schädigungen mit der Verachtung von Geschädigten – in beispielloser Oberflächlichkeit.

Unter Druck haben die Bundestags-Grünen 1986 beschlossen, sich einmal grundsätzlich über das Verhältnis Ökologie und Behinderung auseinanderzusetzen. Bis heute ist nichts passiert.

Eine der ersten Maßnahmen des verflommenen grünen Umweltministers in Hessen richtete sich gegen die Haltung von Hühnern in sogenannten Hühner-KZs. Aber daß Behin-

derte in einem alten KZ, heute hessische Landespsychiatrie, untergebracht werden, wo sie auf den Massenfriedhof schauen können und wissen, daß man sie fünfzig Jahre früher dort hingeschafft hätte – das war für die hessischen Grünen kein Thema.

Viel wichtiger ist der Ökologiebewegung die ideale Allianz von Mensch und Natur – davor habe ich Angst. Ein Zeitgeist, der verlangt, einer solchen absoluten Allianz von Mensch und Natur hätten sich alle anderen Fragen unterzuordnen, läßt zu einem neuen Sozialdarwinismus ein. Wer die menschliche Kultur der Ökologie unterordnen will, landet im Inhumanen. Allein von 1986 auf 1987 ist die Zahl der prinzipiellen Gegner der sogenannten Sterbehilfe von 30 auf 21 Prozent zurückgegangen. Das war im Jahr nach Tschernobyl. Und einer der größten Spätschäden von Tschernobyl ist eben die fast verlorengangene Moral der Ökologiebewegung.

Wg. Waldsterben – allgemeine Lebenshilfe

Liebe Grüne Freunde!

Mit Bedauern habe ich 1985 das Wahlergebnis von NRW hingenommen – auf jeden Fall gehört Ihr für mich in die Parlamente. Wer würde denn die Bevölkerung sonst immer wieder darauf hinweisen, daß der Mensch nicht das einzige Leben auf Gottes (ehemals schöner) Welt ist?

Besonders dankbar bin ich, aus dem Bayerischen Wald stammend, für Euer Erbarmen in Sachen Wiedergesundung des deutschen Waldes. So war es für mich auch verwirrend, erfahren zu müssen, daß gegen vier Mitglieder der grünen Partei ein Ermittlungsverfahren wegen Sachbeschädigung gemäß Paragraph 304 STGB eingeleitet wurde. Sie sollen Baumfrevel begangen haben. Da ich nicht dazu neige, gleich alles zu glauben, informierte ich mich ausführlicher über den Vorfall.

Es lohnte sich. Ich brachte an den Tag, daß vier Grüne des Kreisverbandes Friesland kranke und sterbende Bäume mit weißen Kreuzen gekennzeichnet hatten. Hierzu verwendeten sie biologische Baumschutzmittel und Kalk. Selbstverständlich solidarisiere ich mich, jetzt den genauen Vorgang kennend, mit den Angeklagten.

Doch muß auch ich meine Schwierigkeiten gegenüber solchen Aktionen gestehen. Da meine Bedenken grundsätzlich anderer Natur sind als die der ermittelnden Staatsanwaltschaft, erlaube ich mir folgende Frage: Ist es nicht doch eine gewisse Form von Rücksichtslosigkeit, den kranken Baum dem öffentlichen Anblick preiszugeben, ihn sogar durch Kalk zu bezeichnen? Ich denke, wer den Baum wirklich liebt, kann es nicht ertragen, ihn so kränkelnd dahinsiechen zu lassen! Aktive Formen der Sterbehilfe müssen meiner Meinung nach auch hier ohne Tabus diskutiert werden.

Gerade hier müßte sich vorrangig etwas an den Lebensbedingungen (z.B. saurer Regen) ändern, bevor man diejenigen, die aus Gnade und Mitgefühl ihre geliebten Bäume abholzen, als Waldfrevier denunziert. Ich gestehe Euch jedoch zu, daß eine prinzipielle Forderung nach Sterbehilfe z.Z. der Basis nur beim Menschen verständlich erscheint. Vielleicht wäre wegen des nicht vorhandenen Bewußtseins in dieser Frage doch die Politik der kleinen Schritte angebracht. Wie Ihr sicher wißt, sind gerade die jungen Bäume von Krankheit bedroht. Wäre hier nicht eine erweiterte Fristenlösung, ähnlich der eugenischen Indikation bei der Abtreibung, gesetzlich denkbar? Ich bin mir ziemlich sicher, daß eine Gesetzesinitiative, die es erlaubt, frisch gepflanzte und junge Bäume beim Auftreten gewisser Krankheitssymptome zum Wohle aller Bäume (die hätten sicher keine positive, lebenserfüllende Zukunft) innerhalb einer gesetzlichen Frist wieder abzuholzen, die breite Zustimmung der Grünen Basis finden wird.

Da wir schon beim Thema Sterbehilfe sind, möchte ich Euch noch mitteilen, daß ich Eure Berufung Professor Hackethals zur Expertenanhörung des Deutschen Bundestages zum Thema Sterbehilfe wichtig und richtig finde. Wer den Film Hackethals über die von ihm erlöste Frau gesehen hat, kann nur voll des Lobes für seinen selbstlosen Einsatz sein. Mich faszinierte besonders der von ihm neben dem Krebsleiden noch herausgearbeitete Zusammenhang zwischen Ästhetik und Erlösung. Wie Hackethal überzeugend ausführte, war das Gesicht der Frau schon so entstellt, daß sie sich nicht mehr unter die Leute wagte. Dies ist verständlich, denn schon 1891 formulierte ein gewisser Rocco, seiner Zeit voraus, in einem Anstands- und Manierenbuch: „Man wird mit dem Menschen, der von den Leiden eines Geschwürs geplagt wird, Bedauern empfinden; das Bedauern wird aber in gerechten Willen und in

den Vorwurf der Rücksichtslosigkeit übergehen, wenn der Patient trotz der Verunstaltung seines Gesichtes es sich nicht versagen konnte, die Einladung zu einer Gesellschaft anzunehmen.“

Hackethal blieb konsequenterweise nicht auf der Stufe des Bedauerns stehen. Er beseitigte das Bedauernswerte. Selbst wenn besonders herzlose Kreaturen Euer Eintreten für Hackethal mit den Worten „braun, aber spontan“ charakterisierten, betrachte ich Eure Einladung an ihn als die Würdigung eines Mannes, der einen mutigen Schritt in eine gesunde Richtung getan hat.

Umso verunsicherter war ich, als ich erfuhr, daß Ihr die Erweiterung von Hackethals humanistischen Aktivitäten (z.B. Zyankali-Postversand an Hilfesuchende) scharf kritisiertet, ja sogar überlegtet, die Einladung wieder zurückzuziehen. Liebe Grüne, ich meine, wenn Ihr schon zu Recht Hackethals erste „öffentlich-rechtliche Endlösung“ des Leidens durch eine Einladung honoriert, könnt Ihr ihm jetzt für seine erweiterte Hilfsaktionen nicht die Unterstützung verwehren.

Schließen möchte ich mit der Zuversicht, daß Ihr Hackethals gegenwärtige Aktivität genauso honoriert wie seine jetzt schon legendäre Pioniertat. Daß Ihr erkennt, daß sein (gestoppeter) Zyankalipostversand als „unbürokratische Hilfe zur Selbsthilfe“ zu verstehen bleibt.

Mit freundlichen Grüßen und Euch vor allem viel Gesundheit.

P.S. Solltet Ihr, was ich annehme, demnächst Professor Hackethal treffen, könntet Ihr ihm vielleicht meine Adresse geben? Ich bin behindert und auch sonst geht es mir nicht sonderlich gut. Wäre furchtbar nett. Danke.

Es lebe die natürliche Genforschung

Eines der aktuellen Diskussionsthemen in der kritischen Öffentlichkeit ist die Genforschung. „Perfekt manipulierte Menschen“, „Versuchstier Mensch“, so drohen die Schlagzeilen. Gerade unter Linken herrscht die Angst vor Genmanipulation. Auch der Umweltschutz spielt dabei eine nicht geringe Rolle. Die Sorge wächst, daß statt für eine gesunde Umwelt zu kämpfen, widerstandsfähige und gegen Umweltgifte resistente Menschen geschaffen werden.

Besonders besorgt sind vor allem emanzipierte Frauen. Sie fühlen sich durch die Humangenetik und Gentechnologie in ihrer Gebärmacht bedroht. Die Horrorgestaltung, daß sie zur Erhaltung der Gattung Mensch nicht mehr nötig seien, läßt sie erschüttern. Und das in einer Zeit, in der das neue Idealbild von einer gesunden Mutter mit einem gesunden Kind Emanzipationsfurore macht.

Zudem ist zu befürchten, daß potentiellen Müttern politische Kampfmittel aus der Hand genommen werden. Was nützt es beispielsweise, wenn Frauen, gegen die das ganze Erdenleben bedrohende Politik der Männergewalt, mit einem Geburtenstreik protestieren, wenn als Gegenreaktion natürlich Männer, durch die Produktion von Retortenkindern, sich aktiv als Streikbrecher betätigen? Nein, die politischen Kampfmittel der Frauen müssen verteidigt werden – doch dies ist sicherlich nicht der einzige Grund für den wachsenden Widerstand gegen die Genforschung.

Völlig zu Recht sehen immer mehr Demokraten die Toleranz der Normalität in Gefahr. Damit meine ich, daß der Spielraum, bis wohin jemand als normal zählt, enger wird. Die Situation ist in der Tat so bedrohlich geworden, daß sich mittlerweile eine ausgeprägte Angstkultur bezüglich der Genforschung entwickelt hat.

Fast täglich erzeugen neue Forschungsergebnisse kritisches Horrorbewußtsein. Verkitschte Monstervorstellungen halten Einzug in die politische Phantasie. Dabei fühlen sich die Bewußten nicht nur in ihrer menschlichen Existenz bedroht. Das ginge ja noch, schließlich hat die Menschheit schon soviel Schaden angerichtet, daß ihr genaugenommen bei einer aggressiven Selbstmanipulation kein Mitleid zusteht. Doch in gewohnter Herrschsucht greift der Mensch wider die Natur ein. Er versucht Pflanzen und Tiere nach seinen Interessen zu manipulieren und gefährdet dadurch das „natürliche Ausleseverfahren“. Das heißt, wenn wir schonend mit der Natur umgehen, brauchen wir eigentlich keine Genforscher, die zum Beispiel unterscheiden können, welcher Baum lebenswert ist und welcher nicht. Um dies zu begreifen, müssen wir, so traurig dies klingt, jedoch erst einmal wissen, was ein Baum ist. Eindrucksvoll klärt uns Professor Burschel dazu in dem 1983 herausgegebenen Buch „Rettet den Wald“ auf:

„Da steht ein Baum jahrhundertlang, Jahrtausende sogar, an einem Ort, kein anorganischer auf Ewigkeit angelegter Fels,

sondern ein sterbliches Lebewesen aus Zellen, Säften, Haut und Gliedern. Er blutet, wenn man ihn verwundet. Er bricht, wenn man ihm Gewalt antut. Er ist Person.“ Es fällt mir schwer, solchen Unsinn auszuhalten. Ich kann ihn nur durch eine gewisse Zynik ertragen. Trotzdem ist es nötig darauf einzugehen, denn wenn die Natur vermenschlicht wird, wird im Gegenzug der Mensch verbiologisiert und als soziales Wesen immer mehr abgeschafft. Bevor ich weiter auf die Genforschung und Humangenetik eingehe, möchte ich nochmals den umweltliebenden Forstprofessor zitieren, einmal weil er sich der gesunden Mütterlichkeit anpaßt und den braunen Stamm- baum verdrängend die Mutter Bäumin beschreibt, und dann auch weil er bildhaft den „natürlichen Ausleseprozeß“ schildert. Zuerst die gesunde Geburt von Baumindividuen und die Rolle, die der Mutterbaum dabei spielt: „*Entwicklung und Geburt*: Ist die Blüte abgeschlossen und hat die Bestäubung funktioniert ... so beginnt unverzüglich die Frucht- und Samenbildung innerhalb weniger Monate werden aus den befruchteten Eizellen Baum-Embryos, denn nichts geringeres enthalten die Samen. Solange sie an den Zweigen festsitzen, werden sie vom Mutterbaum ernährt, in dieser Beziehung durchaus der frühen Entwicklung von Tieren oder Menschen im Mutterleib vergleichbar. Der Vorgang der Geburt ist dann – führt man den Vergleich fort – die Trennung von der Mutter, also das Abfallen oder auch Abfliegen vom Baum. Die Stelle an der die Frucht sich löst und die gut erkennbar bleibt, wird deshalb von den Botanikern Nabel genannt. Was dann auf den Boden fällt, in unerhörter Menge oft, sind fix und fertige winzige Baumindividuen ...“ Bei dem Verdacht, daß das Wunschziel der Genforschung möglichst vollkommene Persönlichkeiten sind, stellt sich die Frage, wie lange eine natürliche Entbindung überhaupt noch möglich ist. Das bedeutet, daß die Geschichte der Humangenetik, die sich im menschlichen Bereich anfangs auf extrem von der Norm abweichende Personen beschränkte, nicht loszulösen ist von dem Auslesegedanken. Die neuen Gedanken diesbezüglich von der Natur und den Menschen berücksichtigend, möchte ich nun zu meiner Erlösung ein letztes Mal Peter Burschel zitieren, wie er die sinnvolle Auslese der Natur beschreibt und ferner erklärt, welchen solidarischen Beitrag der Mensch dazu leisten kann.

„In einem hundertjährigen Fichtenbestand etwa kann der stärkste Baum über fünfzig Zentimeter Durchmesser in Brust-

höhe haben, während sein Nachbar es bei gleichem Alter auf wenig mehr als fünfzehn Zentimeter gebracht hat. Der erbarungslose Ausscheidungskampf führt zu einer ausgeprägten Schichtung. Es gibt herrschende, der obersten Schicht angehörende Bäume. Andere meist zahlreichere, sind bereits zurückgefallen, ihre Position kann allenfalls als noch mitbeherrschend bezeichnet werden. Und eine weitere, sehr große Zahl von Bäumen befindet sich bereits im Unterstand; sie stellen die Unterdrückten dar, nur ein Zufall kann sie vor dem baldigen Ende retten.“ – Als Verbittertem fallen mir hier im menschlichen Vergleich natürlich Kranke und Behinderte ein! Doch zurück zur gesunden und natürlichen Auslese in der Natur, in die nun der Mensch sinnvoll eingreift. Weiter im Text von Öko-Burschel: „In dieses dramatische Geschehen greift nun der Förster ein, indem er versucht, die Hierarchie der Bäume zu beeinflussen. Dabei arbeitet er vor allem in der Schicht der Herrschenden; aber auch die Beherrschten, also die eigentlich schon zu Tode verurteilten, interessieren ihn ... Wäre nicht der Förster mit seinen Einschlagskolonnen in unseren Wirtschaftswäldern stets zur Stelle, so stünden diese voll von toten, mehr oder weniger in Auflösung befindlichen Stämmen. Die Situation wäre von der in Naturwäldern nicht so verschieden: alles, was dem Konkurrenzkampf nicht standhält, stirbt und bleibt lange als Baumleiche sichtbar.“

Der Förster in den deutschen Wäldern ist also Garant für sinnvolle Auslese, für natürliche Veredelung und Freund der Mutter Baum. Die Förster im menschlichen Leben waren und sind noch die Humangenetiker und Frauenärzte. Engagiert arbeiten diese für das Recht auf Gesundheit, kontrollieren und schicken zum Beispiel schwangere Frauen zu Fruchtwasseruntersuchungen der Erkenntnis willen, ob es sich um eine gesunde Leibesfrucht handelt. Bei negativem Befund empfehlen sie dann die vorgeburtliche Auslese von Behinderten.

Die Tips der Förster in Weiß nehmen die Frauen fast ausnahmslos an, und zwar nicht nur, wenn man ihren Aussagen glauben will (was ich nicht kann), aus einer Verpflichtung für den gesunden Nachwuchs, nein, sondern zur Verhinderung von Leid, erklären viele. Sie haben Mitleid mit den ungeborenen Verkrüppelten.

Sie wollen diese nicht in eine Situation bringen, die nicht so sehr verschieden ist „von der in den Naturwäldern“. Ihre gesunde Lebenserfahrung will kranken und behinderten Nach-

wuchs vor Konkurrenzkämpfen bewahren und dies gewissermaßen unabhängig von politischen Kriterien. Umso mehr überrascht es mich nun, daß sich gerade jetzt Gen-Kritiker darüber aufregen, daß die Genforschung das Existenzrecht von Behinderten gefährdet und das sogar noch als neue Erkenntnis verkaufen. Tatsache ist, daß das Existenzrecht Behinderter schon seit gut zwanzig Jahren in Verbindung des nationalsozialistischen „Gesetzes zur Verhütung des erbkranken Nachwuchses“ ideologisch verabschiedet wurde. Es war in der inzwischen verkürzten Zeit der 68er-Bewegung, in der unbemerkt die Auslese von Behinderten bis hin zur Ausmerzediskussion ideologisch vordiskutiert wurde. Solche Diskussionen konnten unbedrängt an deutschen Hochschulen geführt werden. So fand 1969 ein wissenschaftlicher Kongreß mit der Themenstellung „Genetik und Gesellschaft“ vom Marburger Universitätsbund statt. Zwar hatte man damals noch einige Probleme mit dem Wort Eugenik, aber inhaltlich bestand zu heute kein wesentlicher Unterschied. Ein gewisser G. Schwalm führte über „Recht, Genetik und Humanität“ folgendes aus: „Handelt es sich um Eingriffsgründe, die überwiegend mit der Entstehung des Menschen und der Übertragung der Erbfaktoren Gene zusammenhängen, dann wollen wir von genetischer Indikation sprechen. Das Eigenschaftswort ‚eugenisch‘ erscheint weniger geeignet, weil es nach Ansicht der Genetiker durch seine geschichtliche Entwicklung allzu einseitig im Sinne der Bewertung der Erbfaktoren unter bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten geprägt ist. Demgegenüber macht der Begriff ‚genetisch‘ es leichter, den Schwerpunkt für die Indikation beim betroffenen einzelnen menschlichen Individuum, seinem So-Sein und seiner Entwicklung, zu bilden und die durch seine Behandlung etwa mit verursachten bevölkerungspolitisch günstigen Entwicklungen lediglich als erwünscht, aber nicht als maßgebend zu bewerten, wie dies den Prinzipien des Grundgesetzes entspricht.“ Im Klartext heißt dies, es ist alles zu tun, daß es keine Behinderte mehr gibt, wenn dies nicht zu schaffen ist, dann sollten sie jedoch im Sinne des Grundgesetzes ertragen werden.

1988 wurde ein Referentenentwurf zur Sterilisation von „nicht einsichtsfähigen Geistigbehinderten“ überraschend zurückgezogen. Maßgebend war möglicherweise ein Protest der damaligen Gesundheitsministerin Rita Süßmuth. Hauptkritikpunkt war, daß sich der Sterilisationsentwurf inhaltlich

eng an die eugenische Indikation bei der Abtreibung orientierte. Neben Rita Süßmuth fanden auch linke Kritiker die inhaltliche Gleichsetzung von eugenischer Abtreibung und Sterilisation für eine neue Ungeheuerlichkeit. Doch so neu ist das nicht.

Kindestod und Kindesschädigung auf eine Stufe gestellt, eine solche Äußerung findet sich schon in dem vorher zitierten Vortrag von Schwalm am Marburger Kongreß: „Das Hauptproblem liegt in der genetischen Indikation, also in der Beanzeigung der Schwangerschaftsunterbrechung aus dem alleinigen Grund, daß nach den wissenschaftlichen Erkenntnissen einerseits die Geburt eines körperlich oder seelisch schwerwiegend geschädigten oder nicht lebensfähigen Kindes oder das vorzeitige Absterben der Frucht mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten wäre, andererseits eine Abwendung der Kindesschädigung oder des Kindestodes durch therapeutische Behandlung allgemein oder nach den Umständen des Einzelfalles nicht möglich ist... Der dem Paragraph 2 Abs. 1 Nr. 2 KastrG (Kastrationsgesetz) entnommene Begriff ‚schwerwiegend‘ weist auf einen gesteigerten Grad der zu erwartenden physischen und psychischen Lebensuntüchtigkeit, die Umschreibung durch die Worte ‚mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten‘ auf eine gesteigerte Sicherheit der Prognose im Sinne der größeren Möglichkeit des Eintritts als des Ausbleibens der befürchteten Folgen?“ Zugegeben, durch die Einführung des Paragraph 218 hat sich eine drastische Verschärfung ergeben, besonders was die eugenische Indikation, die erlaubte Abtreibung von behindertenverdächtigen Föten betrifft. Schon der geringste Verdacht auf Behinderung ermöglicht die Ausmerzeindikation.

Im Vordergrund von Schwalms Sorgen stand zwar die „erbliche Belastung“, doch sorgte er sich auch, das höherwertige Rechtsgut nicht ignorierend, um andere zu erwartende Behinderungen auf Grund anderer Umstände: „Zum Beispiel wegen Schädigung der Frucht, insbesondere schwerer Mißbildungen durch Bestrahlung der Schwangeren oder durch Abgabe funktions- oder fruchtschädigender Medikamente an die Schwangere“, und er folgerte dann, „der kann auch hier für die Schwangerschaftsunterbrechung von einer humanitären Indikation sprechen.“

Da es bei nicht wenigen sich als fortschrittlich begreifenden Frauen üblich ist, Eugenik von sonstiger Genforschung zu trennen, möchte ich kurz auf eine, nicht die einzige, Argumen-

tation eingehen, mit der Frauen quasi gesellschaftskritisch die vorgeburtliche Aussonderung Behinderter durch eine humane Zumutbarkeitsthese begründen. Das schon angesprochene Mitleid mit den ungeborenen Verkrüppelten hört sich in fortschrittlicher Frauenpolitsprache dann so an: Frau fragt mit gekünstelter Leidensmiene, ob es denn überhaupt zumutbar ist, ein behindertes Kind in diese behindertenfeindliche Welt zu setzen? Gerade diese relativ häufige Aussage erklärt für mich, weshalb die meisten Frauenbewegten sich bewußt einer Auseinandersetzung mit der eugenischen Indikation verweigern. Sie wollen nicht mit den ideologischen Vätern der Nachkriegsindikation oder -ausmerze zumindest punktuell auf eine Stufe gestellt werden. Diese Ängste der Frauen sind berechtigt – die inhaltliche Nähe ihrer Aussagen mit denjenigen der Genphilosophen sind erschreckend. Nicht anders als die Frauen begründete doch Schwalm die Abtreibung Behinderter als humane Indikation. Er sagte: „Der rechtfertigende Gesichtspunkt liegt bei der genetischen (humanitären) Indikation für die Schwangerschaftsunterbrechung im humanitären, biologischen und sozialen Sinn jeder Schwangerschaft, nämlich daß ein Kind mit den Chancen für ein ihm zumutbares Dasein geboren wird.“

Wer definiert, was ein „zumutbares Dasein“ ist? Es sind auch heute noch diejenigen, für die behindertes Leben eine Zumutung ist. 1969 – damals gab es noch keine soziale Indikation bei der Abtreibung – machte Schwalm die unterschiedlichen Wertigkeitsideologien gegenüber Menschen, Nichtbehinderten und Behinderten, deutlich. Vehement setzte er sich gegen eine Schwangerschaftsunterbrechung aus dem Grunde ein, „daß die Existenz des Kindes sich bei der Mutter oder ihren Angehörigen unter Berücksichtigung aller Lebensumstände voraussichtlich als schwere, in absehbarer Zeit nicht behebbare soziale Belastung auswirken würde. Den bei uns wohl auch heute eindeutig überwiegenden Anschauungen würde es widersprechen, das Leben der Leibesfrucht einer sozialen Drucksituation aufzuopfern. Die auf die Werteordnung des Grundgesetzes gestützte Güter- und Interessenabwägung verbietet die Anerkennung einer sozialen Indikation, während diese hinsichtlich der Sterilisation ... gerade noch vertretbar erscheint. Zu einer solchen unterschiedlichen Behandlung zwingt der große sittliche Unterschied zwischen der Vernichtung werdenden und der Verhinderung künftigen Lebens. Vom

Staat muß verlangt werden, daß er im Falle einer ausweglosen bedrängten sozialen Lage der Familie für das Kind sorgt.“ Die Trennung von unterschiedlicher Moral und Sitte wird deutlich. Bei Behinderten spielte damals „der große sittliche Unterschied zwischen der Vernichtung werdenden und der Verhinderung künftigen Lebens“ keine Rolle.

Diese unterschiedlichen Lebensbewertungen waren damals wie heute eng verbunden mit dem vorherrschenden Gesundheitsdenken. So erklärte der reaktionäre katholische Moraltheologe Böckle, (gern gesehener Studiogast bei aktuellen Abtreibungsdiskussionen) damals entschiedener Sterilisationsgegner, 1969 auf derselben Veranstaltung seine theologische Ausnahme: „Vom sittlichen Standpunkt aus sehe ich überall da, wo die Fähigkeit, gesunde Kinder zu bekommen, in einer Ehe für dauernd als gestört gelten muß, eine operative Sterilisation auf freiwilliger Basis für unbedenklich. Sie hat ganzheitlich gesehen den Charakter einer Therapie.“

Das gesellschaftliche Klima der 68er-Jahre war denjenigen der 88er nicht unähnlich, abgesehen von der Studentenbewegung. Auch damals herrschte, zwar nicht in der Intensivität wie heute, enormer Gesundheit- und Ganzheitlichkeitsdruck.

Während die studentische Linke in alter „fortschrittlicher“ Antikriegsaktion plakativ mit Bildern von entstellten Vietnamesen auf die amerikanischen Kriegsverbrechen aufmerksam machte, bekam das damalige deutsche Behindertenbild, der klassische Kriegsbehinderte, Konkurrenz. Die Contergan-Affäre machte öffentlich Furore. Diese als „Mißbildungen“ diffamierten Kinder werden in einer Vereinheitlichung von Opfern und Tätern bis heute noch Contergankinder genannt. Diese sogenannten Contergankinder eigneten sich hervorragend für das aggressive Propagieren einer neuen Gesundheitsfürsorge. Dekorative „Mißbildungs“-Fotos sollten die deutsche Schwangere zur vaterländischen Vor- und Fürsorgepflicht ermahnen. Die Contergan-Affäre wurde zum Auslöser einer groß angelegten gesundheitlichen Volksbelehrung. Immer mehr wurde dieser Vorfall bewußt zur Etablierung der Humangenetik benutzt. Selbst der Zwang zu Frühuntersuchungen wurde schon leicht diskutiert, beispielsweise so: „Sehr beeindruckt hat mich die Problematik der Frühuntersuchungen zur Erfassung von Stoffwechselstörungen. Gewiß soll gesetzlicher Zwang grundsätzlich erst in allerletzter Linie in Betracht kommen. Aber hätten wir nicht diesen wichtigen Punkt vertiefen

müssen? Wünschenswert wäre meines Erachtens eine Empfehlung an den Gesetzgeber zu einer gewissen gesetzlichen Stellungnahme, und wenn auch nur zur Regelung der Kostenfrage oder des Angebotes – wie hier gesagt worden ist.“

Auch die Abtreibung von Behinderten wurde durch die Contergan-Diskussion verstärkt aufgebracht. „Nicht zuletzt im Zusammenhang mit dem Contergan-Prozeß erregt dieses Problem weite Kreise der Öffentlichkeit.“ Tschernobyl läßt grüßen. Engagiert stritten sich 1986 kritische Ärzte mit der damaligen Gesundheitsministerin Rita Süßmuth, ob denn nicht Abtreibungen nötig seien. Beide Seiten hatten in ihrem Streit dieselbe gesundheitspolitische Grundlage. Bei zu großer Wahrscheinlichkeit auf Behinderung schien Abtreibung die einzige Alternative zu sein.

Daß die Humangenetik das Existenzrecht von Behinderten angreift, ist für viele Gen-Kritiker kaum ein Thema, obwohl sie die personelle Verquickung der Humangenetik mit dem „Dritten Reich“ immer wieder nachweisen. Und in einem Anflug von wissenschaftlicher Genauigkeit erklären besonders linksliberale Geschichtsforscher, daß die Ansätze der Humangenetik schon weit vor Hitler entstanden waren. Aus traditioneller linker Nostalgie übersehen sie jedoch das linke Gesundheitsideal. In diesem Zusammenhang halte ich es für nötig, Rosa Luxemburg zu zitieren. Welche Einschätzung von Lebenswertigkeit und Lebensberechtigung hatte sie gegenüber denjenigen Behinderten, deren Schädigung nicht eindeutig als Folge eines unmenschlichen Systems identifiziert werden konnte? Sie schrieb 1918: „Angeborene Krüppelhaftigkeit kann zwar Quelle vieler Konflikte im menschlichen Leben werden, ist aber selbst jenseits des menschlichen Wollens und Handelns, jenseits von Schuld und Sühne, ausgenommen etwa die Fälle, wo sie als Erbstück das Verschulden der Eltern zum Fluche der Kinder macht.“ Der Behinderte als lebender Fluch, verschuldet durch mangelnde gesundheitspolitische Verantwortung der Eltern!

Ich weiß, wenn ich dies schreibe, provoziere ich linke GeschichtsverteidigerInnen. Zur Verteidigung eines auch in Frauenkreisen wieder auftauchenden personalisierten Geschichtsidols, werden sie mir Oberflächlichkeit vorwerfen, da ich zu wenig berücksichtige, daß die Zeit damals mit heute nicht vergleichbar sei. Doch würde dies nicht auch auf die Gründer der ersten Humangenetischen Beratungsstellen

zutreffen? Ist es legitim, wenn es um populäre linke Persönlichkeiten der Vergangenheit geht, ein geschichtliches Ausnahmerecht zu schaffen? Unabhängig von diesen für mich nicht klärungsbedürftigen Fragen denke ich, daß heute wie damals sich die linke kritische Intelligenz mit den Aussagen Rosa Luxemburgs identifizieren kann, selbst wenn sie es nicht mehr allzu öffentlich äußert. Selbstverständlich ist mir bekannt, daß besonders Linke, Intellektuelle, Frauenbewegte, Umweltbewußte, kurz, diejenigen die sich selbst als die guten, besseren, verantwortungsvolleren Menschen begreifen, immer wieder den Hang der Humangenetik zum perfekten Menschen angreifen. Während sie die Perfektionierung der Norm angriffen, haben sie akzeptiert, daß Ausmerzungsideologien gegenüber allzu großen Normabweichungen zum gesundheitspolitischen Allgemeingut wurden, ja selbst die praktischen Möglichkeiten der Humangenetik in vielen Einzelfällen wurde großzügig in Anspruch genommen. Eine inhaltliche Offensive für ein Lebensrecht für Andersartige schien den meisten, trotz gelegentlicher anderslautender (luxemburgischen) Politparolen, nicht für angebracht. Vielleicht wollten sie das nicht gefährden, was sie politisch irgendwie ablehnen, aber im privaten Bereich unter anderen Umständen doch ziemlich nützlich sein könnte. Dieses aufgeklärte Nützlichkeitsdenken hat nichts mit deutscher Vergangenheit zu tun, lehrt mich DIE ZEIT in einem Beitrag mit dem Titel „Medizin total – Visionen der Forchung – Alpträume der Gesellschaft?“ Da heißt es: „Ist das nun Eugenik? Nein, der Sachverhalt, auf den wir zusteuern ist neu. Mit den Worten des Kölner Genetikers Benno Müller-Hill: ‚Was früher der Staat mit Zwangsmaßnahmen machte, macht jetzt jede Hausfrau selbst und freiwillig. Man muß sie nur aufklären.‘ Aufklärung und Technik erweisen sich, in der Gestalt von Fortpflanzungswissen und genetischer Beratung, als die besten Eugeniker.“ Unverständlich ist mir, wie der ZEIT-Autor die Frage „Ist das nun Eugenik?“ so klar mit einem „Nein“ beantworten kann, zumal er in seiner Beweisführung gerade die Aufklärung als besten Eugeniker (unfreiwillig?) entlarvt. Ist die Verneinung eine Form von Verdrängung oder Anpassung an gesellschaftliche Realität? Realität ist, da stimme ich dem Autor zu, daß „die gesellschaftlichen Großtrends sich durchsetzen (werden): Funktionieren, Optimieren, Rationalisieren. Kein Krüppel, kein Idiot, kein kleiner, kein schwacher, kein häßlicher Mensch wird mehr ‚einfach so‘ da sein“. Wenn trotz

aller demokratischen Beteuerungen die Großtrends auf eine dem technischen Fortschritt angepaßte Wiederholung der deutschen Geschichte hinauslaufen, erklärt man zur Gegenwartsentlastung, derselbe Trend sei eben nicht derselbe. Trotz gelegentlicher kritischer Untertöne wird eine Komplizenschaft und Verharmlosung der neuen Eugenik deutlich.

Daß es sich bei Behinderten um abschreckende Lebensmodelle handelt, ist zum Allgemeingut geworden. Es ist beinahe unmöglich geworden dies in Verbindung mit der Ideologie der „Lebensunwertigkeit“ zu sehen, geschweige denn darüber Entsetzen zu erzeugen. Denn, wie kann sich jemand über etwas erschrecken, was er für selbstverständlich hält. Dabei geht es ja angeblich nicht um den Behinderten konkret, sondern ganzheitlich darum, daß die Menschheit sich überlegen müsse, wieviel von zerstörter Welt sie noch produzieren soll?

Das deutsche Ökovoik ist sensibel geworden gegenüber Bauminvaliden und Krüppeln. Wenn es handelt, so dessen Verdrängungsgesülze, dann nicht gegen Behinderte, sondern es tut etwas Gutes für eine gesunde Umwelt.

Nochmals zurück zum ZEIT-Zitat: Ist es denn besser, wenn der Staat zur Aussonderung „unwerten Lebens“ keine Zwangsmaßnahmen mehr nötig hat? Weshalb sollen Aufklärungskampagnen, die die freie Entscheidung suggerieren, aber den Ausmerzungsauftrag nur individualistisch erfüllen, angemessener erscheinen? Doch nun zum scheinbar Positiven.

Überraschend ist für mich bei der aktuellen Gendiskussion, zwar in sanften Ansätzen, jedoch mit zunehmender Tendenz, daß betont wird, „das Existenzrecht von Behinderten würde durch die Genforschung bedroht“. Wenn dies von nicht-behinderten Frauen geäußert wird, freuen sich vor allem behinderte Frauen über diese unerwartete Solidarität. Und dann verfassen sie gemeinsam Resolutionen gegen die neuesten geplanten Unmenschlichkeiten der Humangenetiker. In „konkret“ 12/88 berichtet Theresia Degener über die Radikalisierung der Frauenbewegung auf dem zweiten bundesweiten Kongreß „Frauen gegen Gen- und Reproduktionstechnologie“. Sie schreibt: „Daß Frauenwiderstand gegen Gen- und Reproduktionstechnologie internationalistisch ausgerichtet sein muß, darüber war sich der Kongreß einig. In Weiterführung der Diskussion und Entschlüsse des ersten Kongresses einigten sich die Frauen auf eine Ablehnung jeglicher Legalisierung dieser Technologien.“ Neben der erfreulichen Mitteilung, daß sich auf

diesem Kongreß behinderte und nichtbehinderte Frauen viel besser als auf dem ersten verstanden, weiß Theresia Degener auch Betrübliches zu berichten: Die Amniozentese, die Fruchtwasseruntersuchung, eigentlich bestimmt zur Aussonderung von behinderten Föten, werde mißbraucht zur Aussonderung weiblicher Föten. Die Amniozentese also „sei so weit verbreitet, daß es keine Seltenheit sei, daß Frauen zwar ohne Wasser und Strom lebten, aber regelmäßig mit Amniozentese versorgt würden. Der in den letzten Jahren gewachsene Widerstand indischer Frauen gegen diesen Einsatz der Amniozentese ist nicht ganz ohne Erfolg...“ Entsetzt frage ich mich, ob es denn einen richtigen Einsatz der Amniozentese geben kann und ob denn der Einsatz bei der Vermeidung von indischen Behinderten richtig sei? Unterliegt die Autorin einer verinnerlichten Wertigkeitsideologie zumindest über menschliches Leben in Indien?

Zurück zu den positiven Fragen: Woher kommt die neue Behindertenliebe? Die von Nichtbehinderten tolerierte Ausmerzungsideologie muß als beinahe abgeschlossen betrachtet werden. Die Humangenetik entwickelte sich weiter, sie bedroht zum jetzigen Zeitpunkt die Normalität eines jeden einzelnen *Normalen*. Das Schrecklichste dabei ist, daß die Normalität eventuell mit ihrer Geschichte brechen muß. Denn die Normalität war bisher nie der perfekte Mensch. Die Normalität bewegte sich durchaus in einem toleranten Rahmen. Deshalb war es den einzelnen Normalen immer möglich, mit dem perfekten Menschen operierend, heuchlerisch die Frage zu stellen: Wer ist denn schon normal? Die unterschwellige Gleichsetzung von normal und perfekt fiel dabei nicht auf. Ein solches Verhalten ignorierte, daß es bis vor kurzem weder möglich noch nötig war, die Normalität zu definieren. Dies war normal! Die Normalität bestimmte sich durch Ausgrenzung. Wenn man wußte, was anormal war, war es normal, daß die Nichtausgegrenzten normal waren.

Die Entwicklung der Genforschung greift aber jetzt, wenigstens vorübergehend, die Normalität an und schafft durch die Verwischung von Perfektion und Normalität neue Normalitäten. Die Genforschung bedroht nichtbehindertem Leben, in dessen vielfältigen unterschiedlichen Existenzformen. Und die Normalen haben in ihrer Existenzhysterie Angst vor dem Einheitsmenschen (blond, kräftig, Superlunge). Die ehemalige Schnulze „Ob blond, ob braun, ich liebe alle Frauen“ könnte in absehbarer Zeit eine Funktion als linkes Protestlied bekom-

men, das sich gegen die Festlegung auf ein bestimmtes Frauenideal entschieden zur Wehr setzt.

Die neue Behindertenliebe hat zwei Ursachen: erstens die schon erwähnte ideologische Aussonderung Behinderter; zweitens die Bedrohung der Normalität. Die zweite bestätigt die erstere. Spätestens nach solcherart legitimierten Aussonderung Anormaler muß Schluß sein mit Humangenetik. Auf die alte Wohlfahrtsmoral bauend, scheuen Nichtbehinderte sich nicht, noch vorhandenes Restmitleid alternativ zu nutzen und die Behindertenbedrohung zu bejammern, ohne sich jedoch aktiv für das Existenzrecht von „Erbgeschädigten“ und Behinderten einzusetzen. Letzteres würde ja nicht in die Normalität einer deutschen Schwangerschaft passen. Wenn also auf die Gefahren der Genforschung für Behinderte eingegangen wird, so handelt es sich meines Erachtens – von etlichen Ausnahmen abgesehen – um einen Mißbrauch von Menschen, die durch „Ausmerze“ bedroht sind, und zwar durch eben die Normalen. Dies macht mich wütend.

Zum jetzigen Zeitpunkt, wo die Eugenik gegenüber Behinderten beschlossene Sache ist, träume ich, daß die Normalität endlich konkretisiert wird, in Form von möglichst schneller Perfektionierung des Menschenbildes durch die Humangenetik. Mitgefühl sowie Solidarität mit potentiellen Komplizen des Behindertenmordes liegt mir fern. Das wäre für mich Selbstverachtung. Leider werden meine Wutträume nicht in Erfüllung gehen.

Immer mehr der jetzigen Normalen werden ihre Normalität retten. Der Anfang einer neuen Bürgerrechtsbewegung „Normalität gegen humangenetische Norm“ wird nicht mehr lange dauern. Nicht einmal ein schlechtes Gewissen muß die Bewegung der Normdemokraten haben. Sie können dies dann parallel zum Slogan „Zurück zur Natur“ als solchen „Zurück zur natürlichen Menschlichkeit“ verkaufen. Die gerade erst gewonnene Ganzheitlichkeit durchbrechend, werden sie sich für in diesem Sinn perfekte Natur, perfekte Mutterbäume, perfekte Rinder usw. einsetzen. Bei diesen kommt es nicht so genau darauf an, man kann ja nicht alles vermenschlichen.

Aber man kann nicht jeden Menschen perfektionieren. Daß ein Mensch sich von anderen unterscheidet, ist normal, quasi natürlich. Das wird die natürliche Genforschung begreifen und ausmachen.

Und die Krüppel? Auch hier scheint, solange es sie noch gibt, eine Versöhnung beziehungsweise ein Verständnis mit den politischen Henkern möglich. So lese ich in „konkret“ 12/88, wie tolerant behinderte Frauen mit den Ängsten nicht-behinderter Frauen vor Krüppeln umgehen. Der traurige Ansatz, wie Geopferte potentielle TäterInnen therapieren wollen, liest sich so: „Im Gegensatz zu 1985, als nichtbehinderte Frauen Schwierigkeiten hatten, über ihre Behindertenängste in Anwesenheit behinderter Frauen zu reden, war der Diskurs in Frankfurt zwischen behinderten und nichtbehinderten Frauen geprägt von Offenheit und der Bereitschaft, bestehende Widersprüche zwischen politischem Anspruch und Alltagsbewältigung zunächst einmal zu akzeptieren. Auf dieser Basis waren nichtbehinderte Frauen bereit, ihre Ängste als diffus und an monströsen Bildern orientiert offenzulegen, ohne dabei gleichzeitig die Möglichkeit eigener Befangenheit in eugenischer Denkweise ausschließen zu wollen.“ In neuer emanzipatorischer Geschicklichkeit finden wir Krüppel es nun nach dem Motto „hauptsächlich ehrlich“ toll, wenn Frau uns offen als Monster bezeichnet. Wofür Frau ja nichts kann, es ist ja die Gesellschaft, die bekanntlich nur aus Männern besteht und die die hilflosen Frauen zur Krüppelverachtung zwingt. „Indem Angst vor einem behinderten Kind und den damit zusammenhängenden finanziellen und sozialen Folgen für die Mutter geschürt wird, werden Frauen in die Rolle dankbarer Konsumentinnen der neuen Gen- und Reproduktionstechnologien gedrängt.“

Der neunormale Mensch

(Über ethische Begleitsätze und Widersprüche zur Gentechnologie und Humangenetik)

Wolfgang Schirmacher, Professor für Philosophie an der Polytechnischen Universität in New York, versteht sich als „Deuter“ der Gentechnologie, also nicht als „Befürworter“, denn politisch ist er eigentlich dagegen, sagt er in einem Gespräch mit der Zeitschrift „Spuren“ 1988. Er akzeptiere, daß es die Gentechnologie gibt, aber er lehne deren totale Vision ab, dennoch könne er sich durchaus „Eingriffe“ ins Erbgut vorstellen, die den Menschen verbesserten. Nun zitiere ich ihn ausführlich

und wörtlich: „Es kommt also nie auf den Tod an, sondern immer darauf, besser zu leben. Das zu bestreiten, den Versuch nicht mehr zuzulassen, wäre ein Selbstverzicht der Gattung Mensch innerhalb der Schöpfung. Aber die Euthanasie ist eine andere Sache. Die Euthanasie hat sich mit Menschen beschäftigt, die bereits existieren, und hat ihnen das Leben abgesprochen, sie ‚lebensunwert‘ genannt. Nun kann aber kein Leben ‚unwert‘ sein, das lebt. Was lebt, hat ein Recht zu leben. Aber bevor Leben ins Leben kommt, haben wir die Verantwortung, dieses Leben so gut wie möglich zu gestalten, dem Leben eine so gute wie mögliche Startposition zu geben. Und ich halte es für eine bodenlose Gemeinheit, einem anderen Wesen ein Leben als Krüppel zuzumuten, wenn es auf gentechnologischer Ebene möglich wäre, ihm dieses Schicksal zu ersparen. Der entscheidende Unterschied zu allen Euthanasie-Programmen ist sicherlich, daß ich beanspruche und es auch ganz scharf bekämpfe, daß jemand behauptet, er wisse bereits, wie der neue Mensch auszusehen hat.“ Diese Argumentation scheint mir symptomatisch, in Übereinstimmung mit dem „gesunden Menschenverstand“, auf eine philosophische Ebene gehievt und deshalb gefährlich, weil sie damit vorgibt, präziser zu argumentieren. Schirmmacher gesteht existierenden Behinderten ein Lebensrecht zu, aber die mutmaßliche Diagnose „Leben als Krüppel“ benützt er dazu, um verhindernde Eingriffe zu legitimieren. Warum sieht er dabei keinen Zusammenhang? Nämlich daß letzteres auf ersteres zurückwirkt, es zumindest unglauwürdig macht, weil er ja ein bevorstehendes behindertes Leben *nicht* zulassen will und kann. Mehr noch, die humanistische Verlogenheit („dieses Schicksal zu ersparen“), also die Verhinderung dessen, was er, wenn es existiert, vermeintlich akzeptiert, verschleierte, daß sie selbst als Euthanasiephantasie zur Vorbereitungsphase zum möglichen Vollzug der realen Tötung zählt. Er hat recht, wenn er betont, daß die traditionelle Euthanasie sich auf existierendes Leben bezog, aber die Beurteilung und Verurteilung, welches Leben „zumutbar“ sei, ist genau die Grundlage für Entscheidungen dieser Art. Es ist dabei nicht zufällig, weil es mit gesellschaftlichen Vorurteilen und Vernichtungsphantasien übereinstimmt, daß er das „Leben als Krüppel“ in neunormaler Behindertenfeindlichkeit mit einer „Gemeinheit“ assoziiert. Er boykottiert damit jedem existierenden Behinderten die Entwicklungs- und Identitätsbildung, er reduziert ihn auf von ihm bestimmtes

„Leben“, wahrscheinlich auf Natur schlechthin, über die er sich mit seiner philosophischen Einteilung erhebt. Diese Überheblichkeit mit den gentechnologischen Möglichkeiten zu verknüpfen, stellt eine neue Dimension dar, weil sie ihre eigene Beteiligung an der Sache ausklammert. Es handelt sich hier nicht mehr um metaphorische Probleme, die die Gentechnologie als „Allheilmittel gegen die Gebrechen unserer Zivilisation“ kritisiert, sondern hier wird schon direkt eingegriffen in Ideen und Phantasien und mit ethischem Begleitmaterial bestehende Ideologien angereichert, abgesichert, diskutierbar gemacht.

Der Zusammenhang, um den es geht, kann mit dem Soziologen Ulrich Beck aus dessen Buch „Gegengifte“ 1988 wie folgt beschrieben werden: „Es ist mehr als eine sprachliche Unkorrektheit, wenn immer davon die Rede ist, daß man die Erbkrankheiten bekämpfen will. Tatsächlich werden auf diese Weise die Erbkranken abgeschafft, also Menschen, die ihr Leben und Erleben gewiß nicht auf dieses eine Merkmal reduziert sehen wollen. Diese nur scheinbar feinsinnige Unterscheidung gilt es genau im Gegenteil herauszustellen, nicht nur weil in den Werkstätten der Humangenetik das Etikett ‚erbkrank‘ in Zukunft einem präventiven Todesurteil gleichkommt und weil hier eine extreme Form von Verdinglichung vorliegt, die menschliche Existenz auf ein Krankheitsmerkmal zusammenzieht. Sondern auch weil in der Differenz dieser zwei Begriffe die Welten liegen, die die Chirurgie in ihrer bisherigen Geschichte von der gentechnologischen Schöpfungschirurgie der Zukunft trennen.“

Das ist zwar im ersten Augenblick wiederum mehr eine Unterscheidung als ein Zusammenhang, doch wenn diese Trennung nachvollzogen und akzeptiert ist, dann entsteht eine Verknüpfung, die es unmöglich macht, sich in folgenden Fragen einzurichten: „Wer will schon die genetische Bekämpfung von Erbkrankheiten verhindern und damit zum Verfechter fortexistierender Leiden werden? Was ist denn so schlimm daran, wenn Eltern ‚gesunde‘ Babys wollen? Wo liegt das Grauen im Bemühen um ‚ertragreichere‘ Pflanzen- und Tiersorten?“ Diese Fragen werden gestellt auf Grund eines bestimmten rhetorischen Effekts, die Antwort steht schon fest. Bei Beck heißt sie: „Die Eugenik, die uns droht, hat alle Kennzeichen einer finsternen Verschwörung abgelegt und das Kostüm von Gesundheit, Produktivität, Gewinnverheißung angelegt.“ Diesem rhetori-

schen Effekt aber unterliegen oft und besonders Behinderte. Auch wenn Beck deutlich sagt, daß „die Frage nach der Gesundheit zum vorgeburtlichen Todesurteil“ wird und sich dies heute in einer heimlichen Form etabliert, so verwendet er (und andere) dennoch offen gerade behindertenorientierte Ausdrucksweisen wie „Mißgeburt der Not“, um unzureichende Argumentationen von Medizinern und Genetikern zu attackieren, oder er spricht in einem kritisch gedachten Sinn von der „ökologischen Blindheit der Soziologen“ und koppelt „Stummheit“ und „Zerstörung“. Aber, wie gesagt, es geht nicht um Metaphern! Die Effekte kreisen darum, die „richtige“ Position zu dokumentieren. Doch aus welchem Motiv werden die Fragen überhaupt gestellt und solche Symbole benützt, wenn sie doch nicht diskutierbar sind. Und sie sind nicht diskutierbar, weil sie im Gewand der Kritik Geringschätzung transportieren.

Bei Wolf-Dieter Narr lauten die Fragen in einem Aufsatz im Heft 69 der „Ästhetik und Kommunikation“ 1988 wie folgt: „Wer wollte die massenhafte Gewinnung bestimmter Stoffe aus entsprechend gentechnisch behandelten Tieren untersagen, wenn mit denselben epidemische Krankheiten geheilt werden vermögen? Und verhält es sich mit der Humangenetik anders, also mit der Anwendung gentechnischer Methoden am Menschen? Ist nicht die Verheißung, Erbkrankheiten zu beseitigen, störende Eigenschaften zu vermeiden, so groß, so attraktiv, so rundum human, daß man der Forschung und Entwicklung keine Verbote sperrig in den Weg setzen darf? Wer will es verantworten, erbkrank geborene (zu gebärende) Kinder zu riskieren, wenn es menschliche Möglichkeiten geben könnte, ihre Geburt zu vermeiden und statt dessen gesunde Kinder zur Welt kommen zu lassen?“ Diese Fragen wirken doch, obwohl sie nur die Richtung der Kritik, die der Gentechnologie-Diskussion unpolitisches Verhalten vorwirft, angeben, leicht ambivalent und sie erzeugen im Überlesen auch etwas von einem Entgegenkommen und Einvernehmen. Die Antwort Narrs nun zeigt, welche Zugeständnisse und Probleme sich ergeben. Ich zitiere ausführlich: „Eine Gesellschaft, die vor Gesundheit ‚strotzt‘, taucht als Möglichkeit am Horizont auf. Was wird aber mit dieser ‚gesunden‘ Gesellschaft geschehen? Wer wird die menscheitsgeschichtlich alte ‚Rolle‘ der Leidenden übernehmen? Diese Frage als zynisch zu qualifizieren, als Formulierung von ‚Gesunden‘, die um ihres seltsamen Profils willen

„Kranker“ bedürfen, verkennt, daß das menschliche Gefühls- und Triebleben, jedenfalls soweit sich dasselbe historisch überblicken und anthropologisch ausquetschen läßt, von den Verwertungsschichten und der Komplementärexistenz Lust und Leid und Schmerz usw. als menschliches individuell und sozial charakterisiert gewesen ist.“ Das Motiv der Fragen ist damit klar: Die Normalität ist bedroht, das heißt, daß nun plötzlich etwas, was bisher als normal galt, auch unter die gentechnologisch mögliche Wende fallen kann. Das heißt aber auch fatal, daß die Sache der Behinderten als „erledigt“ gilt. Narr schreibt weiter: „Indem man in die Erbbahnen eingreift, wird das erkrankte Kind verhindert und gentechnologisiert. So weit, so gut – vorausgesetzt auch, Verfahren und Kriterien der Beteiligten sind akzeptabel. Wie verhält es sich aber mit den Schizophrenen, wenn die gentechnologischen Fachleute meinen, die biologischen Ursachen der Schizophrenie ausfindig gemacht zu haben? Wer entscheidet im übrigen darüber, ob ihre Funde verlässlich und haltbar sind? ... Das Grenzziehungsproblem vermischt sich mit dem Problem der Bestimmung der Normalität.“ Weil von einigen Instanzen, politischen, medizinischen und anderen, Normen durchgesetzt werden, sagt Narr, kommen man um „starke Verbote“ nicht herum, wenn man nicht der Gentechnologie die moralisch-gesellschaftliche Bestimmung überlassen wolle. Doch er benützt dabei gerade wieder Behinderte als Vorwand um den Befürwortern der Gentechnologie zu sagen: „Sie müssen Verfahren und Kriterien zu benennen vermögen, die idiotensicher funktionieren. Hierbei hilft es nicht, einzelne Beispiele vorzutragen, wie wichtig und schön es wäre, könnte man mongoloide Kinder als gesunde zur Welt kommen lassen. Bloß individualisierte Lösungen sind keine.“ Indem solchermaßen eine Existenz außerhalb des unhinterfragten Gesunden zu keinem Thema mehr erklärt wird, die Verachtung auf eine Selbstverständlichkeit reduziert ist, führt die Kritik zwangsläufig zum Paradox, daß wir doch alle „geschädigt“ oder „betroffen“ seien. Diese sich anpassende These wiederum erzeugt eine angenehme Gleichzeitigkeit: Es scheint, als ob man damit die Normalität preisgäbe, aber zugleich verschleierte man, daß sie als Voraussetzung gilt. So schreibt Beck ungewollt treffend: „Der Blick in den Abgrund der Gefahren integriert in Normalität.“ Hinzugefügt sei, daß Beck begreift, daß die Entscheidung für oder gegen die Gentechnologie schon zugunsten der technischen Möglichkeit

gelaufen sei und daß Gegenvorschläge im gesellschaftlichen Rahmen zu diskutieren seien, die verschiedene „Formen des Lebens“ billigen.

Auch die zweifelhafte Bezugnahme auf Normalität – nicht nur, daß diese uns bedroht, sondern eben, daß sie selbst bedroht ist – läßt sich mit zumindest einem weiteren kritisch gegen die Gentechnologie gedachten Zitat belegen. Wolfgang van den Daele notiert im Kursbuch 94 Ende 1988: „In jedem Fall erscheinen Technikverbote kaum geeignet, einen ‚drohenden‘ Wertewandel abzuwehren. Denn die Werte sind gleichsam das logisch Frühere. Von ihnen hängt auch die Legitimität der Verbote ab. Im übrigen dürfte die eigentliche Gefahr der gentechnischen Option nicht darin bestehen, daß weitergehende technische Manipulationen am Körper akzeptiert werden, sondern vielmehr darin, daß immer mehr ‚noch‘ gesunde Menschen sozial als erblich belastet, behindert oder defekt etikettiert und wie Kranke kontrolliert oder diskriminiert werden.“ Daß die ethische Problematik erst dann in dieser Art von Argumentation (wie in der von Narr) auftaucht, wenn also gewissermaßen „Noch-Normale“ einen Nachweis ihrer Existenzberechtigung abgenötigt wird, finde ich bezeichnend. Sie kann heißen, daß es schon welche gibt, die zurecht ausgesondert wurden/ werden – daß diese Wertbestimmung latent beziehungsweise mehr oder weniger direkt eingeschlossen ist, macht die neue Dimension der Diskussion aus. „Man wird den Schaden, der aus dem Mißbrauch droht, gegen den Nutzen abwägen müssen, den der Gebrauch verspricht. Ein Verbot der Produktion und Anwendung des Wachstumshormons etwa ginge zu Lasten der Zwergwüchsigen. Ihnen entzöge man Behandlungschancen. Man setzte sie dem gesellschaftlichen Stigma extremer Kleinheit aus, nur um Mißbräuche der Technik an anderer Stelle sicher kontrollieren zu können. Natürlich müßte man dieses Stigma selbst beseitigen. Aber das hilft den Betroffenen wenig. Es muß daher versucht werden, den Mißbrauch zu verfolgen, ohne den Gebrauch auszuschließen.“ Van den Daele hat hier ethisch für die Kleinwüchsigen entschieden, daß ihre Kleinwüchsigkeit keine wünschenswerte Existenzform ist, aus gesellschaftlichen Gründen, weil die stigmatisierende Gesellschaft so schnell nicht zu ändern ist wie die technischen Möglichkeiten versprechen, Kleinwüchsigkeit abzuschaffen. So wird das Stigma verewigt, es bleibt in der Kritik erhalten. In seiner Argumentation erfüllt van den Daele selbst

gerade nicht, was er ethisch postuliert, er mißbraucht Behinderte für den Vorschlag einer neunormalen Lösung. „Für Krankheitsbilder, bei denen genetische Defekte durchschlagen, ist offenbar das biomedizinische Modell nicht nur ein mögliches, sondern das einzig mögliche Krankheitskonzept. Als Alternative könnte man hier allenfalls die pränatale Diagnostik und die selektive Abtreibung betroffener Föten ansehen. Das eröffnet jedoch für die schon lebenden Betroffenen und für Risikopersonen keinerlei Perspektiven auf Hilfe. Eine solche Perspektive aber, wie vage sie auch sein mag, liegt in den Möglichkeiten der Gentechnik.“ Ich unterstelle, das sind keine Ausschlußphantasien mehr, hier wird neunormale Gesinnung gebilligt; auch wenn van den Daele es anders meint, geschieht hier eine Kopplung beziehungsweise eine Verlängerung des „vorgeburtlichen Todesurteils“ in ein nachgeburtliches. Und van den Daele bringt sich in Widerspruch zu seiner Aussage, „daß die Betroffenen selbst ihre Ansprüche und Bedürfnisse neu definieren“ sollen und bestätigt die Halb- oder Hartherzigkeit seiner Schlußfolgerung: „Natürlich gibt es immer die Alternative, sich mit einem gegebenen Maß an unvermeidbaren Krankheiten und Behinderungen abzufinden, anstatt die medizinische Technisierung des Menschen endlos fortzusetzen.“ Zur Sprache: „Natürlich“ und „abzufinden“ das klingt ahistorisch, abwertend und besondere Identitätsbildung bezweifelnd, aber van den Daele hat erwartungsgemäß recht, warum soll das, wovon er spricht, für ihn eine „Alternative“ sein?

Und ich denke nicht, daß es sich hier um Doppeldeutigkeiten oder symbolische Unsicherheiten handelt, Es geht darum, daß die Normalität, die sich und für sich herausnimmt, zu bestimmen, was eine Bedrohung ist, nun dieser Vorherrschaft durch eine ihrer Techniken selbst unterliegt. Dagegen wehrt sie sich in altbewährter Manier (Disziplinierung, Diskriminierung, Ausschluß usw.), aber es bewirkt nichts. Die Technik hat sich verselbständigt. Diejenigen, die sich mehr als normal fühlen, identifizieren sich mit der Technik, diejenigen, die ein Unbehagen spüren und die Technik kritisieren, gestatten ihr Ausnahmen. In Basel wurde Ende 1988 ein Appell zu einem „Generellen Verbot der Gentechnologie“ verfaßt, allerdings mit der Ausnahme, daß, wenn eine Schwangere dies wolle, eine gentechnologische pränatale Diagnostik möglich bleibe. Und in Basel hat ein Genetiker in einer öffentlichen Vorlesung 1989 ein Bild eines behinderten Kindes gezeigt und dabei die Not-

wendigkeit der „Eliminierung defekter Gene“ betont. Kurz, so meine zugespitzte Behauptung, die Gentechnologen und ihre Kritiker verfahren oberflächlich nach beinahe äquivalenten argumentativen Prinzipien, sie wollen bestimmen, dominieren, entscheiden über Existenzen, Werte, Erleben – doch gerade dieses Muster selbst wäre zu vermeiden. Um die neunormalen Ansprüche zu retten, werden auch ehrhafte ethische Prinzipien, wie die Achtung anderer, fast zum Verschwinden gebracht.

Tierische Hilfe

(Über das üble Verhältnis von üblichen Menschen, Tieren und Behinderten)

In einer linksliberalen Wochenzeitung erscheint vor Ostern eine Karikatur. Sie zeigt – ich versuche so sachlich wie möglich einfach aufzuzählen, was auf der Zeichnung dargestellt ist: links eine Maus oder Ratte in Seitenansicht, in der Mitte vorn eine ebensolche von hinten, sie hocken beide hinter einem Gebüsch, so daß rechts in der Tiefe ein aber ebenso großer, aufgerichteter Hase hervortritt. Diesem Hasen fehlt fast ganz ein Löffelohr, er trägt eine schwarze Augenbinde über dem linken Auge, er hat ein Pflasterkreuz auf der Brust und den linken Arm bandagiert, mit dessen Hand er den Riemen vom Korb auf dem Rücken, der mit Ostereiern gefüllt ist, hält. Er stützt sich mit dem rechten Vorderlauf auf eine Krücke, der rechte Hinterlauf ist durch ein klassisches Holzbein ersetzt. Über der erstgenannten Maus oder Ratte bildet sich eine traditionelle Sprechblase, sie enthält folgenden Text: „Er (gemeint ist der geschilderte Hase) soll früher mal als Versuchskaninchen gearbeitet haben.“ Drei Wochen später wird in derselben Zeitung dieselbe Karikatur erneut, ein wenig verkleinert, reproduziert und zwar im Zusammenhang eines empörten Leserbriefs mit folgendem Wortlaut: „Wischt Euch (gemeint ist die Redaktion der Wochenzeitung) mit dieser ‚Karikatur‘ sonstwas ab, aber druckt diese Arroganz nicht noch! Das Thema Versuchstiere ist viel zu ernst, als daß es auf diese Weise zur Zielscheibe des Spotts werden sollte. Die Tiere haben es wirklich nicht ‚verdient‘, daß der Mensch sie erst züchtet, für seine Zwecke, und dann noch in dieser Weise über ihr Leid herfällt!“ (Unterschrift) Dieses Bei-

spiel, denke ich, ist ein angemessener Anlaß, einmal von einem üblen Verhältnis zwischen Menschen und Tieren auszugehen und zwar – erwartungswidrig – deshalb, weil über die Deklassierung von Behinderten in der satirischen Vermenschlichung der Tiere und der nachfolgenden Parteinahme für die Tiere offenbar Einigkeit besteht. Der Karikaturist verwendet die Behinderung als Zeichen eines gängigen Feindbildes, während der Leserbriefschreiber die Behinderung im sinnbildlichen Rahmen der „Arroganz“ des Menschen gegenüber dem Tier begreift. Aber das ist schon das Resultat einer genaueren Betrachtung, denn bei beiden, beim Karikaturisten wie beim Leserbriefschreiber, tauchen die Merkmale der Behinderung nur nebenbei auf. Sie sind eingeklammert, sie sind ganz klar funktionalisiert; der eine will satirisch, der andere moralisch anklagen. Zur Anklage gebrauchen sie die vorher festgelegten, abwertenden Kennzeichen der Behinderung, weil eben beide auf der Suche nach besseren Verhältnissen zwischen Mensch und Tier sind. Das zentrale Thema der Karikatur, das ich im folgenden an weiteren Beispielen belege und ausführe, ist also das übergangene Symbol der Behinderung, dessen konformistische Beurteilung, Benützung und Wiederholung.

Es ist ein altes Thema beziehungsweise Unthema, Behinderte der Reihenfolge Mensch – Tier anzufügen, indem man sie von menschlicher Seite mit tierischen Eigenschaften belegt. Diese in der unterschweligen Absicht verstärkende Diskriminierung bestätigt deren Lokalisierung im Niemandsland. In einem „Trauerspiel“ läßt Stefan Zweig 1907 seine Hauptfigur, Tersites (der vermeintlich häßliche Antipode zum klassisch griechisch schönen Odysseus aus Homers Epos „Ilias“) sogar sich selbst folgendermaßen charakterisieren:

„Ja, dieser lebt noch, atmet – aber das
 Ist nur kein Mensch, ein Fetzen Elend nur,
 Ein krummer Ballen Feigheit, Häßlichkeit,
 Geschnürt in einem Namen, der schon stinkt
 Von übler Rede, ist ein Tier, verhaßt
 wie Spinnen, die der rasche Fuß zertritt,
 Ein Tier, ein Tor, ein Nichts ... das ist ... Tersites.

Solche Selbstbezeichnungen, die im Grunde realisierte Projektionen der Normalität sind, kommen zustande, wenn unter den üblichen Menschen Einverständnis herrscht, daß sie sich vom Tier unterscheiden und viel vernünftiger sind, wenn sie

denn nicht allein die Vernunft beanspruchen können. Die Philosophen Horkheimer/Adorno schreiben: „Die Welt des Tieres ist begriffslos ... Das Tier hört auf den Namen und hat kein Selbst, es ist in sich eingeschlossen und doch preisgegeben, immer kommt ein neuer Zwang, keine Idee reicht über ihn hinaus ... Die Dauer des Tiers, vom befreienden Gedanken nicht unterbrochen, ist trübe und depressiv ... Noch das stärkste Tier ist unendlich debil.“

Es läuft auf dasselbe hinaus, ob man behauptet, die gängige Assoziation von Behinderten und Tieren stütze diese Argumentation (die Horkheimer/Adorno kritisch meinen) oder sie sei als Folge davon zu betrachten. Aber auffallend ist, daß im scheinbaren Gegenzug dazu auch die Verherrlichung der Tiere die Erniedrigung der Behinderten beinhaltet. Einen solchen (aktuellen) Fall von paradoxer Positivierung führe ich im folgenden aus. Ich stütze mich auf zwei Veröffentlichungen von Zeitungsbeilagen bzw. Wochenmagazinen aus den Jahren 1981 und 1987. Sie schildern das gleiche „Experiment“. Abgesehen von den unterschiedlich identifizierenden Herangehensweisen und bewertenden Äußerungen der unterschiedlichen Autoren wird in der nachfolgenden Kommentierung die zeitbezogene Veränderung der Schilderung von Interesse sein. Der eine Aufsatz ist überschrieben mit „Roberts Engel ist ein Affe“, der andere trägt den Titel „Die haarigen Helfer“. Der erste, den ich zunächst zusammenfasse, stammt von David Blundy und die einleitende Zeile umreißt kurz den Inhalt: „Wie eine dressierte Kapuzineräffin einem Gelähmten überleben hilft.“

Blundy beginnt seinen Report dramatisch: „Hellion, die geschickteste Kapuzineräffin der Welt, lag auf dem Boden ihres Käfigs, gab leise Piepstöne von sich, sog die Lippen in den zahnlosen Mund und knabberte lustlos an einer Traubenbeere. Hellion war für ein außergewöhnliches Experiment ausgewählt worden und zahlte nun den Preis für diese ‚Ehre‘: Man hatte ihr am Tag zuvor alle Zähne gezogen. Als ich die vierjährige Äffin im Bostoner Tufts New England Medical Center besuchte, kreisten noch Überreste des Betäubungsmittels in ihrem Gehirn, aber sie wurde zweifellos trotzdem gewahr, daß sie mit einem Mal keine Zähne mehr hatte. Sie streckte in einer kraftlosen Demonstration von Affenzorn die Zunge heraus und saugte an ihrem Zahnfleisch. Allerdings war alles nicht ganz so schlimm, wie es aussah. Hellion erhielt medizinische Pflege, wie sie sich dem Menschengeschlecht angehörende Amerika-

ner nur vereinzelt leisten können, und sie hatte, wie die Ärzte versicherten, keine Schmerzen.“

Dann benennt Blundy sachlich Gewicht und Größe der Äffin, sowie charakterisiert die gesamte Gattung der Kapuzineraffen als berühmt für ihre Intelligenz, einige der Art seien früher auch schon im Zirkus aufgetreten. „Die Aufgabe, die Hellion erfüllt, ist weit bedeutungsvoller. Sie lebt bei Robert Foster, einem großen, dunkelhaarigen vierundzwanzigjährigen Mann, der vor sechs Jahren einen Verkehrsunfall erlitt und seither vom Hals an abwärts gelähmt ist. Er ist intelligent und spricht mühelos, kann aber nur noch die Hals- und Gesichtsmuskeln bewegen ... Obwohl er eine Pflegerin hat, ist er jeden Tag während vieler Stunden allein. In diesen Stunden verschafft ihm Hellion Betätigungsmöglichkeiten und eine Bewegungsfreiheit, die er früher als unerreichbar angesehen hätte. Wenn Robert schnalzt und der Äffin zusätzlich mit einem Laserstrahl ein Zeichen gibt, öffnet sie die Kühlschrankschranktür. Sie füttert Robert mit einem Löffel, stellt alles wieder an seinen Platz zurück und schließt den Kühlschrank.“ Blundy zählt weitere Tätigkeiten der Äffin von „unschätzbarem Wert“ auf; sie „legt Kassetten in den Recorder, blättert Buchseiten um, öffnet und schließt Türen, schaltet das Licht ein und aus, bürstet Robert das Haar und schiebt einen Teppichreiniger über den Boden. Sie hat noch eine weitere wichtige Aufgabe. Robert betätigt seinen Rollstuhl, seine Lernausrüstung und sein Telefon mit einem sogenannten Mundstab. Dieses Instrument läßt er häufig fallen. Früher war er völlig hilflos, wenn seine Pflegerin nicht da war, um es aufzulesen. Seit er Hellion hat, braucht er in diesem Augenblick nur zu schnalzen; sie kommt sogleich herbei, hebt den Stab auf und steckt ihn ihm in den Mund. Hellion tut dies mit einer Zuverlässigkeit von ungefähr neunzig Prozent. Sie ist bei den meisten Aufgaben hundertprozentig zuverlässig, bringt es aber bei gewissen weniger wichtigen Jobs – zum Beispiel beim Teppichreinigen – bloß auf fünfzig Prozent, was ihren Durchschnitt drückt.“ Blundy macht hier einen Abschnitt, um neu ausgleichend anzusetzen. „Robert liebt das Äffchen sehr, und auch Hellion, die ihm in den schwierigen ersten Monaten mit unüberwindlicher Feindseligkeit begegnet war, scheint ihn nun aufrichtig gern zu haben.“ Die Zähne der Äffin mußten nicht etwa deswegen gezogen werden, weil sie ihren Schützling angriff, sie hatte „ihm nur ein paar-mal gedroht“, sondern lediglich da die Äffin „nun die

Geschlechtsreife erreicht“ und dabei „aggressiver“ wird. Blundy wird persönlich: „Wie ich später herausfand, kann sogar ein zahnloser Affe, dessen durchdringendes Gekreisich mehr schmerzt als der weiche Druck seines Zahnfleisches, recht beängstigend wirken. Die Leiter des medizinischen Zentrums beschlossen deshalb, daß alle Affen, die in dem Forschungsprogramm verwendet werden, ihre Zähne opfern müssen. Affen sind lebhaft und unberechenbare Tiere, und bei Hellion sind diese Eigenschaften besonders stark ausgeprägt. Sie versuchte am Anfang Roberts Haus zu demolieren. Sie und auch andere Affen des Forschungsprogramms griffen alle Fremden an; einer der Affen wurde erwischt, als er sich einen Bleistift wie einen Speer haltend an die Katze der Familie heranpirschte. Man befestigte Hellion darauf eine ‚Schocktasche‘ an der Taille, um sie unter Kontrolle zu halten. Robert kann einen Warnton und einen leichten elektrischen Schlag auslösen. Er muß dieses Mittel jedoch nur noch selten anwenden, und meistens genügt der Ton.“ Die „Arbeit“ der Affen, es scheint als komme Blundy nun zur eigentlichen Sache, „ahnt man kaum“, brauche „viele Monate der Ausbildung und viele Jahre der Forschung.“ Blundy stellt uns nun die Initiatorin des „Experiments“ vor: Mary Willard, einunddreißig Jahre alt, promovierte in Erziehungspsychologie. „Die Idee, Affen als Hilfskräfte zu verwenden, kam ihr während eines Besuchs bei einem Paraplegiker im Rehabilitationszentrum von Tufts.“ Von der Idee bis zur Realisierung waren erwartungsgemäß viele Schwierigkeiten zu überwinden: zunächst fehlte das Geld, es gab keine wissenschaftlichen Vorarbeiten und die Affen hatten Angst „in der Gegenwart von Menschen“. Trotzdem: „Es stellte sich heraus, daß die Affen leichter für das Experiment zu gewinnen waren als die Behörden.“ Einer Veröffentlichung folgt dann doch Zustimmung und Zuschüsse. „Im November 1980 schickte Mary Willard Hellion zu Robert, obwohl die Äffin, wie Mary zugibt, noch keineswegs dafür bereit war. Es wäre beinahe zu einer Katastrophe gekommen. Hellion stand meistens auf der Tür und schrie Robert an. Sooft er in ihre Nähe kam, nahm sie die Drohhaltung an: aufgesperrter Mund, verdrehte Augen, herausgestreckte Zunge. Sie versuchte, seinen Rollstuhl zu demontieren. Einmal schraubte sie eine Sicherung aus dem elektrischen Motor an der Lehne und setzte den Stuhl damit außer Betrieb. Ein anderes Mal ließ sie die Luft aus einem Reifen entweichen. Das Experiment war

nahe am Scheitern. Das Geld ging aus, Hellion schien unbeherrschbar zu sein, Robert bekam das Ganze satt und streckte Hellion immer wieder die Zunge heraus, was das Äffchen mit Wutgeschrei beantwortete.“ Aber alles wendet sich zum Guten, zusätzliches Geld und zusätzliche technische Neuerungen wie Laser-gesteuerte Anweisungen retten das „Experiment“. Zudem machte die Äffin „Fortschritte“. „Mary Willard arbeitet nun mit elf Affen, von denen man noch im Sommer zwei zu Paraplegiker schicken wollte. Die Warteliste ist lang. Fünfundzwanzig behinderte Personen haben geschrieben und um einen Affen gebeten.“ Zum Schluß von Blundys Bericht wird die Experimentatorin dahingehend zitiert, daß sie hoffe, eine richtige „Affenschule“ zu eröffnen.

Die zweite Reportage, geschrieben von William Lowther und ebenso reich bebildert und veranschaulicht wie die erste, beginnt folgendermaßen: „Sue und Henrietta leben zusammen in Manhattan. Sie sind echte Freundinnen – eine verläßt sich auf die andere. Sue ist querschnittgelähmt; sie kann ihren Kopf und ihren rechten Oberarm bewegen, mehr nicht. Henrietta ist eine schlanke wendige Kapuzineräffin, darauf abgerichtet, Sues Leben menschlicher zu machen. Und das tut sie. Wer die beiden in ihrem hellen Appartement im zwölften Stock eines Hochhaus besucht, spürt schnell, daß Henrietta mehr ist als ein besserer Blindenhund. Sie ersetzt ihrer Gefährtin nicht nur Arme und Beine, sondern ist ihr Seelengenosse. Und sie ist sogar mehr als das: Sie ist ein Kind, noch dazu ein sanftes und hingebungsvolles.“ Lowther begreift sich als Besucher in diese Gemeinschaft miteinbezogen, er läßt sich von der Äffin küssen. Dann kennzeichnet er trocken die Hauptfiguren seiner sentimentalischen Einleitung. „Sue Strong ist 35 Jahre alt. Seit ihrem 22. Lebensjahr ist sie an den Rollstuhl gefesselt. Damals hatte sie gerade ihre Collegeausbildung abgeschlossen und wollte Buchhändlerin werden. Mit einem Schulfreund fuhr sie durch Kalifornien. Während Sue auf der Rückbank schlief, geriet der Wagen außer Kontrolle und überschlug sich. Erst drei Tage später kam sie in einem Krankenhaus wieder zu Bewußtsein. Die Ärzte erzählten ihr, daß das Rückgrat verletzt sei und daß sie sich nie wieder bewegen könne. Sechs Jahre brauchte die junge Frau allein, um wieder richtig atmen und aufrecht in einem Rollstuhl sitzen zu können. Henrietta ist achtzehn Jahre alt und kann durchaus doppelt so lange leben. Geboren wurde sie in Gefangenschaft und lebte die erste Zeit

mit einer älteren Dame in Oregon zusammen. Weil Affen als bissig gelten, ließ die Besitzerin ihr alle Zähne ziehen – so ernährt sich die Kapuzineräffin von Erdnußbutter statt von Erdnüssen und Nahrung, die in Orangensaft aufgelöst wird. Als die erste Besitzerin starb, wurde Henrietta an einen Kinderzoo verkauft, und als dieser Zoo schließen mußte, geriet sie an Mary Joan Willard vom Albert Einstein Medical College in New York. Die Wissenschaftlerin hatte gerade ein Forschungsprojekt in Angriff genommen ...“ In der Folge kam die Äffin zu Sue Strong, die „sofort“ einwilligte, „als Testperson zu dienen.“ Lowther schildert nun die Tätigkeiten der Äffin; sie blättert die Seiten eines Buches um, kämmt die Haare, schaltet Fernsehgerät, Radio, Kassettenrecorder oder die Beleuchtung ein und aus, holt das vorbereitete Essen. „Sue Strong und ihre Äffin wirken wie ein eingespieltes Team. Anfangs gab es ein paar Verständigungsschwierigkeiten zwischen Mensch und Tier: ‚Ich mußte erst einmal lernen, wie ein Affe zu denken‘, erzählt Sue, ‚einen anderen Weg gab es nicht... Man darf sich nicht wie eine menschliche Mutter verhalten, man muß wie eine Affenmutter sein. Wenn Henrietta irgend etwas anstellt, dann schimpfe ich nicht mit ihr, sondern lenke sie ab und bringe sie auf etwas Neues. Wenn ich zufrieden mit ihr bin und ihr das mitteilen möchte, dann lächle ich nicht, weil ich dann meine Zähne zeigen müßte, und das interpretieren Affen als Zeichen von Aggression. Sie hat sogar akzeptiert, daß ich behindert bin. Sie rauft mit mir nicht, wie sie das mit anderen Leuten tut. Sie ist sehr sanft zu mir – wir verstehen uns.‘ Als Erziehungsmittel dient weniger die Strafe als vielmehr wohl dosierte Belohnung: An Sues Rollstuhl ist in Mundhöhe ein Plastikschauch angebracht – immer wenn Henrietta eine Arbeit zu Ende gebracht hat, bläst ihre Besitzerin in den Schlauch und pumpt damit Erdbeersaft in eine kleine Tasse auf der Armlehne. Das Äffchen liebt den Geschmack und leckt den Saft blitzschnell auf.“ Lowther scheint uns das Entscheidende mitgeteilt zu haben und bereitet nun den Schluß seines Berichts vor. „Sue Strong beschäftigt auch menschliche Helfer, Studenten, die für sie kochen, sie füttern und mit ihr spazierenfahren. Mit Henrietta im Schlepptau sorgt die kleine Gruppe sogar in den Straßen und Parks von Manhattan für Aufsehen. Doch Sues emotionale Bindung an die Menschen ist längst nicht so ausgeprägt wie die an das Kapuzineräffchen. Henrietta ist Sues Garant für ein Stück Unabhängigkeit.“ Noch einmal wird die Experimenta-

torin Mary Willard zitiert, die inzwischen 85 Kapuzineraffen in Florida unter ihrer Obhut hat und entsprechend trainiert und die kommentiert, daß die Äffin Henrietta den „sozialen Horizont“ von Sue erweitert habe, daß jene für diese „ein Wesen zwischen Lieblingstier und Kind“ sei. Mary Willard betont: „Sie (Sue und Henrietta) haben eine sehr gesunde gute und tiefe Beziehung.“ Lowther schließt: „Wie eng das Verhältnis zwischen Mensch und Affe tatsächlich ist, zeigt sich immer dann, wenn Sue auf Reisen geht, ohne Henrietta mitzunehmen. Regelrechte Abschiedsszenen spielen sich ab.“ Und Lowther läßt die Betroffene selbst zu Wort kommen, die ihre Rückkehr unter anderem folgendermaßen schildert: „Was für ein Küssen und Abschlecken und Umarmen, während sie (die Äffin Henrietta) mir alles mitteilt, was sie erlebt hat! Ich würde schon sagen, wir haben ein Liebesverhältnis miteinander.“

Die erste Reportage von David Blundy erschien, wie gesagt, 1981, im von der UNO ausgerufenen „Jahr der Behinderten“; sie ließe sich also einordnen in die Storys, die darauf verweisen wollen, was für Behinderte doch alles getan werde. Ihr Impetus ist aber meines Erachtens eher der einer extraordinären Geschichte, insofern sie an einem zunächst etwas exotisch wirkenden Beispiel aufzeigen soll, was zusätzlich zur menschlichen Hilfe für Behinderte unter besonderen Anstrengungen und entsprechenden Forschungen denkbar und machbar ist. Die tierische Hilfe ist durchaus noch ausgegrenzt oder hinzugefügt; andere, menschliche Hilfe ist Voraussetzung, auch wenn das nicht offen gesagt wird. So steht nicht die übliche Hilfe für Behinderte im Zentrum des Berichts, sondern das Experiment mit den Affen und der Schlußaspekt betrifft die geplante „Affenschule“. Dementsprechend wird zunächst die Zahnoperation bei der Kapuzineraffin und deren Intelligenz geschildert und erst dann die Probleme und Fähigkeiten des behinderten Mannes. Aus dieser Gliederung folgt wiederum, daß spezifisch tierische Ausdrucksweisen auf Menschen übertragbar scheinen; die Äffin „füttert“ den Behinderten – es ist selbstverständlich, daß sie nicht mit ihm essen kann, wie wir es tun würden (außer wenn wir dabei auch auf dem Machtgefälle bestehen wollten). Die Priorität der Äffin läßt sich auch ablesen an der Effektivitäts-Bemessung und -Beurteilung (in Prozenten), die sich ja am Unvermögen des Behinderten ausrichtet – und Blundy gleicht dieses Gefälle mit der „Liebe“ des behinderten Mannes zum Tier aus, wobei die schlechten Seiten der Äffin

dann auch zur Sprache kommen dürfen. Die Abfolge der Erwähnung bestimmter Eigenschaften (von Mensch und Tier) ist hier ebenso bezeichnend wie vorher, kann aber leichter in der „Erziehungspsychologie“ des angelegten Versuchs aufgehoben werden, denn wiederum machen Menschen („die Behörden“) mehr Schwierigkeiten als die Affen. Auch der Behinderte kann die Aggressionen der Äffin schwer akzeptieren, die „Arbeit“ der Äffin soll ja nach übereinstimmender Meinung nicht in der Demontage des Rollstuhls, sondern in alltäglichen Handreichungen bestehen. Trotzdem sollen viele Behinderte einen Affen haben wollen, also wird suggeriert, daß die Behinderten noch leichter zu gewinnen sind als die Tiere. Es ergibt sich somit die Reihenfolge Behörde, Tiere, Behinderte. In Leserbriefen zu Blundys Reportage wird das mit einem Verhältnis fortschreitender Vereinsamung in Verbindung gebracht. Eine Leserin folgert: „Natürlich liegt der Funktionstüchtigkeit des Tieres ein erstaunlicher Dressurakt zugrunde. Aber um welchen Preis ist die Äffin Hellion zu ihrer Leistung befähigt worden? ... Wo bleibt da die Affenwürde? Als noch empörender empfinde ich die Situation des behinderten Menschen, der auf diesen Affen angewiesen ist. Ist es denn nicht möglich, einem durch einen Verkehrsunfall von den Schultern abwärts gelähmten jungen Mann ganztägig eine Betreuung zukommen zu lassen, die ihm über den technischen Beistand hinaus auch noch ein wenig Anteilnahme an seinem tragischen Schicksal und Kommunikationsmöglichkeiten auf seiner Ebene erfahren läßt? ... Wo bleibt da die Menschenwürde?“ Eine andere Leserin fragt: „Warum kann nicht ein Arbeitsloser diesen bedauerenswerten jungen Menschen betreuen? Die beiden könnten sich wenigstens unterhalten.“ Eine weitere betont: „Aus Tierschutzgründen bin ich dagegen, daß noch weitere Tiere abgerichtet werden, um Arbeit für den Menschen zu tun. Die Arbeitslosigkeit ist in den USA enorm groß. Da werden also nicht Menschen geschult, um Menschen zu helfen, nein, man holt Affen, die können kaum reklamieren ...“ Etwas von der Absicht des Verfassers, zu der ich vor allem den exotisch anstößigen Wert der Geschichte zähle, ist durchgedrungen: Erstens verdienen die Tiere unsere Parteinahme – aber verweist nicht schon die einleitende, einfühlsame Schilderung des Zähneziehens darauf? Zweitens kommt es auf das angemessene, ökologische Verhältnis von Tier und Mensch an – deshalb ist doch nicht nur die Effektivität, sondern eine symbiotische Bezie-

hung zwischen Tier und Mensch wichtig, das heißt die geleistete Hilfe ist nützlich, aber nicht allein entscheidend. Drittens führen diese hier in polemischer Form festgehaltenen Grundsätze zu einem umfassend postulierten Umwelt-Schutz – dieser allein verbindet die Rücksichtnahme gegenüber dem Tier mit dem Bedauern gegenüber dem „Schicksal“ des Behinderten und verdeckt damit psychohygienisch für Nichtbehinderte die eigentliche Problematik.

Die zweite Reportage von William Lowther stellt das „Experiment“, – für das sechs Jahre später, 1987, keine irgendwie geartete Aktualität oder spezielle Motivierung erkennbar ist – der tierischen Hilfe nicht so sehr als außergewöhnlich vor, sondern mehr als allgemeine Tendenz, beinahe als Ersatz für die menschliche Hilfe. Oberflächlich betrachtet erscheinen die beiden Artikel zwar als gleichartig, aber die Beachtung der feinen Unterschiede macht die Veränderung der Positionen eminent. Worin ist der aufgestellte Perspektivenwechsel begründet; etwa am Erfolg des Experiments oder gibt es allgemeinere Gesichtspunkte, beispielsweise eine ökologische Sicht der Dinge, die anknüpft an der interpretierten Schlußfolgerung der ersten Reportage zum ganzheitlichen Verhältnis zwischen Mensch und Tier? Zu Anfang von Lowthers Reportage könnte man glauben, und ich denke, daß das auch dramaturgisch bewußt so inszeniert ist, es handle sich um die Schilderung zweier Menschen („Sue und Henrietta leben zusammen“). Die detaillierte Charakterisierung der gewählten Figuren stellt dann allerdings eine direkte Verknüpfung eines behinderten Menschen mit einem Tier her. Der Anlaß dazu ist, das behinderte „Leben menschlicher zu machen“, es war also vorher unmenschlich – oder etwa tierisch? Die Abfolge des Textes, die im Unterschied zur zuvor zitierten Reportage mit der Beschreibung des Menschen beginnt, bejaht diese Frage unter der Hand. Die auf ihre Behinderung reduzierte Frau bildet den Kontrast zu einer Äffin, die über sich und ihre Gattung hinauswächst, die Äffin wird zum unglaublichen „Seelengenossen“, ja selbst zum „Kind“. (Natürlich werden oft Affen mit Kindern oder umgekehrt verglichen, da die allgemeine Meinung das Kind als „Wildfang“, ein Wort das aus der Jägersprache stammt und die Jagdbeute, also Tiere meint, begreift – es handelt sich also um kreisförmige, konforme Assoziationen.) Mit der Vermenschlichung der Äffin scheint es gelungen, Behinderte mit Tieren würdelos zu assoziieren und gleichzeitig,

indem man unmittelbar anschließend Tiere zu Helden macht, die Unterstellung zurückweisen zu können, mit einem solchen Vergleich würde man Behinderte herabsetzen, dämonisieren oder entmenschlichen. Auf diesem verqueren Niveau fährt Lowther fort. Auf die Feststellung der „Verständigungsschwierigkeiten von Mensch und Tier“, allgemein gilt also danach ein realer Unterschied zwischen der behinderten Frau und der Äffin, folgt die herbe Enttäuschung bzw. zugrundeliegende Anschauung und Bestätigung, insofern Lowther die behinderte Frau sagen läßt: „Ich mußte lernen, wie ein Affe zu denken.“ Nun mag diese Stelle als eine psychologisch vorgegebene Rationalisierung gedeutet werden (schließlich hatte sich die behinderte Frau ja als „Testperson“ zur Verfügung gestellt und wird dementsprechend Anweisungen erhalten haben), aber ich habe vielmehr den Verdacht, daß es Nichtbehinderte gibt, die ihre abschätzige Meinung in möglicherweise authentischen Zitaten von Behinderten verstecken. Das ist in der Tat ein neues Moment in der „Gewalt der Menschlichkeit“. Daß dann die „menschlichen Helfer“ die behinderte Frau „füttern“ und nicht mit ihr zusammen kochen, essen usw., ist in dieser Perspektive nur noch eine vordergründige Umkehrung. Denn erstens, das „Experiment“ ist gelungen, abgesichert, ausgeweitet – es ist die Rede von 85 geschulten, tierischen Helfern. In der Folge bestätigt sich zweitens die Reduzierung der Behinderten aufs Tier – die „emotionale Bindung an die Menschen“ wird als unbedeutend im Vergleich zu derjenigen ans Tier bezeichnet, was ist hier also anderes impliziert als eine möglichst deutliche Angleichung, vor allem wenn man es auf der Grundlage der sonstigen Bezeichnungen von Behinderungsarten sieht, wie „Wolfsrachen“, „Hasenscharte“ usw.? Und zuletzt drittens, tritt die Bevorzugung des Tieres, das vermenschlicht wurde, in der Verschleierung seiner doch notwendigen und befreienden Hilfeleistung für den Behinderten auf und zusätzlich in der Verklärung eines „Teams“, ja eines „Liebesverhältnisses“. Während die erste Reportage das „Experiment“ außerhalb der konventionellen Hilfe lokalisiert, begreift die zweite die tierische Hilfe schon innerhalb der noch nicht perfekten oder nicht entsprechend perfektionierbaren menschlichen Hilfe. Erscheint Blundys Name wie ein Pseudonym, seine Reportage wie erfunden (wären da nicht die begleitenden Fotos), also wie eine satirische Beschreibung der fehlenden menschlichen Hilfe, stellt Lowthers Reportage eine sich als realistisch verstehende Posi-

tion dar, die allerdings in Wahrheit Behinderte so integriert, daß sie weiter etikettiert bleiben – insofern spiegeln sich präzise in den beiden Berichten die zu Beginn nachgezeichnete Karikatur und der erwähnte Leserbrief darauf.

In dem Buch „Warum Vegetarier?“ von Helmut F. Kaplan von 1989 wird die Reportage Lowthers als Beispiel eines „eindrucksvollen Belegs für empathische Beziehungen zwischen Menschen und Tieren“ vorgestellt. In diesem Buch werden Menschen, die Fleisch essen als unmoralisch apostrophiert. Auf der „Grundlage einer universalen Ethik“ wird die Folter an Tieren angeprangert – in Verbindung zur „Ökologiebewegung, die ein Indiz für das zunehmende Bewußtsein der wechselseitigen Abhängigkeit verschiedener Lebewesen“ darstelle. Folgerichtig wird es möglich mit der zwar zuerst malträtierten, dann aber doch helfenden Kapuzineräffin Mitleid als ein „arttranszendierendes Phänomen“ zu empfinden. Übergangen werden die mitbeteiligten Behinderten. Die Verschleierung des Machtverhältnisses wird durch das voraussetzungslos gedachte Gleichheitsprinzips vorgenommen. Das Geleitwort zu dem Buch schrieb im übrigen der australische „Bio-Ethiker“ Peter Singer, der die Rehabilitation der Tiere oft direkt zur folgenschweren Beleidigung von Behinderten benützt. Joel Feinberg, ein amerikanischer Kollege Singers, drückt die solchermaßen vorgenommene Interessensabschätzung, -abwertung und -nötigung wie folgt aus: „Insofern Tiere mögliche Träger von Rechten sind, müssen es auch Geisteskranke sein. So wäre es beispielsweise sinnvoll, ihnen das Recht auf Heilung zuzusprechen, sofern diese überhaupt oder zu vertretbaren Kosten möglich ist ... Doch Menschen, die an den schlimmsten Geisteskrankheiten leiden, leben vielleicht in einer solchen geistigen Stumpfheit und Umnachtung, daß sie im Vergleich zu den Leistungen der intelligentesten Hunde und Katzen äußerst ungünstig dastehen.“

Der Kreis ist damit aber noch nicht geschlossen. Die Problematik des verübelten Verhältnisses von Mensch, Tier und Behinderten ist selbst nicht abgerundet, im Gegenteil, sie läßt sich noch verschärfen. Hans Wollschläger hat 1987 in seiner abgründigen Auseinandersetzung mit dem „Tierschutzgesetz“ festgestellt: „Diktatorische Staaten, in denen Gewalt gegen Menschen zur offenen Tages-Ordnung gehört, sind für Tiere ein weit weniger gefährlicher Boden.“ Die Nazis galten und gelten als „tierlieb“, auf sie geht das erste Tierschutzgesetz

zurück, daneben sind sie „Euthanasie“-Experten für Menschen, die sie als „lebensunwert“ deklassieren. Wollschläger kontrastiert dieses „Potential Mengele“ mit den heutigen Tierversuchen, mit der Ideologie, „die (so die Reklame der Pharmaindustrie) das Tier als unersetzlichen Stellvertreter für den Menschen betrachtet und eben diesen Stellvertreter quält und tötet.“ Im neuen Tierschutzgesetz heißt es (übereinstimmend?) in Paragraph 3 Absatz 2: „Es ist verboten, ein gebrechliches, krankes, abgetriebenes oder altes, im Haus, Betrieb oder sonst in Obhut des Menschen gehaltenes Tier, für das ein Weiterleben mit nicht behebbaren Schmerzen oder Leiden verbunden ist, zu einem anderen Zweck als zur unverzüglich schmerzlosen Tötung zu veräußern oder zu erwerben...“

Bleibt als letzte Perspektive der behandelten Problematik das behinderte Tier (es erscheint ja schon in der Karikatur, fiel aber kaum auf; zudem erinnern wir uns an den blinden Maulwurf und vielleicht auch den Höhlensalm.) Der Verhaltenswissenschaftler Lorenzo Piaggio, der zu den Herausgebern des Buches „Körperbehinderte in der Offensive“ gehört, geht 1984 auf die „Auswirkung körperlicher Behinderung bei den Schimpansen“ ein. Er bezieht sich auf eine Studie von Jane van Lawick-Goodall, die beobachtete, wie eine Polio-Epidemie in Afrika „in der Nähe des Gombe-Reservats“, auf Grund „der engen entwicklungsgeschichtlichen Verwandtschaft (hohe genetische Ähnlichkeit)“ von den Menschen auf die Schimpansen übergriff. Die Forscherin impfte die Schimpansen sofort, aber einige hatten sich schon angesteckt und es kam zu „verschiedenen Behinderungs- und Todesfällen“. Piaggio schildert nun, anhand des Textes Goodalls, das Verhalten der „normalen“ Schimpansen gegenüber ihren behinderten Artgenossen. „Der seltsame Zustand und die ungewohnte Bewegungsweise der gelähmten Artgenossen erschreckte sie offensichtlich, und sie zeigten unmißverständlich Zeichen der Angst.“ Diese Angst schlage oft, vor allem bei den erwachsenen männlichen Schimpansen, in Aggressionen um, obwohl auch, vor allem bei jüngeren Artgenossen, eine gewisse „Angewöhnung an die abnormen Erscheinungsbilder“ stattfinde. Piaggio folgert: „Die Interpretation des Schimpansenverhaltens ist nicht einfach. Verblüffend finde ich vor allem die Tatsache, daß es sich hier um eine ‚irrationale‘ Angst handelt: Die wahrgenommene Abnormalität stellt nämlich keine echte Bedrohung der normalen Tiere dar.“

Der Behindertenpädagoge Wolfgang Jantzen referiert in seiner „Allgemeinen Behindertenpädagogik“ 1987 hingegen, im Unterschied zu Piaggio, Forschungsergebnisse der Primatologie, die eine Kompensation des „abnormen Verhaltens“ und entsprechenden Erscheinungsbildes nahelegen und somit die sogenannte „Abstoßreaktion“ als biologische Bedingung bezweifeln. Jantzen betont, daß die untersuchten Tiere ihr Verhalten durchaus gegenüber behinderten Artgenossen ausrichten würden, daß also angemessenes Verhalten gegenüber Behinderten universell, das heißt nicht lediglich kulturell strukturiert sein könne. Aber er erwähnt u.a. zur Stützung dieser These auch einmal unkommentiert in sich inhumane Forschungen, die auf „von den Experimentatoren geblendeten Affen“ beruhen. Letzteres beleuchtet das in Frage stehende Verhältnis wieder so, daß die zuletzt überwunden scheinende Trennung und Abfolge die unbedingte Verfügungsgewalt der üblichen Menschen nicht tangiert. Die Verschmelzung von Hervorhebung und Herabwürdigung ist gebunden an kulturelle Zulassungsnormen. Beispielhaft läßt sich das an einem kürzlich erschienenen Buch ablesen, das den ernsthaft therapeutisch gedachten Titel trägt: „Das Pferd als Partner des Behinderten“. Dieses Buch, das den behinderten Freunden und den Pferden gewidmet ist, beschäftigt sich, wie der Untertitel besagt, mit der „Integration und Rehabilitation durch Reiten“, es wurde unterstützt von der Schweizerischen Kreditanstalt, geschrieben hat es Helga Vogel.

Ich füge noch ein erzählerisches Beispiel an, das dem inkriminierten Verhältnis eine weitere Schleife beimischt. Es stammt von Fritz Müller-Partenkirchen, der sich selbst als „Krüppel“ bezeichnete und der sein „Schriftum ... nach dem Unfall“, gewissermaßen als „Rache“ gegen seine „Mißgestalt“, wie er selbst sagte, zur „Meisterschaft“ geführt habe. In seiner Kurzgeschichte „Blinde Gemse“ von 1927 berichtet Müller-Partenkirchen von einem kriegsverletzten Jäger, den er von der „Krankheit“ der Gemsen erzählen läßt: „Auf einmal wirds ihm klar. Geradeso wie diese Gemse tastet drunten im Dorf der Gemeindeblinde. Ja, und auch die Augen hat sie so stumpf wie er. Die Krankheit ist es, die trotz Sperre über'n grauen Grenzkamm kam und dieses arme Tier gepackt hat. Auch den Jäger packt was, das ihn sonst nicht leicht packt: das Mitleid. Für den Gemeindeblinden sorgt das Dorf. Es nährt ihn, trinkt (!) ihn, kleidet ihn, Kinder führen ihn geduldig durch die Straßen.“

Wer aber führt im schwarz gewordenen Grauen ihrer Hochwelt diese arme Gemse? Da ist es ihm, als müßte er sie führen, statt zu schießen.“ Gerade weil der Jäger der Gemse helfen will, sich ihr nähert, wittert sie ihn, flieht und stürzt zu Tode. Das ist entsetzlich, aber es gäbe noch etwas Entsetzlicheres, meint der Jäger, „eine zweite Gems, die mir im Dorf begegnet ist ... Mitten im Dorf, Herr (gemeint ist offenbar Müller-Partenkirchen)... Steht die arme Gems in ihrer Blindheit von vier Seiten angegrunzt, plötzlich totenstill. Dann macht sie einen fürchterlichen Sprung. Vor meiner Hauswand liegt sie. Ganz zerschmettert ist der Kopf.“ Im Krieg, so schließt der Dialog und die Erzählung, hat der Jäger manchen sterben sehen, die zerschmettete, blinde Gemse aber hat ihn erst richtig zum Weinen gebracht und es wirkt glaubhaft, daß er angibt, daß er echt nicht genau wisse, warum. Das Verhältnis von Mensch, Tier und Behinderung hat sich im diffusen Vergleichen aufgelöst.

In der Boulevardzeitung liest sich das dann folgendermaßen: „Der 19jährige Sonny war ein Sorgenkind. Fast die ganze Zeit verbrachte er in seinem Bett auf der Psychotherapie-Station der Medizinischen Universität von Ohio. Er interessierte sich für nichts und antwortete auf Fragen nur mit ‚ja‘ oder ‚nein‘. Eines Tages wurde ihm ein Drahthaar-Foxterrier ans Bett gebracht. Sofort war Sonny auf den Beinen, tollte mit dem Hund umher und stellte die erste Frage in seinem Leben: ‚Darf ich ihn behalten?‘ Er durfte. Ein paar Wochen später war Sonny gesund und wurde aus der Klinik entlassen.“ Das Buch, auf das sich der Bericht beruft, heißt demnach „Haustiere helfen heilen – Tierliebe als Medizin“ und wurde geschrieben von einem gewissen Imre Kusztrich.

Man könnte nun behaupten, diese assoziativen, zwar erdrückenden Ketten von Beispielen seien willkürlich hergestellt, es handle sich doch jeweils nur um gewisse stilistische Elemente, die im gesamten fälschlicherweise inhaltlich interpretiert würden. Doch beruht nicht jede Argumentations-, gar Erzählweise auf einem bezeichnenden Zusammenhang von Inhalt und Form? Wenn das stimmt, können sie nicht mit einem Hinweis auf unterschiedlich-wirkungsvolle und doch im allgemeinen zuläßige rhetorische Muster entschuldigt werden. In der Tat beruft man sich nicht in erster Linie auf „schönen Stil“ oder auf „gesunden Menschenverstand“, so oberflächlich will man nicht erscheinen, sondern durchaus auf angenom-

mene notwendige Verdeutlichungen einer „höheren Sache“ oder „entschiedenen Moral“. Gerade das gereicht aber nicht zur Nachsicht. Denn, wie der Zeichentheoretiker und Philosoph Roland Barthes festhält, ist es die „Redekunst“, die „ursprünglich mit der Einforderung von Besitz zusammenhängt“; das heißt, die von Nichtbehinderten geführte Sprache ist „nicht aufgrund einer subtilen ideologischen Reflexion determiniert ..., sondern aufgrund der nacktesten, in ihrer grundlegenden Brutalität hervortretenden Sozialität...“ Gerade das zur potentiellen Entlastung angegebene „fingierte Sprechen“ der Nichtbehinderten in Beispielen mit Behinderten produziert den „sozialen Konflikt“. Da die Macht der Normalität in der „guten Absicht“ verschleiert ist, findet eine Auseinandersetzung mit den Vergleichen, dem dargestellten üblen Verhältnis und der dabei von Nichtbehinderten dominierten Sprache nicht statt.

5. Das soziale Kapitel

(K)ein Diskurs über „lebensunwertes Leben“

Eine gefährliche Illusion findet seit Jahren immer mehr Anhänger. Der perfekt gesunde Mensch gilt mehr und mehr als höchste Stufe der Lebensqualität. Die alltäglichen und nicht mehr zu verschweigenden Umweltkatastrophen fördern die Sehnsucht nach einem „gesunden Körper in einem gesunden Geist“. Weil Behinderte diese neuen Zeitgeistkriterien nicht erfüllen, entstand eine neue Qualität von Behindertenverachtung: Behinderte sind heute Abschreckungsmodell, das Gegenbild zum Gesundheitsideal. Sie werden dazu benutzt, um vor den Schrecken eines möglichen Atomkriegs oder vor Umweltschädigungen zu warnen.

Da ist es nur selbstverständlich, wenn die Betroffenen sich wehren. Doch der organisierte oder individuelle Protest von Behinderten wird, selbst in liberalen Kreisen, als nicht ganz ernst zu nehmende Übersensibilität der Betroffenen abgetan.

Dabei ist er notwendiger denn je, seitdem es Mode ist, über Sterbehilfe und Schauselbstmorde zu debattieren. So zum Beispiel während des Rehabilitationskongresses „Rehab '88“ in Karlsruhe. Öffentlich sollte da die Frage behandelt werden, ob Sterbehilfe eine Alternative zu Rehabilitation sein könne. Aber als Behinderte die Bühne besetzten, um den „Meinungsstreit über das Lebensrecht“ zu verhindern, hielten die Veranstalter den Betroffenen „Intoleranz“ vor. Die Aktion wurde als Meinungsterror einer kleinen Minderheit verstanden. Daß es sich hier um eine durchaus legitime Notwehraktion von Menschen handeln könnte, die ihr Lebensrecht nicht öffentlich in Frage gestellt sehen wollten, kam den Verantwortlichen der „Rehab '88“ nicht in den Sinn.

Immerhin, die Aktion von Karlsruhe hat erreicht, daß die Deutsche Gesellschaft für Humanes Sterben eine auf die Tötung von Menschen (auf Wunsch) spezialisierte Sterbehilfe-Organisation, kritischer unter die Lupe genommen wurde. Bei öffentlichen Debatten über Sterbehilfe waren allerdings Betroffene fortan nicht mehr gern gesehen. Die Pro und Contra-

Debatte zum Thema Sterbehilfe wird nun lieber als „Experten-thema“ abgehandelt, in „emotionsfreier, sachlicher Atmosphäre“.

Einen dieser „Expertenstreits“ wollte Anfang Juni 1989 die „Internationale Liga von Vereinigungen für Menschen mit geistiger Behinderung“ veranstalten. Den Rahmen sollte ein Symposium „Gesundheit 2000 – Lebens-Perspektiven von Menschen mit geistiger Behinderung“ in Marburg abgeben.

Eingeladen war ursprünglich auch der Australier Peter Singer, Professor der Philosophie in Clayton, Victoria (Australien) und Direktor des dortigen Centre for Human Bioethics. Singer gilt als internationale Kapazität in Fragen „neue“ Ethik – grundsätzlich müsse man von einer Gleichheit von Mensch und Tier ausgehen, vertritt der engagierte Tierfreund, und ganz zeitgeistgemäß entwickelte der 44jährige „New Age“-Ethiker die theoretischen Grundlagen für solche Gedanken: die Wertschätzung von Leben müsse sich am Vorhandensein von „Personalität“ und „Selbstbewußtsein“ orientieren – dies verlange eine neue Grenzziehung, da es sowohl Tiere mit diesen Merkmalen gäbe als auch Menschen, denen sie fehlten. Seiner Logik nach schlußfolgert Singer: „Die Tötung eines behinderten Säuglings ist nicht moralisch gleichbedeutend mit der Tötung einer Person. Sehr oft ist sie überhaupt kein Unrecht ... Infantizid und insbesondere die Tötung behinderter Kinder durch Nahrungs- und/oder Therapie-Entzug- oder Medikamente ist zulässig.“

Als durchaus vertretbar empfindet dies auch der Dortmunder Behindertenpädagoge Professor Christoph Anstötz. Auch er lud den Australier an seine Hochschule. Im Fachbereich I3 (Sondererziehung und Rehabilitation) der Universität Dortmund wurde ein Gastvortrag Singers mit dem Titel „Haben schwerstbehinderte neugeborene Kinder ein Recht auf Leben?“ angekündigt. Anstötz' Rechtfertigung: „Ethische Positionen wie die von Peter Singer sind vor allem deswegen in eine kritische Diskussion geraten, weil sie von uns fordern – und zwar mit einsichtigen Gründen –, daß wir bestimmte ethische Prinzipien revidieren, nach denen wir bisher zu entscheiden gewohnt waren. Gemeint sind etwa Grundsätze, die unseren Umgang mit nichtmenschlichen Lebewesen rechtfertigen, wenn wir sie zu Forschungs- und Ernährungszwecken verwenden. Gemeint ist aber auch unsere Auffassung von der Heiligkeit des menschlichen Lebens. Die Frage des Vortrags, ‚Haben schwerstbehinderte neugeborene Kinder ein Recht auf Leben?‘

ist provokativ und berührt den Lebensnerv einer Pädagogik für Schwerstbehinderte. Aus geschichtlich verständlichen Gründen ist diese Frage aber in unserem Lande bisher nicht gestellt worden.“

Geht es nach Anstötz und den Planern des Marburger Symposions „Gesundheit 2000“ (Schirmherrin: Bundesgesundheitsministerin Ursula Lehr), dann müssen die Fragen endlich gestellt und beantwortet werden.

Anders sehen dies die Kritiker der Veranstaltungen in Dortmund und Marburg, die sich spontan zu einem Bündnis zusammengefunden haben. Für sie sind Peter Singers Thesen schlicht Aufruf zum Mord. Den Vorwurf der unverantwortlichen Übertreibung lassen sie nicht auf sich sitzen. Weshalb auch?

In bezug auf jede andere Gruppe von Menschen wäre die These Singers in Gefahr als faschistisches Gedankengut abgelehnt zu werden – ohne wissenschaftlichen Diskurs. Eine Veranstaltung, die sich mit dem Lebensrecht neugeborener Frauen oder Ausländer beschäftigen wollte, hätte – berechtigterweise – einen öffentlichen Proteststurm zur Folge und würde als Universitätsthema mit der Intervention der zuständigen Minister rechnen müssen. Und auch die Familienministerin in Bonn würde sich hüten, eine Schirmherrschaft zu übernehmen, wenn es nicht um geistig Behinderte ginge.

In diesem Zusammenhang ist die Einladung des Australiers nur die Spitze des Eisbergs, der im Gewand einer neuen „Bio-Ethik“ daherkommt. Das geplante Symposium wäre nicht weniger als der erneute Versuch, die Lebenswertigkeit von Behinderten in Frage zu stellen. Denn makabrerweise ist das Konzept des Symposions in der Bundesgeschäftsstelle der „Bundesvereinigung Lebenshilfe für geistig Behinderte“ ausgebrütet worden, dem größten Selbsthilfeverband von Eltern geistig behinderter Kinder in der Bundesrepublik.

Auf die Frage, ob hier nicht eine Euthanasie-Diskussion geplant sei, meint dessen Sprecherin Therese Neuer-Miebach: „Doch, natürlich! Das ist ja der Kern der wissenschaftlichen Diskussion, die im Moment geführt wird.“ Und selbstverständlich hat die Bundesvereinigung Lebenshilfe ein anderes Verständnis des Problems als Professor Anstötz in Dortmund, der nach eigenen Worten nach einer „rationalen Begründung für das Lebensrecht Behinderter“ sucht. Dennoch organisiert und initiiert der Verband einen „aktuellen Meinungsstreit“, der

genau dem entgegensteht und fragwürdig erscheinen läßt, was Neuer-Miebach beteuert: „Wir haben eine ganz klare Meinung dazu. Das ist für uns, daß der Lebenswert behinderten Lebens überhaupt nicht und in keinster Weise in Frage gestellt werden kann und darf.“

Die Kritik an ihrer Veranstaltung mag die Lebenshilfe-Sprecherin einfach nicht verstehen. Man wäre ja nicht „blauäugig“ an diese Thematik herangegangen, die ja überall schon diskutiert würde: „Wir gehen mit einer dezidierten Gegenposition in eine derartige Auseinandersetzung.“

Wahr ist daran, daß die Euthanasie-Diskussion in vielen Ländern schon viel weiter fortgeschritten ist als bei uns. Aber eben deshalb müssen wir in Deutschland uns dagegen wehren, Fragen aufzuwerfen wie „Euthanasie für schwerstbehinderte Neugeborene?“, die dann sowohl mit Ja als auch mit Nein beantwortet werden könnten. Denn gerade derartige wissenschaftliche Diskussionen und Diskurse waren Vorläufer dessen, was als Ausmerzungen „lebensunwerten Lebens“ vor 50 Jahren begann.

Dabei halten sich die Gegnerinnen und Gegner des Marburger Lebenshilfe-Symposiums keineswegs für „blauäugig“. Vielmehr soll einfach jede Aufwertung und Legitimation der Euthanasie-Debatte verhindert werden. „Braunäugig“ ist dagegen die Einladung eines Euthanasie-Propagandisten. Das jedenfalls läßt eine lockere Formulierung Professor Singers vermuten: „Wir können die Euthanasie nicht nur deshalb verdammen, weil die Nazis sie durchgeführt haben. Ebensowenig, wie wir den Bau von neuen Straßen aus diesem Grund verdammen können.“

Da sind sich der „neue Ethiker“ und die organisierten Lebenshelfer schon recht nahegekommen. Denn auch für die „Lebenshilfe e.V.“, so Sprecherin Neuer-Miebach, „sind die Diskussionen darüber kein Tabu mehr.“

Doch gerade wegen der historischen Erfahrung, das können die Sozial-Funktionäre wohl nicht nachvollziehen, erscheint den Betroffenen jeglicher Diskurs über die Wiedereinführung des Begriffs vom „lebensunwerten Leben“ als Bedrohung ihres Lebensrechtes. Auf die Idee, daß es deshalb einem bundesdeutschen Behindertenverband gut anstünde, dem internationalen Zeitgeist etwas entgegenzusetzen, sind die Verbandsfunktionäre jedoch nicht gekommen. Man müsse vielmehr, heißt es, mit den Euthanasie-Befürwortern „eine konstruktive Auseinandersetzung führen“.

Tolerant sein ist alles.

Nicht mehr tolerieren wollten diese unsägliche Toleranz die Betroffenen und Organisationen, die zum Boykott und zur Verhinderung des Symposions der Lebenshilfe aufriefen. Das Bündnis reichte von der Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie über den Bundeszusammenschluß der Krüppel- und Behinderteninitiativen bis hin zu verschiedenen Studentenvertretungen und Frauengruppen gegen Gen- und Reproduktionstechnologien.

„Wir können doch nicht tolerieren, wenn sie darüber reden, ob wir noch leben dürfen oder nicht“, drückt es eine Frau der Krüppelbewegung aus. „Es ist eine unglaubliche Intoleranz, wenn die Menschenwürde und Persönlichkeit von Behinderten massiv angegriffen wird, wenn die Antastbarkeit menschlichen Lebens gesamtgesellschaftlich damit noch mehr legitimiert wird.“ Eine Aussage, die nicht als sensible, verständliche Betroffenheitsäußerung gewertet werden sollte, sondern als einzig legitime Antwort auf jegliche Etablierung von Pro- und Contradebatten zum Thema Euthanasie.

Erschreckend ist, daß die Etablierung nicht „von rechts“ kommt, sondern von einem „Betroffenenverband“ selbst. Wenn sogar eine gemeinnützige, mit staatlichen Geldern unterstützte Organisation unter dem Schutz der Familienministerin debattieren will, ob Behindertenmord ethisch gerechtfertigt sein kann, ermutigt das zwangsläufig diejenigen, die diese Frage schon längst zuungunsten der Behinderten entschieden haben.

Zur Überraschung der Organisatoren gab es allerdings schon im Vorfeld der Veranstaltungsvorhaben erhebliche Unruhe und Aufregung. Es hagelte Protestschreiben, sogar von einzelnen Landesverbänden der Bundesvereinigung.

Erst nach und nach wurde den Veranstaltern klar, daß wenigstens in der Bundesrepublik Debatten über Euthanasie für Behinderte (noch) nicht salonfähig sind. Zuerst mußten sie kurzfristig Peter Singer ausladen. Als Grund gab die Verbands-sprecherin lediglich die Konkurrenzveranstaltung an der Dortmunder Universität an. Keineswegs gäbe es inhaltliche Bedenken, die hätten nur jene Kritiker, die einen „ethischen Rigorismus“ betreiben.

Doch auch in Dortmund wurde der „Bio-Ethiker“ ausgeladen, die Mehrheit des Fachbereichsrates Behindertenpädagogik hatte sich gegen die geplante Veranstaltung ausgespro-

chen. Die Kritik an seiner Tötungsvorlesung beantwortete Professor Anstötz mit der bedauernden Vermutung, daß „die Zeit dafür bei uns eben noch nicht reif“ sei.

Derweil beharrte aber die Bundesvereinigung Lebenshilfe weiterhin auf ihrem Euthanasie-Symposion, es sollte bei den Fragestellungen aus dem Gruselkabinett vergangener Zeiten bleiben: „Sterbehilfe – auch für neugeborene Behinderte?“ ... „Euthanasie und schwerbehinderte Neugeborene“ ...

Erst als klar war, daß auch die Kritiker stur bleiben und jeglichen öffentlichen und wissenschaftlichen Disput über das Lebensrecht Behinderter notfalls auch mit Demonstrationen verhindern würden, gaben die „Lebenshelfer“ nach. Sie sagten ihr Symposion ab: „Wir können nicht mehr garantieren“, so die Sprecherin der Veranstalter, „daß die Diskussionen so ablaufen, wie wir sie geplant haben. Es sind ja Aktionen angekündigt worden, Gegenaktionen.“ Dafür, ergänzte Geschäftsführer Bernhard Conrads, „hätten die ausländischen Gäste sicher kein Verständnis gezeigt.“

Daß sich in der Republik, längst überfällig, eine zwar noch viel zu kleine Anti-Euthanasie-Bewegung zu regen beginnt, ist erfreulich. Daß diese allerdings gezwungen ist, sich von einer Bundesvereinigung Lebenshilfe für geistig Behinderte als „ethische Rigoristen“ bezeichnen zu lassen und gegen die Trägerschaft eines Bonner Ministeriums für pseudowissenschaftliche Sterbehilfe-Veranstaltungen ankämpfen muß, ist beschämend.

Wohltäter

Bei der Diskussion um die Humangenetik und die wieder auftauchende Eugenik darf die Rolle der Wohlfahrtsverbände sowie der Behindertenverbände nicht ignoriert werden. Selbst wenn diese für eine Lebensberechtigung von Behinderten eintraten, machten sie sich zugleich auch immer zu Propagandisten der Behindertenverachtung. Eine Entscheidung über das prinzipielle Lebensrecht von Behinderten wurde zwar nicht immer eindeutig, aber in der Tendenz meist gegen Behinderte gefällt, was sich nicht nur durch die personelle Verquickung von medizinischen „Nazigrößen“ beim Aufbau der Nachkriegswohlfahrt belegen läßt.

Allein schon die populär klingenden Schlagwörter der „Vorsorge“ und „Fürsorge“ zeigen das Problem der Wohlfahrtspolitik auf. Außer acht lassen möchte ich bei dem Begriff der Fürsorge das Problem der Mitleidsideologie. Die Fragen, die sich für mich stellen heißen: Kann es überhaupt eine Fürsorge geben, wenn man sich ständig sorgt, daß es solche der Fürsorge ausgesetzten Personen nicht mehr geben soll und gibt? Handelt es sich bei einem solchen Widerspruch der sogenannten Fürsorge nicht im Kern um eine Duldungshumanität? Und ist es überhaupt möglich, das Individuelle vom Allgemeinen zu trennen? Persönlich, so hört man durch Wohlfahrtssprüche, sind Behinderte Menschen wie Du und ich. Allgemein politisch müssen die Menschen wie Du und ich verhindert werden. Wie ist es zum Beispiel möglich, für die Integration von behinderten Kindern einzutreten, wenn sich zugleich das Bedauern aufdrängt, daß diese Kinder überhaupt geboren wurden und dieses Bedauern nicht zur kritischen Auseinandersetzung mit Normalitätsvorstellungen führt, sondern zur verstärkten Vermeidung von Wohlfahrtsschützlingen? Die Unsicherheit falls es sie überhaupt noch gibt bei der Lebensbewertung Behinderter hat eine traurige Tradition. Schon immer schwankte die deutsche Wohlfahrt zwischen „Krüppelfürsorge“ und „Bekämpfung des Krüppeltums“, was sich auch, aber nicht nur, an der zeitgebundenen Namensgebung ablesen läßt.

Ende 1969 fühlte sich die Bundesarbeitsgemeinschaft Hilfe für Behinderte, ein Zusammenschluß verschiedener Behinderterverbände und Gruppen, dazu berufen, endlich im Gegensatz zu den Nazis, die Eugenik positiv zu interpretieren und damit Vergangenheitsbewältigung durch Enttabuisierung zu betreiben. Die Veranstaltung wurde in „großzügiger Weise“ vom Innenministerium des Landes Nordrhein-Westfalen sowie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung gefördert. Zahlreiche Humangenetiker und staatliche Gesundheitspropagandisten tummelten sich auf diesem Treffen, wo der Widerspruch zwischen „Bekämpfung des Krüppeltums“ und „Krüppelfürsorge“ nur am Rande ein Thema war. Im Vordergrund stand eindeutig die „Bekämpfung des Krüppeltums“, wenn es auch etwas feiner ausgedrückt wurde.

Der leitende Ministerialrat des Innenministeriums des Landes Nordrhein-Westfalen, Groß, zugleich stellvertretender Vorsitzender der BAG, erklärte in alter Kumpaneel zwischen Staat und Wohlfahrt folgendes: „Ich glaube, die zwei Tage

haben eines ganz deutlich gemacht, daß Maßnahmen nicht in Betracht kommen können, wie wir sie in der Zeit bis 1945 erlebt haben: Euthanasie-Maßnahmen.“ Eine Aussage, die nur kurz beruhigen kann, denn Groß machte ebenso klar, daß er sich dabei gar nicht von Zielen der nationalsozialistischen Eugenik distanziert, lediglich die Methoden und der Umfang schienen ihm ein wenig unpäßlich. „Wir haben erfahren, daß es andere, bessere und humanere Möglichkeiten gibt. Wir haben hier ferner Einigkeit darüber erzielt, daß die Eugenik nicht bevölkerungspolitische Maßnahmen größeren Stils auslösen kann.“ Wie sehen humanere bevölkerungspolitische Maßnahmen kleineren Stils aus und weshalb sind sie überhaupt nötig?

Über die Notwendigkeit der Eugenik klärt der damalige 1. Vorsitzende der BAG, Prof.Dr.med. Richard Mittermaier, auf. Zunächst geht er auf die Anfangsgeschichte der Eugenik ein. „Der Begriff: Eugenik wurde von dem Engländer Galton geprägt, dem in der Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts das Verdienst zukommt, zur Erforschung der Vererbung die systematisch statistische Betrachtungsweise eingeführt zu haben ... Eugenik im Sinne Galtons hatte zunächst die Bedeutung einer qualitativen Wissenschaft. Zugleich aber lag darin auch schon ein quantitatives Moment als Lehre von der Verbreitung der Erbkrankheiten oder im positiven Sinne, als Erbhygiene. Damit wurde die Eugenik zur nicht minder verantwortungsvollen Bevölkerungspolitik. Beziehen wir diese Fragen auf den behinderten Menschen, so lauten sie: Wo ist der Platz, den der Behinderte in der Gesellschaft einnehmen kann, darf und soll? Wir leben in einer Leistungsgesellschaft, die wir in ihren Grundzügen bejahen müssen.“ Leidenschaftlich appelliert der 1. Vorsitzende am Schluß seines Vortrages: „Vielfach scheut man sich bei uns noch in der Öffentlichkeit über Eugenik und eugenische Fragen zu reden und zu diskutieren. In Anbetracht der politischen Ereignisse vor drei Jahrzehnten ist dieses verständlich, aber wir dürfen nicht länger vor einem Tabu haltmachen. Für uns alle ist die Diskussion über Fragen, die die Eugenik betreffen, von außerordentlicher Wichtigkeit, als Gesellschaft, als Volk und nicht zuletzt für die Eltern und für die Familie mit einem behinderten Kind.“

Frei von moralischer Verlogenheit konnte dann auch die Frage nach den „Grenzen der Hilfe für Behinderte“ diskutiert werden. Diese Selektion, verschärfte unterschiedliche Lebens-

bewertung und der damit verbundenen unterschiedlichen Rechte, erläuterte der Neurochirurg Gerlach auf derselben Tagung. „Um die Grenzen der Hilfe für Behinderte aufzeigen zu können, ist erstens eine Kennzeichnung der Gruppe der Betroffenen, der Behinderten, zweitens eine Schilderung der verschiedenen Hilfsmöglichkeiten nach Art und Umfang und schließlich eine Darlegung der sachlichen Gründe für die Unvollkommenheit der ethischen Richtlinien für die Beschränkung der Hilfe notwendig.“ Die Ideologie, daß „Behinderung schlimmer sei als der Tod“, wie sie heute aktuell ist, war schon in den Wohltatsbekundungen der auslaufenden 60er Jahre vorhanden. So fährt Gerlach weiter: „Zur Kennzeichnung des Behinderten kann der Begriff des eingeschränkten Lebens oder der *Vita reducta* herangezogen werden. Er wurde zunächst von einer Berliner Forschungsgruppe in einer eingegrenzten Bedeutung für die Einschränkung der Lebensprozesse an der Grenze zum Tode geprägt, ich habe ihn dann aber als allgemein brauchbaren Begriff bestimmt, der in jedem Lebensbereich und für das ganze Menschenleben Geltung hat.“ Die „Grenzen der Hilfe“ orientieren sich bei diesem Denken dann ganz zwangsläufig nach dem Schweregrad der Lebenseinschränkung. „Der Empfänger der genannten Leistung muß nun keineswegs ein einzelner sein, es kann sich auch um eine mehr oder weniger große Gruppe handeln, sogar um die ganze Menschheit und auch um Tiere, da sie, wie der Mensch, Subjekte sind... Wem gegenüber ist der Helfer verpflichtet?“ Die Antwort lautet: „Nicht nur gegenüber dem einzelnen Behinderten, sondern gegenüber allen, denen er Hilfe zu leisten imstande ist. Seine Hilfsverpflichtung ist ein kollektiver Auftrag. Schon hieraus ergibt sich, sehr oft auch praktisch, eine Einschränkung der Hilfe durch die Notwendigkeit der Auswahl unter mehreren, die sie mit recht fordern können. Es gibt also eine Konkurrenz der Hilfspflichten und auch Kollision der Hilfspflicht mit Pflichten anderer Art.“

Der Behinderte wird nun selbst in die gesellschaftliche Pflicht genommen. Erste Anzeichen, daß die Würde von Behinderten der gesamtgesellschaftlichen Situation untergeordnet werden müssen, werden deutlicher. Gerlach schreibt: „So kann in unserem Bereich die Hilfspflicht gegenüber dem einzelnen behinderten Menschen mit der Pflicht z.B. gegenüber seinen Angehörigen, gegenüber der Spezies Mensch, etwa hinsichtlich ihrer Zukunft, der Pflicht, dem Fortschritt der Wissen-

schaft und Technik zu diesen, in Widerstreit geraten. Auch der hilfsbedürftige Behinderte hat nicht das Recht auf Hilfe, sondern Pflichten, die damit im Zusammenhang stehen und sich mit den Konkurrenzpflichten des Helfers decken können, z.B. ebenfalls gegenüber seinen Angehörigen, der Gesellschaft, der Spezies Mensch.“ Als Beispiel bezieht sich Gerlach auf das Ausleseverfahren bei der damaligen Dialysebehandlung (künstliche Nieren). Aus Kostengründen gab es damals zu wenig Behandlungsplätze. Zu Recht stellte Gerlach fest, daß der Ausschluß zumeist ein Todesurteil bedeutete. Doch worin sieht er die Verpflichtung des Behinderten, wenn er dieses Beispiel im Zusammenhang mit der Verpflichtung Hilfsbedürftiger bringt? Bei nicht verdrängender Betrachtungsweise kann ich seine Aussagen nur dahingehend interpretieren, daß sich der verantwortliche Behinderte tugendhaft einem gesellschaftlichen Todesurteil beugt, das ausgesprochen ist auf der Grundlage einer Kosten-Nutzen-Rechnung. Damit tut er seiner Pflicht als Anormaler gegenüber der Spezies Normalmensch genüge.

Die bedrohliche Parallelität, die das Leben von Behinderten mit dem Gnadentodsdenken der Nazis betrifft, war auf diesem Wohlfahrtskongreß kein Problem. Man sagte schlicht: „Ein früh verstorbene Kind stellt für die Familie oft eine weit geringere Belastung dar, als ein entwicklungsgestörtes Kind, das die ganze Kraft der Mutter in Anspruch nimmt.“ Gemeinsam feierten politische Vertreter aus Nordrhein-Westfalen sowie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung sowie ein großer Behindertendachverband, daß sie das Tabu der Eugenikdiskussion durchbrochen haben. Die Aussonderung von Behinderten durch vorgeburtliche Ausmerze ist zwar noch immer kein gesetzlicher Zwang, gilt jedoch im Rahmen verantwortungsvoller freier Entscheidung beinahe als Pflicht. Es gibt ja auch das „Recht auf Gesundheit“, welches, ohne es zu sagen, Behinderte und Kranke ins Unrecht setzt. Wie sagte noch Herr Groß, Euthanasiemaßnahmen in großem Stil kämen nicht mehr in Betracht? Ich glaube, er hat recht. Wir erfahren immer deutlicher, „daß es andere, bessere und humanere Möglichkeiten gibt“. Wir erfahren immer mehr, daß es viele individuelle Entscheidungen gibt, die massenhaft als gesundheitliche Aufklärung propagiert werden. Die Wohlfahrtsverbände sind mit dabei. Wo Herr Groß jedoch nicht recht hat, ist, „daß die Eugenik nicht bevölkerungspolitische Maßnahmen größeren Stils auslösen“ könne. In einer Gesellschaft, in

der alles reibungslos, selbstbestimmt und frei abgewickelt wird, ist dies geradezu unnötig, würde an politische Dummheit grenzen. Die Entscheidung über die Lebenswertigkeit von Behinderten braucht gar nicht mehr der Staat per Gesetz zu regeln. Die Familienplanung gegen Behinderte findet in den deutschen Wohnstuben statt. Die große deutsche Behindertenhilfe „Aktion Sorgenkind“ wird im Rahmen der „guten Tat“, in selbstlosem Einsatz für die Behinderten, nicht müde werden zu betonen, es sei das Beste für Behinderte, wenn es sie gar nicht gäbe. Die vorgeburtliche Aussonderung von Behinderten ist somit angenehm, nützlich und behindertenfreundlich. Trotzdem gibt und wird es trotz aller vorgeburtlichen Normalitätsschleusen noch unglückliche Behinderte geben. Im Rahmen einer glücklichen Erlösung sollten diese vielleicht an ihre gesellschaftlichen Pflichten erinnert werden!

Was die Verbrechen der Nazis an Behinderten betraf, schwätzten Vertreter der Wohlfahrtsverbände staatspolitische Phrasen wie „Wir dürfen nie vergessen“. Sie haben schnell vergessen, was die Gegner der Genforschung und der Humangenetik nicht vergessen sollten. Gerade die Behindertenverbände haben als erste, unterstützt von staatlichen Würdenträgern, Behinderte als Menschen minderer Güte in die öffentliche Diskussion gebracht, Begriffe von Erbhygiene aktualisiert und dies alles mit unwahrscheinlichem Erfolg als „Fürsorge“ getarnt. Wenn die Rassenlehre der Humangenetik kritisiert wird, so kann also die Komplizenschaft der Wohlfahrtsverbände nicht ignoriert werden. Die Behindertenverachtung der Humangenetik ist immer ein Stück Wohlfahrtsgeschichte. Was die heutige BAG betrifft, so habe ich viele positive nachdenkliche einzelne Mitglieder kennengelernt, doch auf öffentlicher und politischer Ebene schweigen sie zu dieser tödlichen Entwicklung. Zu groß ist offenbar die Abhängigkeit von öffentlichen Geldern. Stattdessen kämpfen sie, was fast von allen Bundesbürgern einschließlich staatlicher Stellen unterstützt wird, für eine behindertengerechte Umwelt. Womit sich also alle arrangieren können. Der abgeflachte Bürgersteig ist für den Rollstuhlfahrer praktisch. Und er vermittelt den Eindruck, Behinderteninteressen würden gesellschaftlich ernst genommen, zudem dient er auch der neuen emanzipierten deutschen Mutter, wenn sie ihren gesunden Nachwuchs durch Deutschlands Gassen schiebt.

Zwangssterilisation und Sterilisationsgegner

Zur Verhinderung des geplanten Gesetzes zur „Sterilisation nicht einwilligungsfähiger Behinderter“ wurde Ende 1987 ein Appell ins Leben gerufen, der sich fast ausschließlich auf die Zwangssterilisation von Behinderten im „Dritten Reich“ beruft. Ich kann jedoch nicht verdrängen, daß die Appellanten wahrheitswidrig behaupten, daß eugenische Argumentationsmuster in der heutigen Debatte „(zumindest bisher) keine Rolle“ spielten, obwohl die Autoren des Gesetzesentwurfes sich mit nicht zu übersehender Offenheit eindeutig auf die eugenische Indikation des Paragraphen 218 berufen, der den Schwangerschaftsabbruch bis in den 6. Monat hinein erlaubt, wenn der Verdacht auf eine Behinderung besteht. Was veranlaßte die Appellanten zur mehr oder weniger bewußten Verleugnung der eugenischen Problematik?

Auch sie kannten den Diskussionsentwurf, so ist nämlich ganz nebenbei im Appell bemerkt: „Die Heranziehung des Paragraphen 218a zur Legalisierung von Sterilisationen ohne Einwilligung verkennt, daß die Situationen der Betroffenen überhaupt nicht vergleichbar sind. Beim Schwangerschaftsabbruch ist die Betroffene einverstanden, und die Ursache des Eingriffs, die Schwangerschaft, konkret gegeben. Bei der Sterilisation ohne Einwilligung wird nur vermutet, daß es zu einer Schwangerschaft kommen wird.“ Dieser formal richtige Einwand verkennt seinerseits, daß beim Paragraphen 218 zum Schwangerschaftsabbruch die eugenische Indikation in der berechtigten Vermutung eingeführt wurde, daß es genügend deutsche Frauen gibt, für die ein behindertes Kind dermaßen unerwünscht ist, daß sie sich zur Revidierung ihres Kinderwunsches entschließen und zur Abtreibung aus eugenischen Gründen genötigt fühlen.

Der Vermutung des Innenministeriums, daß beim Koitus von Behinderten, wie übrigens zwischen Nichtbehinderten auch, die Möglichkeit einer Schwängerung einer Frau besteht, halte ich für keineswegs ausgeschlossen, geschweige denn dumm. Auch dann, wenn es dazu erstaunliche Untersuchungen gibt. Die Mainzer Genetikerin Ursel Thiele hält 1985 fest: „Bisher ist nicht nachgewiesen, daß ein mongoloider Mann Kinder gezeugt hätte.“ Und die Wiener Neurologen Andreas Rett und Peter Battistich fassen 1979 Untersuchungen zusammen, wonach „kein einziger Fall bekannt wurde, in dem

ein männlicher Mongoloider einen Koitus vollzogen, geschweige denn unter Gewaltanwendung erzwungen hätte.“ Zwar kann man damit dem „geistig behinderten Triebtäter“ den „Behinderten als triebloses Wesen“ entgegenhalten (Vorurteil gegen Vorurteil?), zu fragen bleibt aber, ob eine Sterilisation denn empfehlenswert wäre, wenn es wider Erwarten einen geistig Behinderten gäbe, der es kann, der es will und der es treibt?

„Die Begründung, erst die Sterilisation ermögliche geistig Behinderten eine eigene Sexualität, erweist sich als vordergründig. Viele geistig Behinderte leben nach wie vor in Großeinrichtungen wo eine Verwirklichung von Sexualität oft schon aus räumlichen Gründen ... unmöglich gemacht wird.“ Der Deutschen Gesellschaft für soziale Psychiatrie, die dies notiert, muß zugute gehalten werden, daß sie sich engagiert für die Humanisierung der Anstalten, wenn nicht sogar für die Auflösung solcher Verwahrungsgheftos einsetzt. Ein menschenwürdiges Leben von geistig Behinderten würde jedoch dann die Frage nach einer Zwangssterilisation wieder von Neuem aufwerfen, denn die Vermutung erscheint nicht unbegründet, daß dann aus mangelnder „Einsichtsfähigkeit“ die geistig Behinderten, „sofern sie können“, es mit Sicherheit treiben würden.

Der Zweck heiligt nicht in jedem Fall die Mittel, weil nämlich gewisse Argumente sich je nach Betrachtungsstandpunkt auch hervorragend für eine Sterilisation geistig Behinderter eignen könnten. Woher kommt die Unfähigkeit weiter Teile des liberal-fortschrittlichen Spektrums, die nötige Ablehnung des Gesetzes auch inhaltlich zu konkretisieren, zu kritisieren? Bei den Grünen scheint eine tragische Interessenskollision vorhanden zu sein. Geschickterweise beriefen sich die Autoren des Sterilisationsgesetzes auf den gerade zuvor von den Grünen heftig verteidigten Paragraphen 218, was bei der medizinischen Indikation für die Grünen noch keine Bedrohung darstellen würde. Eine aktuelle gesundheitliche Gefährdung einer ansonsten nichtbehinderten Mutter legitimiert selbstverständlich keine Abtreibung, es gibt keine vernünftigen Menschen, die daher eine Abtreibung vorschlagen würden. Mit einer akuten gesundheitlichen Gefährdung einer geistig behinderten Mutter eine Zwangssterilisation zu begründen, zeigt wieder einmal die unterschiedliche Bewertung zwischen Nichtbehinderten und Behinderten. Eine solche unterschiedliche Bewer-

tung ist jedoch auch schon beim Paragraphen 218 anzutreffen und zwar bei der eugenischen Indikation (Grundlage der eugenischen Sterilisation) – hier geht es nicht mehr um die Frage: Kind ja oder nein? sondern ausschließlich um die Frage: Was für ein Kind? Letzteres ist nicht nur eine Frauenfrage, sondern eine ganz konkrete Bedrohung für noch lebende Behinderte. Dies kommt in folgendem Zitat aus einem Artikel von Thomas von Randow in der ZEIT zum Ausdruck: „Der bedauernswerte Junge wäre wohl kaum zur Welt gekommen, wenn sich seine Mutter in der frühen Schwangerschaft einer Fruchtwasser-Untersuchung unterzogen hätte. Dann nämlich wären Laboranten in einem – aufwendigen und teuren – Test dem Erbschaden, der die schrecklichen Symptome zur Folge hat, auf die Spur gekommen. Vermutlich hätte der behandelnde Arzt der jungen Frau geraten, ihr Kind abtreiben zu lassen. Jetzt, da Frank lebt, wenn auch voraussichtlich kaum länger als bis zu seinem zwanzigsten Geburtstag, ist ihm nicht mehr zu helfen.“

Dieser verdeckte Schrei nach dem Gnadentod ist nur logisch. Es ist nämlich unvorstellbar, daß dieselben Argumente, die zur vorgeburtlichen Aussonderung Behinderter gebraucht werden, daß diese Argumente nicht automatisch auch auf die nachgeburtliche Bewertung des behinderten Lebens übergreifen.

Doch ist damit die Frage geklärt, ob sich Behinderte denn diesem Staat dankbar bzw. loyal gegenüber verhalten sollen. Ein Staat, der das Leben von Nichtbehinderten und Behinderten per Gesetz unterschiedlich beurteilt, kann keine Loyalität von Behinderten erhoffen. Eugenische Sterilisation muß verhindert werden, am besten durch die Abschaffung der eugenischen Indikation beim Schwangerschaftsabbruch.

Die Lehren aus der Geschichte müssen in die aktuellen Argumentationen eingereiht werden, was jedoch zwangsläufig zu einem Konflikt mit Teilen der Grünen Lieblingsrandgruppe, der Mehrheit der Bevölkerung, der Frauen, führen würde. Dies macht die Schwierigkeit der Grünen mit der geplanten „Zwangssterilisation“ aus – die Folge: mehr taktische Rücksichtnahme als ehrliche Politik. Der fürsorgliche Umgang mit Teilen der Frauenbewegung scheint sogar zur bewußten Verdrängung zuungunsten Behinderter zu verführen. Dabei sind, Gott sei Dank, auch Behinderte nicht immer einer Meinung – doch Krüppelinteressen sollten nicht der Parteiloyalität geopfert werden.

Das eugenische Gedankengut des Gesetzesentwurfes ist nicht mehr wegzuwischen. Inzwischen hat allerdings einer der Appellanten dies offenbar auch begriffen und sieht die Eugenik durch Zwangssterilisation zu Recht im „Vormarsch“ – womit der Appell aber einen Teil seiner politischen Wirksamkeit verlor. 1988 wurde der Referentenentwurf zur Sterilisation zurückgezogen, eine Überarbeitung wurde angedroht und bald wahrgemacht, was einen „zweiten Appell“ nach sich zog. Zum Schluß möchte ich dazu Christel Hofmann zitieren, die schon 1981 in der Zeitschrift „zusammen“ folgendes schrieb: „Wir haben es erlebt: Wer sortiert, sortiert auch aus. Die Sprache macht dingfest. Die Sprache war zu allen Zeiten und in jedem Regime der Vorläufer der Katastrophe. Als im Dritten Reich das Wort vom ‚lebensunwerten Leben‘ aufkam, war alles schon zu spät, da hatten wir die Warnsignale der Sprache schuldig in den Wind geschlagen. Der Paragraph 218 (StGB) in seiner jetzigen Fassung besagt, daß abgetrieben werden darf, wenn das Kind infolge einer Erbanlage oder schädlicher Einflüsse vor der Geburt an einer nicht behebbaren Schädigung ... leiden würde. Ohne einem Pro und Kontra der Abtreibungsdiskussion das Wort reden zu wollen, soll doch mit aller Deutlichkeit festgehalten werden, daß hier der Gesetzgeber begonnen hat, das große Sortieren zu legitimieren. In aller Schärfe heißt dies, daß der künftige Blick in die Kindergartengruppe einer Behinderteneinrichtung die Feststellung erlaubt: Die hätte man alle abtreiben sollen!“

Über ökologisch behindertenpädagogische Ansichten

(Vom Schwanken zwischen stellvertretenden und ganzheitlichen Positionen)

Die sogenannte Behindertenpädagogik der 80er Jahre richtete sich ökologisch aus. Sind diese vorherrschende Tendenz und die sich entsprechend real auswirkenden Betrachtungsweisen dadurch zeitgemäß bestimmt oder in dem genannten Fachbereich neu aufgenommen, am Beginn der Bearbeitung? Unterliegen ökologisch bewegte Zustände dem Antrieb einer pädagogischen Rettung oder lediglich einer methodischen Übernahme?

Ich denke annäherungsweise, daß, wenn ökologische Herangehensweisen beabsichtigen alles besser zu erfassen, umfas-

sender zu begreifen, sie unwahrhaftig werden. Die Ökologie als das Unwahre? Nicht unbedingt, nur bedingt, denn wenn sie wirklich Zusammenhänge bedenkt, sähe sie ebenso ihre Widersprüche... Und wenn sie sich selbst zum Thema wird, kann das durchaus pädagogisch wirken. Was aber macht die ökologisch orientierte Pädagogik zum Thema? Wie geht sie vor? Steht Ökologie für die Begründung einer neuen Normalität? Das interessiert mich, ich versuche deren Widersprüche oder die, die ich für welche halte, in herausgegriffenen Aspekten darzustellen und zwar an Hand ausgewählter Aufsätze aus dem Bereich der Behindertenpädagogik (die ich im übrigen synonym setze mit Heilpädagogik, Sonderpädagogik, spezielle Pädagogik). Ich spreche dabei grundsätzlich von einem Schwanken zwischen stellvertretenden und ganzheitlichen Positionen, weil ich von der Annahme ausgehe, daß die Behindertenpädagogik von Nichtbehinderten bestimmt wird. Ja, die Behindertenpädagogik setzt sich aus nichtbehinderten Ansichten zusammen, die erdrückende Mehrheit ihrer Geschichte läßt sich unter dem machtvollen Durchsetzungsvermögen der Nichtbehinderten als Wohltäter, als Helfer, als Pädagogen schreiben. Nicht die Behinderten und ihre Bedürfnisse und Realität bestimmen die Pädagogik, sondern Nichtbehinderte haben Vorstellungen über Behinderte. Stellvertreter benennen die Stellung von Behinderten in der Gesellschaft, in der Schule usw. Stellvertreter haben immer pädagogische Anliegen, die (nach ihrer Meinung) berechtigt sind. Sie sprechen, handeln für etwas, das sie erkannt haben, oder für jemanden, für den sie Partei nehmen oder dessen Position sie als ihre Sache übernehmen. Ihre eigene verschwindet dann und bleibt verdrängt. Eine diesbezügliche Selbstkritik ist in der sogenannten Behindertenpädagogik bisher kaum vorgekommen. Ökologische Positionen gehen dagegen davon aus, daß sie im Namen der (bedrohten) Umwelt sprechen. Was sagt also die Pädagogik unter ökologischer Perspektive? Verdoppelt sie hier ihr Potential? So erscheint es in der Tat, sie stellt einen ganzheitlichen Bezug her. Dieser ganzheitliche Standpunkt der nichtbehinderten Behindertenpädagogen enthält nun in sich vermeintlich von selbst auch den Standpunkt der von ihnen bezeichneten Behinderten. Geht das gut? Ich denke kaum, denn das Paradox der ganzheitlichen Stellvertretung löst die Selbstbeteiligung ebenso auf. Darauf will ich in meiner Untersuchung der Aussagen der ausgewählten Autoren eingehen. Was kommt in

den Texten von den angedeuteten Fragen und Zweifeln in Betracht? Werden Behinderte zu jeweiligen theoretischen Ansichten benützt? Wie sind solche Texte gebaut?

1982 gibt Heinz Moser einen Sammelband mit dem Titel „Soziale Ökologie und pädagogische Alternativen“ heraus. Offensichtlich korrespondieren hier ökologische Orientierung und Gegenvorschlag in progressivem Sinn von selbst und so ist auch der im Sammelband enthaltene Aufsatz von Franz Schönberger mit dem zunächst neutral erscheinenden Titel „Ökologische Aspekte der Sonderpädagogik“ vorstrukturiert. Er gliedert sich demnach im Prinzip in einen vorökologischen Teil, der der Kritik von tradierten Ansichten unterliegt, einem Übergangsteil und einem abschließenden Abschnitt mit „ökologischen Denkanstößen für einen Wandel der Sonderpädagogik“. Mit ökologischen Maßstäben scheinen also Verbesserungen vorgegeben. Schönberger kritisiert im Kern die ökonomisch orientierte Differenzierung des Sonderschulwesens der 70er Jahre mit folgendem Satz: „Bestürzt erkennt man jedoch die Blindheit für ökologische Zusammenhänge, mit der damals die sonderpädagogischen Planer geschlagen waren.“ Diese Aussage tangiert diejenigen, die er auf den folgenden Seiten über oder für Blinde macht. Die gedankenlos verwendete Metapher dokumentiert die Befangenheit des Nichtbehinderten in dessen System. So werden Behinderte „Unbehauste“, Menschen, „denen Natur und Gesellschaft den ‚Oikos‘, das Zuhause, verweigern.“ Der Behindertenpädagoge legitimiert sich durch den ökologisch geforderten Entwurf des Zuhause (gemäß der Etymologie) sowie durch die pädagogische Aufgabe in Behinderten nicht ein „exotisches Einzelschicksal“ zu sehen, sondern er sagt: „Im Vergrößerungsspiegel solcher Behindertenschicksale erkennen wir vielmehr die Bedrohung, ja sogar die schon fortgeschrittene Verhinderung unseres eigenen Menschseins.“ Auch wenn es durch den selbstkritischen Effekt kaum erkennbar ist, mit einem solchen Satz wird die gutgemeinte nichtbehinderte Humanität und Realität vorausgesetzt. Als Zuhause gilt die anonyme Normalität. Wenn Behinderte eine Bedrohung des Menschseins veranschaulichen, dann werden sie für nichtbehinderte Bedürfnisse funktionalisiert. Die alleinige Kopplung von Behinderung und Bedrohung ist untragbar. Sie ist eine reduzierende Betrachtungsweise, egal welche Verallgemeinerung man über sie vornimmt. Im Gegenteil, die Verallgemeinerung selbst ist eine Verschleierung

des eigenen Standpunkts. Schönberger sagt jedoch zu Recht, daß man nichts gegen Behinderte tun kann, „ohne es gegen die eigene Humanität zu tun“; das gilt allerdings auch unter der positiven Bedingung, daß, wenn man für sie etwas zu tun glaubt, man es auch für sich macht. Hier liegt das Problem; die nichtbehinderten Ausrichtungen und Vorstellungen bleiben oft verschwiegen oder als selbstverständlich unbeachtet. Schönberger kritisiert in dieser Form Goethes Sicht des würdigen, ganzen, natürlichen Menschen. Die Sensibilität, die er hier dem Behindertenpädagogen zuschreibt, verläßt er in einer protektionistischen Formulierung wie „die Behinderten und die Sonderpädagogen als ihre Anwälte“ wieder, weil es doch auch wie eine Selbsternennung klingt. Die Diagnose der „Denkpause“ für die Behindertenpädagogik trifft zu, wird sie aber nicht durch den vermeintlich richtigen ökologischen Ansatz selbst widerlegt?

Eduard W. Kleber stellt 1983 mit einem Vortrag die Frage „Brauchen wir eine ökologische Pädagogik?“ Die Antwort darauf fällt negativ aus, dennoch erscheint ökologisches Lernen und Lehren als einzige Hoffnung. Kleber erwähnt die Konzepte der „humanen Schule“ und der „integrativen Pädagogik“ dazu. Mit einer Feststellung wie, „daß unsere Umwelt krank ist“, sagt Kleber, „lenken wir von uns ab, von unseren Problemen.“ Mehr noch, wir würden damit suggerieren, daß die Umwelt zu reparieren sei, so „daß wir uns nicht zu ändern brauchten.“ Daraus leitet sich nun gleichzeitig die pädagogische Aufgabe ab. Unser Konsumverhalten, beispielsweise; wir wissen, daß das Auto die Umwelt verschmutzt, aber es gilt trotzdem als Symbol für individuelle Fortbewegung. Kleber notiert: „Der Verzicht auf das Auto kommt anders gesehen einer Art Amputation der Persönlichkeit gleich. Das Individuum fühlt sich gefangen, beinamputiert, seiner freiheitlichen Möglichkeiten beraubt.“ Mit dem behindertenbezogenen Vergleich wird die selbstreflexive Position kompromittiert. Dabei ist die theoretische Herangehensweise, die Ansätze erlebter und bedingender Situationen verknüpft, so, daß sie unterschiedliche Beziehungen und Gültigkeiten erfaßt, also nicht auf einfache Entgegensetzungen angewiesen ist. Kleber erkennt gerade in der sonderpädagogischen Spezialisierung den Widerspruch, „daß man aufgrund seiner wissenschaftlichen Systematik eben dann, wenn es gar keine Lernbehinderten geben sollte, die Gruppe schaffen müßte.“ So gibt es dann

(oder kurz, davor), mit diesem Beispiel, eine „Lernbehindertenpädagogik“ ohne sogenannten Gegenstand. Die Perspektive der grundlegenden „Vernetzung“ und einer nicht-hierarchischen „Beratung“, wie sie Kleber propagiert, kann vom bestehenden System kaum mehr zugelassen werden. Ist das „ökologische Gleichgewicht“ das Zauberwort, um Widerstände gegen die fixierten behindertenpädagogischen Klassifikationen (Vergleiche, Etikettierungen) aufzubauen?

1985 legt Alfred Sander einen Aufsatz „Zum Problem der Klassifikationen in der Sonderpädagogik: Ein ökologischer Ansatz“ vor. Sanders Text ist nach dem schon genannten Dreierschrittprinzip gegliedert: vorökologische und fast-ökologische Phase (also Herangehensweisen, die nicht auf ökologischen Annahmen beruhen, aber beinahe wie solche sich auswirken), zuletzt das ökologische Projekt. Das Thema wird eingegrenzt, aber mit einem allgemeinen Einschlag bedacht. So fügt sich der methodischen Frage „Wie klassifizieren?“ die Sinnfrage „Wozu klassifizieren?“ an. Dies vor allem, weil die Behindertenpädagogik ihre Klientel ja meist schon mit alltäglichen Etikettierungen erhält. Sander bezeichnet die tradierte Auffassung der Klassifikation als eine „defektzentrierte“ und apädagogische, die er allerdings „nicht für überflüssig erklärt.“ Der Grund für letzteres heißt: „Prävention gegenüber Schädigungen und Behinderungen ist eine wichtige Aufgabe.“ Ich frage mich, ob dies nicht einer Aufspaltung der Humanität gleichkommt? Wenn das ökologische Klassifikationssystem, wie Sander danach ausführt, den behinderten Menschen als „bester Experte für seine Bedürfnisse in seiner subjektiven Umwelt“ anerkennt und vorstellt, dann führt das doch zu einer Positivierung der Schädigung und Behinderung. Wieso sie dann verhindern, bei anderen Menschen? Entsteht hier nicht eine (ungewollte) negativierende Rückkopplung oder wird zumindest mittransportiert? Das Verhältnis von Humanität und Ökologie bestimmt sich konkret über die Klassifikation selbst. Sander sagt: „Die ökologische Klassifikation soll vor allem zur Normalisierung des Lebens der Betroffenen beitragen. Normalisierung bedeutet, schlicht ausgedrückt, daß jeder als Mensch ernstgenommen wird.“ Diese plötzliche klassifikationslose Einbeziehung aller (auch der Nichtbehinderten!) deutet an, daß das humane Vorgehen unteilbar ist und sich präventiv (oder „umweltbezogen“) nur auf Ursachen und gegen Machtgefüge und Anmaßungen richten kann. Schließt Sander

deshalb mit der Frage: „Woher nehmen wir letztendlich die Berechtigung, gewisse Menschen als Behinderte klassifikatorisch abzutrennen?“

Es geht mir nicht um die Vorbereitung einer Antwort, sondern um kritische Rekonstruktion; nicht um Vorstellungen einer Verbesserung unter ökologischen Konventionen, jedoch um die Ideen, die die Behindertenpädagogik für sich in den 80er Jahren als lebensnah erachtet. Dazu zählt im Rahmen des ökologisch gedachten Wandels der Positionen vor allem das sogenannte Ganzheitskonzept. Ich unterbreche hier kurz die Art der bisherigen Darstellung. Das folgende ist vom betreffenden Autor aus kritisch gedacht, also nicht wie bisher als eine perspektivische Möglichkeit vorgeführt. Zum Verständnis der Ambivalenz von stellvertretenden und ganzheitlichen Ansichten trägt es, wenn es selbst wieder kritisiert wird, wesentliches bei. Christoph Anstötz veröffentlicht 1985 einen Aufsatz mit dem Titel „Analyse und Kritik des Ganzheitsdenkens in der (deutschsprachigen) Geistigbehindertenpädagogik“. An einer Reihe von Zitaten aus der einschlägigen Literatur weist Anstötz nach, daß die Begriffe mit „ganz-“ oberflächlich benützt würden. Sie folgten einem modischen Jargon und würden keine detaillierte Analyse anbieten. Solches ganzheitliches Denken sei theoretisch nutzlos, für die Praxis der Geistigbehindertenpädagogik habe es keine Auswirkungen, weil in derem Konkreten doch wieder die positivistischen Tatbestände und Forschungen Geltung bekämen. Das Ganzheitskonzept hält Anstötz im Prinzip für unvereinbar mit der Geistigbehindertenpädagogik, nicht aus Abschätzung gegenüber ihres Klientels oder etwa des Widerspruchs zwischen deren Etikettierung und dem pädagogisch normalisierenden Anspruch, sondern aus wissenschaftsinternen Gründen. Deshalb ist der Hintergrund dieser Kritik besonders von Interesse (zumaß er die ganzheitlichen Positionen an etwas mißt, was diese selbst nicht als vorrangig betrachten oder gar ihrem Ansatz zugrundelegen). Otto Speck, auf dessen ökologisch behindertenpädagogische Ansichten ich zum Schluß noch eingehe, hat Anstötz unmittelbar geantwortet und hervorgehoben, daß dessen philosophischer „Kronzeuge“, Karl Popper, und der Positivismus ebenso, für die Idee der Ganzheit ausgewertet werden könne. Das erscheint eher wie eine formal interpretatorische Entgegnung, die zudem die je eingenommenen Positionen verwischt. Erst wenn nach den inhaltlichen Ausmaßen und den Zusam-

menhängen gefragt wird, kommt die Gegenüberstellung zum Vorschein. Die Ganzheits- wird mit der „Gleichheitsidee“ konfrontiert. So findet es sich (implizit) in Anstötz' Aufsatz „Heilpädagogische Ethik auf der Basis des Präferenz-Utilitarismus (Rationale Grundlegung einer Pädagogik für Schwerstbehinderte im Rahmen einer Mensch-Tier-Ethik)“ von 1988. Der Einfachheit halber und herausgegriffen, der Kronzeuge heißt hier Peter Singer, ein australischer Philosoph, der auf Grund des Gleichheitsprinzips beziehungsweise einer Abwägung gleichgearteter Interessen vermeintlich ökologisch argumentiert. Bei Singer (1979) läßt sich beispielsweise lesen: „Sofern der Tod eines geschädigten Säuglings zur Geburt eines anderen Kindes mit besseren Aussichten auf ein glückliches Leben führt, dann ist die Gesamtsumme des Glücks größer, wenn der behinderte Säugling getötet wird. Der Verlust eines glücklichen Lebens für den ersten Säugling wird durch den Gewinn eines glücklicheren Lebens für den zweiten aufgewogen. Wenn daher das Töten des hämophilen Säuglings keine nachteilige Wirkung auf andere hat, dann wäre es nach der Totalansicht richtig, ihn zu töten.“ Solche Euthanasiepostulate zitiert Anstötz nicht. Eine ausgleichende Rationalität kann dies zugleich umgehen. Anstötz begreift die „deutsche Heilpädagogik“ nach 1945 vielmehr als einen Reflex auf die „nationalsozialistische Ära“ und der Tötung von, wie die Nazis es nannten, „lebensunwertem Leben“. Doch die Reduzierung des Vergleichens (auf Besseres, Glücklicheres oder Schlimmeres) zeigt die Beweisnot im Thema der Behindertenpädagogik, die fehlende inhaltliche Auseinandersetzung. Die nichtbehinderte Orientierung und Hierarchisierung ist total. (Wie sich die totale von der ganzheitlichen Ansicht unterscheiden läßt, kommt noch zur Sprache.) In der Parteinahme für Behinderte setzt die totale Position ihre eigene als rationale voraus. Das Gleichheitsprinzip anstelle des Ganzheitskonzepts gesetzt, vertuscht nicht Positionen, sondern sie bevorzugt paradoxerweise welche. Ethisch käme es aber doch gerade darauf an, solche vergleichenden Präferenzen zu vermeiden, da damit inhumane Zustände verharmlost werden. Im übrigen hat Georg Antor mit seinem Aufsatz „Behindertes Leben und Lebensqualität“ 1988 Anstötz indirekt geantwortet: „Das Ergebnis ist für mich bestürzend: eine ökologiebewußte Ethik für ein Lebensrecht menschlicher und tierischer Lebewesen führt faktisch dazu, daß manchem Tier dieses Recht eher eingeräumt wird als man-

chem Menschen.“ (Das bezieht sich im Kern auf den von Anstötz allerdings auch nicht erwähnten Satz Singers: „So scheint es, daß etwa die Tötung eines Schimpansen schlimmer ist als die Tötung eines schwer geistesgestörten Menschen, der keine Person ist.“) Untergräbt die Gleichheitsabwägung das humanökologische Gleichgewicht? Oder beinhaltet die ökologische Betrachtungsweise durch ihr integratives Voraussetzen und Wirken zwangsläufig Teile dieser abschätzenden, abschätzigen Argumentation? Ich kehre zu der Art der ökologisch in die Zukunft gerichteten Ansätze und Aufsätze zurück.

„Die Sonderpädagogik geht neue Wege.“ Mit diesem vorwegnehmend zusammenfassenden Satz beginnt Karlheinz Wöhler 1986 seinen Aufsatz „Sonderpädagogische Förderung: Ökologische Perspektive.“ Der Diagnose folgt der Therapievorschlag, pädagogisch ausgedrückt, das Förderungsangebot. Die bestehende Sonderpädagogik erweitert sich um die ökologische Sichtweise. Sie fördert sich dadurch zunächst selber; es besteht keine Gefahr, daß sie überflüssig würde, vielmehr stößt sie zu einer „offenen, dynamischen und komplexen sonderpädagogischen Theorie“ vor. Zur Illustration nimmt Wöhler die „Frühförderung hörgeschädigter Kinder“, deren wichtigste Frage laute: „Wann und wie kann bzw. müßte sich die Lautumwelt an das gestörte Organismussystem (= neuronale Hörbahnen befinden sich nicht mit dem Gehirn im Gleichgewicht bzw. sind durch ein negatives feedback gegenseitig rückverbunden) kompensatorisch-stimulierend anpassen, um z.B. einer Verstummlung, Vertaubung oder Gebärdensprache vorzubeugen?“ Wieso (wiederum) mit umweltflexibler Prävention gleich auch autonome Ausdrucksweisen (die Gebärdensprache) beanstanden? Wird sie von der Unterstützung ausgeschlossen, weil Hörende als Norm gelten? Wie würde die Anpassungsforderung klingen, daß die Lautumwelt Gebärdensprache zu erlernen hätte, gewissermaßen als 2. oder 3. Fremdsprache? Wöhler bemerkt, daß „bio-ökologische“ Annäherungen besonders dann Probleme bereiten, „wenn Behinderungen als bare Resultate von Umweltreaktionen erscheinen.“ Dabei resultiert gleichzeitig eine „pessimistische“ Konstellation, da sonderpädagogische Anordnungen sich kaum über deren eigene Grenzen hinaus auswirken. Nach Wöhler besitzt die Sonderpädagogik die Möglichkeit, die auseinanderfallenden Strömungen „interdisziplinär“ zu verbinden. Beinahe entsteht der Eindruck der Sonderpädagogik als Superwissenschaft.

Das ist nicht gemeint, sondern es handelt sich mehr um eine intern ausgeweitete Denkweise. Fast gleichzeitig mit dem eben erwähnten Aufsatz erschien ein zweiter von Wöhler mit dem Titel „Was heißt ganzheitliche Förderung?“. Daraus nur die erste der am Schluß vorgestellten „Handlungsstrategien“: „Der erkennende Blick muß frei sein für alle nur denkbaren Ereignisse. Um möglichst viele Ereignisse des Einzelnen erblicken und dann in Beziehung zueinander zu setzen, bedarf es keiner ‚blindmachender‘ oder den Entdeckungsvorgang vorschnell beendender Kategorien und Idealisierungen. Ereignisse sind selbstverständlich auch alle gemeldeten und wahrgenommenen Daten von Kindern und Jugendlichen, den Geschwistern, Verwandten, Kollegen, anderen ‚Behindertenarbeitern‘ usw. Familiennähe ist ebenso eine wesentliche Konsequenz des freien und offenen Blicks, wie dieser Blick per se ‚ökologisch‘ sein muß.“ Man merkt, warum ich diese Sätze zitiere. Zwar galt schon der behindertenspezifischen Metapher in Anführungszeichen meine Aufmerksamkeit, aber wesentlicher ist mir das Dilemma, das im Optimismus der ökologischen Position liegt. Offenbar verschwindet die stellvertretende Version (Unterstellung) im Aufgehen der ganzheitlichen Eingliederung von selbst. Dieser Eindruck täuscht, weil das Verschwinden(-machen), oder wenn man so will, das „Heilen“, wiederum virtuell herausfordernd, Versprechungen verursachend oder Vergessen fördernd ist. Gibt es also doch Grund zur Annahme, daß es äußere Veränderungen sind, die die Behindertenpädagogik in Schwierigkeiten bringen, daß der ökologisch behindertenpädagogische, soziale Versöhnungsversuch nach innen, die Ursache im Verständnis der eigenen geschichtlich unbearbeiteten Position hat, die durch die substantielle Ausdehnung gerettet werden soll?

Emil E. Kobi hat in mehreren Ansätzen nach ökologisch formulierten Ansichten auf die existenzielle Ebene, gemäß seiner „Heilpädagogik“, zurückgegriffen. Mit Ausnahme des ersten sind alle hier im folgenden dargestellten Aufsätze von Kobi in dem 1988 erschienenen Sammelband „Heilpädagogische Daseinsgestaltung“ enthalten. Zu Beginn des 1987 veröffentlichten Aufsatzes mit dem Titel „Überlegungen zu einer holistisch-subjekt-orientierten Beziehungswissenschaft“ stellt Kobi prägnant fest: „Am Anfang des objektivierenden Faktums ‚Behinderung‘ steht also offensichtlich eine Identitätskrise des betrachtenden Subjekts.“ Solche Selbstkritik zählt zu den Vor-

aussetzungen wie zugleich zur personalen Grundlegung. Die tradierte Heilpädagogik betrachte Behinderte als „Minus-Varianten der Normalität“, denen pädagogisch Abhilfe zu schaffen sei. Kobi denkt sich hingegen eine Heilpädagogik „auf dem Weg zu einer ganzheitlichen Weisheit“ und beteiligt an der „Gestaltung ökologischer ‚fittings‘“, an Verbindungen und Verhältnissen, die den „Figur-Grund-Effekt“ problematisieren und „aufheben“. Er schreibt: „Behinderte sind daher stets auch Prüfsteine für die Rigidität und Härte einer Situation.“ Ich kann mir gut vorstellen, was er damit meint, nämlich daß sich eine Gesellschaft am Umgang mit ihren Minderheiten messen lasse. Aber ist die gewählte Metapher (Behinderte-als-Prüfsteine) nicht gewissermaßen eine „höhere“ Verdinglichung? Überwindet das ganzheitlich gedachte Merkmal die nichtbehinderte Krise, weil es gestattet, Behinderung und normale Unzulänglichkeit zusammen zu denken? Warum sollen Behinderte dafür einstehen, Normalität zu überprüfen? Meine Frage geht in Richtung des Beitrags der Normalität zu ihren Disziplinlosigkeiten, ist also nicht eine Kritik an positiv begriffenen Behinderten. In dem Text mit „Überlegungen zu einer heilpädagogischen Ökologie mit Aussicht auf eine ökologische Heilpädagogik“ von 1986 kommt Kobi zum Schluß zur selben Charakterisierung der Behinderten. Dieser Aufsatz ist in sieben Punkte gegliedert, die für eine ökologische Herangehensweise stehen können; beispielsweise für „pluralistische Wirklichkeitskonstrukte“, für unterschiedliche, trotzdem gleichberechtigte „Logiken“, für ein „ganzheitliches Weltbild“, das monistisch ist und im Unterschied zum totalen, nicht „nur sich selbst repräsentiert“, sondern sich nach „je übergeordneten Sinnganzen“ strukturiert. Dabei bedeutet heilpädagogisches Verständnis „nicht einfach, das Fremde (das mir z.B. im Behinderten begegnet) in die vertrauten Kategorien (des Unversehrten) zu übersetzen.“ Partizipiert jedoch die Positivierung der Behinderten für Nichtbehinderte nicht an einem solchen Prozeß der Übersetzung? Im Aufsatz von 1988 mit dem Titel „Integration im sozialpolitischen Netzwerk von Familie, Kommune und Staat: Ein ‚Rollenspiel‘ von Ökonomie und Ökologie“ führt nun Kobi in einem Abschnitt folgendes aus: „Behinderung soll als solche jargongemäß ‚akzeptiert‘ werden – aber sie darf ‚nichts bedeuten‘ und hat folgenlos innerhalb ihres eigenen Rahmens zu bleiben. Man registriert den ‚Defekt‘ – hält ihn jedoch unter sozialem Verschuß ... Nicht bloß die retro-

spektiv eruerbare Schädigung führt zum Behindertenstatus, sondern die prospektiv erwarteten und durch die als ‚Hilfe‘ angesetzten Maßnahmen erstrebten Verhaltens- und Leistungsverbesserungen. – Wir kommen offenbar nicht darum herum, daß letztlich jede Hilfe pejorative Wirkungen haben kann, indem sie Abhängigkeit zum Ausdruck bringt und schafft. Soll diese herabsetzende Wirkung des Helfens aufgewogen werden, so müßten wir uns auch vom Hilfebedürftigen etwas bedeuten, sagen und ausrichten lassen. Behinderte müßten als ein unverzichtbares, die Ganzheit einer Lebensgemeinschaft erfüllendes Integral erlebt werden können und nicht als Auch-Existenzen, denen durch die vielfältige Besorgungen permanent und ausschließlich bedeutet wird, daß ihr So-Sein unerwünscht ist und bestenfalls toleriert wird.“ Bedeutungen (und Metaphern) sind nicht neutral. Wenn Behinderte Nichtbehinderten „etwas bedeuten“, wandelt sich eine negative Geschichte in ein positives Postulat. Vielleicht begreifen Behinderte Nichtbehinderte weiterhin negativ als solche, die Macht ausüben, auch mit Postulaten, insofern stoßen wir Nichtbehinderte unter Umständen bei der „Bestätigung“ der Behinderten außerdem auf unsere eigene fatale Ambivalenz. Die Frage des Standpunkts ist zentral: Wer spricht, beurteilt, vergleicht, fördert, fordert, nimmt an? Nichtbehinderte reden oft so, als ob ihre Aussagen automatisch auch für Behinderte zutreffen, oder sie lassen sie in der Schwebelage, weil sie mit einem gewissen Vorverständnis in der Wahrnehmung oder mit der Übereinstimmung der sogenannten Nebenbedeutungen rechnen können. Die Definition „behindert“ beschränkt behinderte Menschen, die Bedeutung „Behinderung“ aber fast ebenso, denn ein behinderter Mensch bekommt diese Bedeutung meist von Nichtbehinderten zugeschrieben. Ganzheitlich orientierte Behindertenpädagogen sind Zeichenproduzenten, die Behinderte auf eine neue Art zu „Gezeichneten“ machen. Die existenzielle Ebene wird durch die symbolisierende gebrochen. Neigen nichtbehinderte Behindertenpädagogen dazu, die „Koexistenz“ von nichtbehindertem und behindertem Leben zu harmonisieren, da das Symbolische die Stellvertretungsproblematik gewissermaßen umkehrbar macht? Kann die Reflexion dieses Schwanken nicht *ganz* erfassen?

Zuletzt zu Aspekten aus dem Buch von Otto Speck „System Heilpädagogik/Eine ökologisch reflexive Grundlegung“ von 1987/88. Speck lehnt den Begriff „Behindertenpädagogik“ ab,

„weil er das Behindertsein, d.h. das Unterscheidende vom Nichtbehindertsein, allzu sehr betont.“ Der Begriff „Behinderung“ sei aber so gebräuchlich geworden, daß er unvermeidbar bleibe. Den Ökologie-Begriff identifiziert Speck praktisch mit demjenigen des Systems. Dabei bezieht er jedoch bewußt normative Überlegungen mit ein. „Zu thematisieren ist also ‚der-behinderte-Mensch-in-unserer-Lebenswelt‘ unter dem ethisch und politisch umzusetzenden Anspruch der Verbesserung der allgemeinen Lebensbedingungen.“ Unter solch verallgemeinerter Perspektive kann das Gleichgewicht dann darin bestehen, daß Nichtbehinderte selbst als „Behinderte und Behinderer zugleich“ gesehen werden können. Zunächst wird die Etikettierung zurückgewiesen, auf Grund der abwertenden Differenzierung, aber als Selbstetikettierung zumindest als Frage wieder zugelassen. Das Schwanken in den Benennungen von Wirklichkeitsausschnitten scheint ohne die spezifisch negativen Voraussetzungen nicht auszukommen. Aber ohne die positiv gedachten auch nicht! Speck schreibt: „Daß Menschen auch behindert sind, ist normal!“ Der ökologische Ansatz führt nach Speck zu einem neuen Menschenbild, das gewissermaßen mit einer großen „Normalisierung“ beziehungsweise „Zusammenarbeit“ korrespondiert. „In einem Verständnis von Wissenschaft, das an Zusammenhängen orientiert ist, kann es keine ‚selbständige‘ Heil- oder Sonderpädagogik geben und kann ‚Behinderung‘ als das Defektive kein Leitbegriff für eine wissenschaftliche Konstitution einer speziellen Pädagogik sein. Das Verbindende und pädagogisch Konstitutive ist vielmehr das Nichtbehinderte, das, was Erziehung an sich ausmacht.“ Ich will diese pädagogische Grundlegung der Nichtbehinderung nicht absichtlich mißverstehen, aber fragen nach der stellvertretenden Intention im Rahmen des ganzheitlichen Ansatzes schon. Ist es ein Sachzwang des Pädagogischen oder seiner Beteiligung am „System“, daß es immer das „Beste“ will? Wird die Ausrichtung auf das, was immer noch menschenmöglich ist zugleich zur Entschuldigung für den Pädagogen, daß er doch „alles“ unternommen und versucht habe?

Die ökologisch behindertenpädagogischen Ansichten der 80er Jahre haben zusammengenommen so etwas von einem „großen Entwurf“, obwohl sie aufeinander kaum Bezug nehmen. Die ganzheitlich orientierten nichtbehinderten Behinderertenpädagogien sprechen im Namen der Ökologie für Behinderte (weil sie erkannt haben, daß sie nicht direkt für Behinderte

sprechen können, dafür mit ihnen, zum Beispiel über Ökologie). Die ganzheitliche Position hebt allerdings die stellvertretende solange nicht auf, bis letztere in ihr erkennbar und kritisierbar ist. Udo Sierck hat deshalb recht, wenn er in seinem Aufsatz „Ökologie und Behinderung/Kritik an der Macht der Gesundheit“ 1988 behauptet, daß gleichfalls „Gebildete“ dem „Trugschluß, der ökologisches Denken automatisch mit humanem Denken gleichsetzt“, unterliegen. „Die Liebe zur Natur beinhaltet nicht zwangsläufig die Liebe zum Menschen, sondern vielmehr zum vitalen Menschen.“ Letztere Eigenschaftszuschreibung scheint so selbstverständlich und bevorzugt, daß die Kritik an ihr vorbeigeht. Einem „dynamischen“ Ansatz kommt Selbstreflexion kaum in den Sinn. Doch die ökologisch behindertenpädagogische Sensibilität existiert. Das war die Schwierigkeit meiner Darstellung und Auseinandersetzung, daß nicht *alles*, was die nichtbehinderten Behindertpädagogen sagen, falsch ist. Es gibt zwar, wie aufgezeigt, Leerstellen, Blockierungen, Funktionalisierungen, aber das Problem der Interpretation ist jeweils, wie weit sind jene bewußt, wie weit ist die eigene Ansicht über behinderte Menschen dennoch transparent, wie weit wurden Widersprüche nebenbei geglättet?

Fabelhafte Behinderte

(Über Vorstellungen einer normalisierenden Kompensation)

Von Georg Christoph Lichtenberg, der, wie man erzählt, bucklig war, stammt folgender Aphorismus:

Wie geht's? sagte ein Blinder zu einem Lahmen. Wie Sie sehen, antwortete der Lahme.

Sigmund Freud bemerkt dazu in seiner Abhandlung über den „Witz und seine Beziehungen zum Unbewußten“, daß darin „die abgeblaßten Worte ihre volle Bedeutung wieder bekommen“ würden. Mir stellt sich die Frage, ob dies nicht auf Kosten des individuellen „Lahmen“ und „Blinden“ geschieht, ob man die Behinderten nicht funktionalisiert, indem man sie die Sprache der Gehenden und Sehenden, der Nichtbehinderten, sprechen läßt? Bezweifeln wir unausgesprochen die Intensität der ihnen eigenen Erfahrung, indem wir unsere in sie projizieren?

Auch der folgende Witz (eine Variation des obenstehenden Aphorismus?) ist bekannt:

Die Lahmen spielen Fußball; die Gegner sind die Blinden. Die Frage heißt: Wer gewinnt? Die richtige Antwort: Die Lahmen – weil die Blinden gegen die Sonne spielen mußten.

Dieser Witz ist eindeutig schlecht, darüber sind wir uns einig – das Lachen wendet sich gegen uns selbst. Denn er kokettiert nicht formal sprachlich, sondern mit inhaltlicher, versachlichter Ausschmückung. Die beteiligten Figuren werden dadurch geringgeschätzt und der Witz *erspart* uns „Mitleid, Ärger, Schmerz, Rührung usw.“, wie Freud allgemein notiert hat. Aber: schwächt er das potentiell vorhandene flache Mitleid, verstärkt er die reale Diskriminierung oder schafft er womöglich kritisches Bewußtsein? Ist zu befürchten, weil wir über solche Witze lachen, daß wir die Behinderten aus *Eigen-nützigkeit* verklären, fabelhafte Behinderte erzeugen?

Es scheint wichtig zu verstehen, daß der übliche harte *Ausschluß* (in der Bibel steht: „Es soll kein Blinder noch Lahmer ins Haus kommen“) sich über die humanisierten Witze, Aphorismen, Anekdoten, Fabeln und deren *moralischen Zusammenhang* und Hintergrund verbürgt. Dieser Verquickung will ich im folgenden etwas detaillierter nachgehen. Die nachstehende Geschichte ist alt (sicher älter als die obenstehenden Witze):

Mehr oder weniger zufällig treffen sich ein Lahmer und ein Blinder. Sie tun sich (aus einem jeweils bestimmten Anlaß) zusammen. Der Blinde trägt den Lahmen: so kann der Lahme sich durch den Blinden bewegen und der Blinde weiß durch den Lahmen wo es langgeht. Nur zusammen können sie also, wie ein Normaler, zielgerichtet etwas unternehmen.

Diese Geschichte ist gut, oder? Sie können wir Nichtbehinderte unbedenklich erzählen, sie hat Perspektive und Aufklärungsschwung. Sie ist anschaulich und dezent pädagogisch; was kann daran falsch sein? Und enthält sie nicht perfekt den starken Mythos der weiter-führenden Solidarität?

Die Geschichte kennt im übrigen mehrere Variationen. Hans-Jörg Uther hat sie in seinem Buch „Behinderte in populären Erzählungen“ zusammengestellt. Er meint, „bei der allgemein menschlichen Gültigkeit des Motivs ... könnte man versucht sein, an eine Ubiquität der Erzählung vom Lahmen und Blinden zu denken.“ Uther unterscheidet in der Folge eine östliche und westliche Tradition. „In der ersten Gruppe hat die Symbiose zweier Krüppel die Form einer erbauenden Parabel und

in der zweiten die Form eines Apologs. Was so viel heißt wie, daß die Behinderten als Beispiel für uns alle stehen und daß in dieser Verallgemeinerung der Ansatz einer (voreiligen) Ver-söhnung liegt. Denn beide Male ist die jeweilige Art der Dichtung didaktisch dominiert – ihre Mittel bauen jedoch einerseits auf indirekte Veranschaulichung, Vergleiche, Gleichnisse, andererseits versuchen sie, mit Humor, Komik, Karikatur, Ironie die Vorkommnisse und Verhältnisse zu mildern.

Die erste von Uther vorgeschlagene Form ließe sich illustrieren in der folgenden Erzählung, die sich auf ein Gleichnis von Leib und Seele bezieht:

Ein König setzt in seinem Garten einen lahmen und einen blinden Diener als Wächter ein. Der Lahme steigt auf den Rücken des Blinden, und auf diese Weise tun sie sich an des Königs Feigen gütlich. Als der König die beiden wegen des Diebstahls zur Rede stellt, entgegnet der Lahme, er könne nicht gehen, der Blinde entschuldigt sich, er könne überhaupt nicht sehen. Doch der scharfsichtige König entdeckt die Hinterlist, setzt den Lahmen auf den Blinden und bestraft sie zusammen. Ebenso verfährt auch der Heilige: Er holt die Seele, versetzt sie in den Leib und zieht beide für ihre Sünden zur Verantwortung ...

In der entsprechenden Stelle in 1001 Nacht hingegen seien der Blinde und der Lahme

nicht als Wächter angestellt; sie kommen auch nicht selbst auf die Idee, wie sie an die Früchte gelangen könnten: Der Aufseher des Gartens gibt ihnen den entscheidenden Tip, erinnert aber zugleich an das Gebot des Besitzers, in seinem Garten „nichts zu verderben noch auch etwas zu tun, was ihm schaden könnte“... Der Garten ist das Bild der Welt, der Eigentümer des Gartens Gott. Der Wächter steht für die Vernunft: Er warnt vor der unredlichen Tat und gebietet das Gute.

Zunächst ist die komplizierte Bestrafung und Direktive hervorzuheben, sie ist allerdings erbauend nur für den unbescholtenen Leser, denn die Idee des Blinden und Lahmen ist ja eigentlich erfinderisch und erweckt Sympathie. Es wundert also nicht, daß in der zweiten Fassung der kreative Hinweis von übergeordneter Stelle, die als „vernünftig“ charakterisiert wird, erfolgt. Zuzufügen ist aber, was Uther unterläßt, daß

diese „Vernunft“ offenbar am Unvernünftigen und Bösen Anteil hat, von ihnen weiß, denn sonst würde sie ja den „Tip“ unterlassen und nur das „Gebot des Guten“ kaprizieren. Es zeigt sich ein erstes Mal, wie abhängig die moralische Aufforderung von der Etikettierung „falschen“ Verhaltens ist.

Nun zur zweiten von Uther genannten Form:

Als der König zu einem Gastmahl einladen läßt, wo jeder Teilnehmer nach Herzenslust speisen können soll und jedem ein Schatz in Aussicht gestellt wird, wehklagt ein Blinder einem Lahmen, wegen ihrer Gebrechen könnten sie der Einladung nicht nachkommen. Der Lahme hat jedoch einen guten Einfall und erklärt dem Blinden, sie sollten ihre verbliebenen Fähigkeiten kombinieren: Er steigt auf des Blinden Schulter, gibt den Weg an, und beide gelangen zu dem Gastmahl.

Bei dieser zweiten, wesentlich vereinfachten Form der Erzählung vom „Blinden und Lahmen“ sei, sagt Uther, zunächst ein „christlicher Bezug“ festzustellen, dann historisch, „dem im Zeitalter der Aufklärung vorherrschenden Trend zur Säkularisierung“ entsprechend, „die wechselseitige Hilfe zum Nutzen beider“ oder aller. Das heißt mit anderen, versöhnenden bzw. opportunistischen Worten, einer Fabel von Christian Fürchtegott Gellert gemäß, daß die individuellen Schwächen der Menschen zugleich deren kollektive Stärke ausmachen würden:

Du hast das nicht, was andere haben,
Und andern mangeln deine Gaben;
Aber dieser Unvollkommenheit
Entspringt die Geselligkeit.
Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte,
So würd' er nur für sich allein
Und nicht für mich bekümmert sein.
Beschwer die Götter nicht mit Klagen!
Der Vorteil, den sie dir versagen
Und jenem schenken, wird gemein:
Wir dürfen nur gesellig sein.

Allerdings scheint es verhängnisvoll, seine spezifisch existenziellen Erfahrungen zugunsten einer diffusen Solidarität aufzugeben. Uther berichtet von Theaterstücken des ausgehen-

den Mittelalters, die den potentiellen betrügerischen Zusammenschluß des „Blinden und Lahmen“ hervorheben und bezeugen:

Es geht um die Geschichte eines blinden und eines lahmen Bettlers, die befürchten, durch eine Prozession des Hl. Martin von ihren Gebrechen geheilt zu werden, was zur Folge hätte, daß sie statt durch Almosen mit eigener Hände Arbeit ihren Lebensunterhalt verdienen müßten. Kurz entschlossen nimmt der Blinde den Lahmen auf die Schulter. Bei ihrer Flucht geraten sie je doch in die Prozession und werden gegen ihren Willen geheilt.

In dieser für Normale im Kern unverständlichen Geschichte (unserem Ideal der Unversehrtheit und dem Heilungsversprechen wird kein Respekt gezollt), wird Autonomie zugleich dargestellt, transportiert und bezweifelt. Es ist nun denkbar, daß wir uns gegen unsere „guten Absichten“ mit diesen Geschichten am Prozeß der Stigmatisierung beteiligen. Denn die Lösung, der moralische Schluß, hat in beiden eben zitierten Anekdoten die Form einer Aufoktroiyierung, besteht nur aus der schnellen Vorbereitung eines märchenhaft guten Endes:

Ein Blinder, bei einer Schatzteilung von seinem tauben Kameraden übervorteilt, merkt den Betrug und gewinnt in dem daraus entstehenden Streit sein Augenlicht wieder, indem ihm der Taube einen Schlag ins Gesicht versetzt. Auch der Taube kann wieder hören, nachdem ihm der Blinde aufs Ohr gehauen hat. Der Taube gesteht den Betrug ein, und es folgt die gerechte Teilung.

Interessanterweise besteht die Lösung jedoch (paradox) in einer Analyse oder Zerlegung der Vorkommnisse und Beziehungen. Aber die Teilung ist der allgemeinen Solidarität subsumiert: Wer gerecht aufteilt, bleibt zusammen, kommt miteinander aus! (Im übrigen tritt der Taube hier nur wegen des schlagenden Arguments anstelle des Lahmen auf, denn dessen Behinderung läßt sich nicht so eindeutig lokalisieren.) Dieser (zweite) Zusammenzug von vermeintlich ursächlichem Mangel mit positiver Wirkung verstärkt sich im sogenannten Kompensationsgedanken. Hier beispielsweise hört der Blinde besser als alle anderen und/oder ist deshalb besonders schlau. (Nebenbei gesagt hat die mehr oder weniger Privilegierung des Blinden nichts mit einer Konkurrenz unter Behinderten zu

tun, es ist unsere eigene Ordnung, die u.a. die Kluft und Differenz zum kulturell privilegierten Auge verringern soll.) Die Fabel von Äsop geht folgendermaßen:

Ein Blinder pflegte jedes Wesen, das ihm unter die Finger kam, zu betasten und konnte dann sagen, was es sei. So wurde ihm denn auch einmal ein kleiner Wolf gebracht. Er betastete ihn und meinte dann unschlüssig: „Ich weiß nicht, bist du das Produkt eines Wolfes oder Fuchses oder eines andern derartigen Geschöpfes. Soviel aber weiß ich bestimmt, du bist nicht das geeignete Wesen, um mit der Schafherde zusammenzukommen.“

Die schlechte Gesinnung verrät sich vielfach schon im Körper.

Das Merkwürdige bei der Moral liegt darin, daß verschwiegen wird, daß sie für den Blinden und Behinderten ja selbst auch gilt. Zu verstehen ist das nur, wenn die *Rezeption* der Fabel in ihren moralischen Sinn miteinbezogen wird. Die Fabel ist nicht mit oder für Behinderte geschrieben, sie folgt einem Betroffenheitsmodell. Die Betroffenen sind in der Geschichte zwar die Behinderten, in der Moral aber die Nichtbehinderten. Da die Moral grundsätzliche Geltung beansprucht, bleiben die Behinderten durch diese Verschmelzung von Betroffenen innerhalb der Geschichte eingeschlossen, während die Nichtbehinderten sich dadurch Ansehen verschaffen. Die gegenseitige Hilfe oder das Können der Behinderten wird auf unser (pädagogisches) Einfühlungsvermögen zurückgeführt. Die Kompensationsmöglichkeiten des einzelnen Behinderten betonen also literarisch gerade die unterschiedlichen realen Ebenen und dabei entsteht gleichzeitig das, was Uther „Defektenkomik“ nennt. Wenn ich hier aber auf der „vollen Bedeutung“ der Sprache bestehe, dann läßt sich der Konflikt und die Kollidierung der nichtbehinderten Leser mit der gelieferten Moral nicht mehr vermeiden.

Michel Serres nennt darum in seinem brillant montierten Buch mit dem Titel „Der Parasit“ berechtigterweise die Erzählung vom „Blinden und Lahmen“ schlicht und prägnant: „Eine alte Geschichte, welche die Weisheit vertreibt“ – wohlverstanden keine „Geschichte, die Weisheit vermittelt“. Er schreibt, daß der Lahme dem Blinden letztlich einen Vertrag angeboten habe, der ihm (dem Lahmen) die *Macht* verschaffe (was im Prinzip schon in der Anordnung des Dialogs in Lichtenbergs Apho-

rismus zum Ausdruck kommt). Durch die Ankündigung der Hindernisse könne der Blinde zwar ausweichen, aber werde eben auch gelenkt. Durch die Herrschaft über die Richtungsangabe übernimmt der Lahme allein wesentliche Teile der Strategien der parasitären Normalität. Er kann das allerdings nur auf dem Rücken des Blinden, zusammen sind sie nach dem Muster der Erzählung eine Einheit, das heißt, sie müssen im Grunde ihre eigene kennzeichnende Identität negieren, diese dient ja jeweils dem anderen oder der Moral der Geschichte. Serres notiert:

Der Blinde und der Lahme, diese über Kreuz angelegte Vereinigung von Materiellem und Logischem, sie tauschen Festes gegen Stimme, das ist die älteste Fabel in der Theorie des Steuern... Die Träger der Energie dürfen keine Information haben, dann können die Besitzer der Information sich der Energie begeben. Die Information ist um so wertvoller, je seltener sie ist. Darum muß man diese Seltenheit produzieren. Der Blinde und der Lahme hatten diese Theoreme, dieses neue Gleichgewicht schon eingerichtet. Mit einer Symbiose hatte es angefangen, doch die hat nur die Flitterwochen gedauert.

Bei Serres gilt der Blinde als Arbeiter, während der Lahme den Intellektuellen darstellt. Diese Teilung habe großen Erfolg (korrespondiert auch mit solchen wie Stadt und Land, Mann und Frau), trotzdem beruhe sie „auf einer höchst einfachen Sache, dem Diebstahl von Information.“ Die Konsequenzen zieht Serres folgendermaßen:

Dem Produzenten geht es um den Inhalt, dem Parasiten um die Position. Wer sich um die Position kümmert, wird den, der sich um den Inhalt kümmert, stets schlagen. Dieser ist einfach und naiv, jener komplex und vermittelt... Wer mit dem Inhalt umgeht, geht mit dem Objekt um. Er ist Künstler, auch Wissenschaftler, und es geht allein um die subtile, listige, aber betrügerische Beherrschung der Welt. Wem es um die Position geht, der geht an die Beziehung zwischen den Subjekten heran; er gewinnt so die Herrschaft über die Menschen.

Ich erkenne in Serres Folgerungen die wendigen Identifizierungsmöglichkeiten der nichtbehinderten Leser, was bei ihm aber nur zwischen den Zeilen steht, sind die Fragen: Wer

erzählt die Geschichte? In welcher Absicht und zu welchem Zweck? Wer hat sie erfunden? Wer kommt auf die Idee aus einem „Behinderten-Schicksal“ ein erbauliches Beispiel zu konstruieren und dadurch die Machtverhältnisse zu verschleiern? In welchem Zusammenhang steht die Geschichte also selbst? Für wen ist sie und ihre Moral gedacht und aus welchen Gründen? Ich denke, es ist, kurz gesagt, eine typische Geschichte vom Horizont der Normalität und ihrer doppelten Moral. Die Nichtbehinderten eignen sich mit dieser Erzählung einen Vorteil an (Uther hat recht, wenn ich seine Aussage rezeptiv verallgemeinere) – sie setzen sich selbst unausgesprochen als Ziel für die Behinderten. Der Blinde und der Lahme ergeben einen Normalen, wobei der Lahme die *Sichtweise* der Normalität kopiert. Deshalb imponiert uns Normalen dieser Ausgleich, diese Ergänzung. Die Normalität kompensiert ihr Unbehagen mit dieser Geschichte selbst, sie erfüllt sich selbst und prophezeit, daß sie es ist, die es zu erreichen gilt und nicht irgendeine besondere Identität oder das Bewußtsein eines Mangels an Identität. Jede Identität wird der Normalität zum Verrat und Verbrechen. Wie heißt es in einer anderen Fabel: „Wer törichterweise die Seinen im Stich läßt, täuscht sich zuerst.“ Die nichtbehinderten Leser kommen durch diese Behinderten-Geschichte nicht kritisch auf sich selbst zurück. Serres sagt:

Der Beobachter ist das Nicht-Beobachtbare... Und deswegen stört er und wird niemals selbst gestört, deswegen ist er ein asymmetrischer Operator. „Untergraben“ ist sein Wesen und seine Funktion. Er ist in der Position des Subjekts.

Das bedeutet für uns Leser die Erhaltung der Macht. Wir tauschen die existenziellen Notwendigkeiten in den Fabeln, Anekdoten, Witzen und Aphorismen gegen die verbale Belehrung, Betroffenheit und suggerierte Hilfe wie tunliches Mitleid – aber die Erzählung räumt ihrer Anlage gemäß auch die Verobjektivierung und Zerstörung der Figuren ein und bestätigt unseren Informationsvorsprung.

Bleiben noch die alternativen Fragen: Wieso sollen die Behinderten die Normalen nachahmen (wollen)? Nur weil die Normalität die Macht hat, weil die Normalität sie sonst, was sie ohnehin tut, auch mit der Wohltat, kaputt macht? Gibt es keine subversiven Momente? Oder haben die Behinderten keine eigenen Bedürfnisse und Interessen von denen zu erzäh-

len sich lohnen könnte? Das kritische Bewußtsein anerkennt die Behinderten als Subjekte. Zwar wird konzediert, daß bei Behinderungen alles „nur langsamer und deutlicher sichtbar“ als sonst ablaufe, aber die Geschichte des Blinden und Lahmen gilt hier keinesfalls als Konstruktion der Normalität, sondern als eine erstrebenswerte Realität. Anders ausgedrückt: Der Blinde und der Lahme ergeben zusammen als Stellvertreter gewissermaßen eine neue, alternative Normalität. Sie offenbaren das Ideal des Zusammenschlusses der Außenseiter und Unterdrückten – sie bringen dem kritischen Bewußtsein demnach „vertiefte Einsichten“ in Richtung eines „pädagogisch-politischen Bündnisses“, um sich gegen die alles zersetzende bürgerliche Moral und Ökonomie wehren zu können.

Der erneuerten Normalität ist zu mißtrauen – sie ist vielleicht ein legitimer Wunsch, aber sie ist noch nicht kritisch-real genug. Sie benützt dasselbe Wort – Normalität – ,das sie allerdings womöglich auf Behinderte ausdehnt. Das ist eine schnelle Lösung. Vermutlich kann jedoch die Verschärfung des Konflikts, das spontane Beharren auf der Trennung der unterschiedlichen Wirklichkeit und Erlebniswelt ebenso geeignet sein, um ein Bewußtwerdungsprozeß in dem beabsichtigten ganzheitlichen Sinn einzuleiten.

Hans Mayer (und Adorno, den er dabei erwähnt) ist zuzustimmen, wenn er postuliert: „Es gibt keine Gemeinschaft der Außenseiter.“ Die Normalität ist überfordert oder glaubt sich bedroht, deshalb nimmt sie diese Gemeinschaft an. Doch „das konkrete Leiden einzelner Menschen“ und ihre kreativen individuellen Einfälle können nicht abgetan werden „mit dem Hinweis auf eine zu erlösende Menschheit“ oder auf eine Idee der Solidarität, die alle erfassen soll, weil dieses Prinzip selbst einer abstrakten, verdinglichten Wahrnehmung verhaftet bleibt und über die Konsumtion ihrer Darstellung die „gängige Moral der Normalen“ keineswegs zwangsläufig geändert wird. Zwar kann man die Behinderten in den Fabeln und Erzählungen als *Subjekte* begreifen und verstehen (lernen); aber es bleibt ein gewaltiger Rest, der darauf verweist, daß es doch mehrheitlich deren *Symptome* sind, die besondere Beachtung finden. In dem moralischen Zusammenhang einer Fabel von La Fontaine, „Der Tod und der Unglückliche“, kommt das exakt zum Ausdruck:

Stets rief in seiner Not ein armer Mann

Den Tod als Retter an.

„Tod!“ – rief er – „wie schön erscheinst du dem Elenden!
Komm, eilig komm herbei, mein grausam Los zu enden!“ –

Der Tod vernimmt's und ist dienstfertig gleich am Ort,

Klopft an die Tür, tritt ein, und, kaum läßt er sich schauen –

„Was seh ich?“ ruft der Mann. „Bringt dieses Scheusal fort!

Wie gräßlich ist er! Angst und Grauen

Macht mir sein Anblick! Höre mich,

Komm näher nicht, o Tod! O Tod, entferne dich!“

Mäcenas war ein Mann von Ehre,

Und dieser sagte einst: „Nähmt meine Mannheit ihr,

Ja, wenn ein Krüppel ich ohn Arm' und Beine wäre,

Nur l e b e n will ich ja! Laßt nur das L e b e n mir!“

Komm nimmermehr, o Tod! – so fleht man stets nach dir.



Illustration von Grandville zu La Fontaines Fabel

Indem hier La Fontaine der ursprünglichen Fassung von Äsop die Aussage des Römers Mäcenas beifügte, weil er sie „so schön und so treffend“ fand, wird deutlich, daß es gerade der Anwalt (Mäzen) der Behinderten sein kann, der sie in die Nähe des Lästigen und Unerbetenen rückt. Als Beispiele gegenüber dem Tod (und dem normalen Leben) gibt es offenbar nichts schlimmeres als die Mahnmale der Behinderung und die Kastration. Es ist also kein Widerspruch, wenn einerseits der Behinderte den Tod ruft und dann von ihm Angst bekommt und andererseits, wenn der Nichtbehinderte in der Rolle des Behinderten ihn gar nicht erst rufen würde, weil er sich mit dem Leben zufrieden gibt. Dem Tod wird der Tip gegeben, nicht zu kommen, dann werde er gerühmt. Das Gleiche passiert mit den Behinderten in der verallgemeinerten Moral der Fabel – es ist besser, wenn man sie nicht sieht, das „Sprachspiel“ mit ihnen genügt. Diese Ansprüche einer fabelhaften Normalität sind zu diskutieren, es nützt wenig und verschleiern höchstens, wenn wir uns zu deren Darstellung mit Modellen von Behinderten aushelfen. Nicht Alibis, sondern unsere eigenen normalen Gefühle und Interessen gilt es zu entwickeln und zu entwerfen. Die Lektüre ist eine hilflose, symbolische Wohltat nur für einen selber, nicht aber, wie der moralische Zusammenhang suggeriert, auch eine für die Behinderten, weil sie als Exempel dienen (dürfen). Das „unglückliche Bewußtsein“ besteht im übrigen darin, daß die Konservativen mit ihrer These des „unbedingten Lebensrechts“ durch die letztere Fabel ebenso bestätigt werden wie die Progressiven mit ihrer These des „asketischen Zusammenhalts“.

6. Das versöhnende Kapitel

Über die Sorgen der Normalität

(Von der „Aktion Sorgenkind“ bis zur „Entsorgung der deutschen Vergangenheit“)

Abends, vor der Auslage eines Bahnhofskiosks, wurde ich (Ende 1988) auf folgende Bücher aufmerksam:

1. Theodore I. Rubin/Eleanor Rubin: Sie sind mit Ihren Sorgen nicht allein (mvg-Verlag)
2. Dale Carnegie: Sorge dich nicht – lebel! (Scherz-Verlag)

Ich habe diese Bücher nicht gelesen, die Autoren sind mir unbekannt, mir sind nur die Titel und vor allem deren jeweiliger Hauptbegriff, Sorge, aufgefallen. Vielleicht genügt es hier, denke ich, die Untertitel zu lesen, um zu wissen, worum es in diesen Büchern geht:

1. Wegweiser aus destruktiven Krisen
2. Die Kunst, zu einem von Ängsten und Aufregungen befreiten Leben zu finden

In der Tat, die Leitbegriffe der Untertitel Angst und Krise und ihre konfliktlose Vermeidung deuten an, daß sich im Universalbegriff Sorge ohne weiteres Gegensätzliches verbinden läßt oder in ihm kulminiert. Darum geht es, der Zusammenschluss von unterschiedlichen Erfahrungen eignet sich symbolisch dazu, einerseits Macht und Blöße zu verschleiern, andererseits Hilfe zu suggerieren. In der „Aktion Sorgenkind“ werden bestimmte Bedürfnisse mit einer Spende und in Spielfreude enteignet, eben nicht akzeptiert, in der „Entsorgung der deutschen Vergangenheit“ oder auch der atomaren Abfälle werden ungelöste Probleme entäußert, nicht verarbeitet.

Ich schlage ohne das Gepäck der beiden oben genannten Bücher, dafür mit anderen Texten, eine assoziative Reise in die Sorgen der Normalität vor; die Sorge erwischt uns direkt, die Orientierung an ihr ist indirekt. In der Sorge und ihren konträren Kombinationen wie „Sorgenkind“ oder „Entsorgung“ laufen sich normalisierende Haltungen und Erwartungen zuwider. Die Sorge ist ein seltsames Surrogat, ein Ersatzmittel über

Ecken – „Sorgenkind“ zum Beispiel ist ein Etikett, das zugleich abwertend wie verschönernd wirken soll. Solche Norm-Perspektiven klammern aus und gelten doch immer zugleich als unheimliche Grundlage. Es wundert nicht, wenn unter ökologischer Aussicht, das Konzept der Sorge – es heißt „Die Sorge wächst; Ein Jahr nach Tschernobyl“ (stern, 1987) – verstärkt aufkommt, weil es vermeintlich so glücklich versöhnt.

In seinem erstmals 1927 erschienenen Buch „Sein und Zeit“ zitiert der bedenkliche Philosoph Martin Heidegger die Fabel von der „Sorge“, die ursprünglich von einem antiken Dichter namens Hyginus stammt. Die Fabel geht folgendermaßen: Die „Sorge“ geht über einen Fluß, dann sieht sie tonhaltige Erde, nimmt davon ein Stück und formt es. „Während sie bei sich darüber nachdenkt, was sie geschaffen, tritt Jupiter hinzu.“ Die „Sorge“ bittet ihn, der Tongestalt Geist zu verleihen, was ihr Jupiter gern gewährt. Als die „Sorge“ jedoch „ihrem Gebilde nun ihren Namen beilegen wollte, verbot das Jupiter und verlangte, daß ihm sein Name gegeben werden müsse.“ In den Streit zwischen der „Sorge“ und Jupiter mischt sich auch die Erde („Tellus“) ein und fordert, „daß dem Gebilde ihr Name beigelegt werde, da sie ja doch ihm ein Stück ihres Leibes dargeboten habe.“ Darauf wird Saturn zum Richter ernannt und er erläßt folgendes Urteil: „Du, Jupiter, weil du den Geist gegeben hast, sollst bei seinem Tode den Geist, du, Erde, weil du den Körper geschenkt hast, sollst den Körper empfangen. Weil aber die ‚Sorge‘ dieses Wesen zuerst gebildet, so möge, so lange es lebt, die ‚Sorge‘ es besitzen. Weil aber über den Namen Streit besteht, so möge es ‚homo‘ heißen, da es aus humus (Erde) gemacht ist.“ Heidegger interpretiert die Fabel dahingehend, daß die „Sorge“ über die üblicherweise vorgenommene Zusammensetzung des Menschen aus Körper und Geist hinausgehe, das heißt die „Grundstruktur des Daseins“ belege. Da Körper und Geist erst nach dem Tod zerlegt und verteilt werden, da der umstrittene Name an die Entstehungsbedingungen geknüpft wird, bleibt der „Sorge“ nur das „In-der-Welt-sein“, das aber „besitzt“ sie, es „gehört“ ihr unumschränkt, solange Menschen existieren. Heidegger legt also unser aller „Dasein als Sorge“ aus. Zwar weiß er um die Doppeldeutigkeit des Begriffs; Sorge einerseits als Kummer, sogar Krankheit, also Ängstlichkeit, Qual, Leid, andererseits Hingabe, Aufmerksamkeit, Sorge demnach als „Bemühung um Abhilfe“, als Betreuung, wie in den Worten Fürsorge oder Vor-

sorge. Aber Heidegger hat (sich) entschieden: aus den Sorgen folgen die Möglichkeiten des Menschen. Den „Doppelsinn“ führt er zurück auf „eine Grundverfassung“.

Beschäftigen wir uns nun aber eingehender mit dieser Ambivalenz der Sorge und betrachten, ob es zwei verschiedene Perspektiven sind, wie es scheint – oder, wie ich vermute, allerdings auf eine gesellschaftskritische Art und Weise und deshalb anders als Heidegger, ob es sich „nur“ um zwei verschiedene Funktionalisierungen handelt, die in dieselbe, normalisierende Richtung weisen. Heidegger hat seine Fabel, wie er angibt, aus einem Aufsatz mit dem Titel „Faust und die Sorge“ von einem gewissen Konrad Burdach, den dieser 1923 veröffentlichte, übernommen.

In Goethes Faust, der Tagödie zweiter Teil, die er vor seinem Tod abschloß und die nach seinem Tod erschien, 1832, tritt im letzten, fünften Akt um Mitternacht kurz die „Sorge“ auf, und zwar in Begleitung von drei anderen „grauen Weibern“, der „Not“, der „Schuld“ und dem „Mangel“. Sie stehen vor der Tür des Faust und können nicht in den Palast, nur die „Sorge“, „sie schleicht sich durchs Schlüsselloch ein“. Faust erahnt ihre Anwesenheit, die „Sorge“ dichtet unter anderem:

In verwandelter Gestalt
Üb ich grimmige Gewalt ...
Wen ich einmal besitze
Dem ist alle Welt nichts nütze; ...
Glück und Unglück wird zur Grille,
Er verhungert in der Fülle; ...

Faust wehrt sich gegen solche auf ihn bezogenen Deutungen, antwortet, daß er solchen „Unsinn“ nicht hören möge. Die „Sorge“ fährt fort:

Soll er gehen soll er kommen,
Der Entschluß ist ihm genommen; ...

Faust bezeichnet die „Sorge“ als „Gespenst“, das quäle und das man nur schwer los werde, das wisse er, aber er werde die „Macht“ der „Sorge“ nicht billigen. Die „Sorge“ antwortet:

Erfahre sie (die Macht), wie ich geschwind
Mich mit Verwünschung von dir wende!
Die Menschen sind im ganzen Leben blind,
Nun, Fauste, werde du's am Ende!

(Sie haucht ihn an. Ab.)

Faust (erblindet).

Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen,

Allein im Innern leuchtet helles Licht; ...

Konrad Burdach nun stellt zu dieser Stelle sinngemäß folgende Fragen: Welche „dramatische Bedeutung“ hat die „Sorge“? Wieso tritt sie besonders hervor? Wieviel Macht und Einfluß hat sie tatsächlich? Zeigt sie im Zusammenhang der symbolischen „Blindheit“ der Menschen und der realen Erblindung Fausts den Tod an? Wofür steht sie also? Zunächst referiert Burdach die gängigen Antworten. Vorerst werde die Blendung durch die „Sorge“ als eine symbolische Form der natürlichen „körperlichen Erblindung“ des greisen Faust begriffen. Dazu passe zwar eine andere Stelle im letzten Teil des Faust, wo von dessen „Taubheit“ die Rede sei, nicht von einer „weiteren Schwächung seiner Sinne und körperlicher Kräfte ... , wie man bisher immer erklärt hat“, sondern wo auch „nach süddeutschem Sprachgebrauch die Taubheit (Gefühllosigkeit und Erstarrung) seiner Glieder als tragisches Motiv benutzt“ wird. Die Behinderungen verwende Goethe nicht um altersbedingte Zustände anzuzeigen, sondern „um eine angsterfüllte Stimmung zu erzeugen.“ Letztlich wolle also die „Sorge“, sagt Burdach, Faust nur „wie die übrigen Menschen *geistig* blind machen ... Sie blendet seine Augen, um seinen Geist zu verdunkeln. Der aber bleibt hell von innerem Licht.“ Die „Sorge“ könne nicht als Zerstörerin interpretiert werden, sie triumphiere nur vordergründig. Ebenso könne sie nicht entgegengesetzt als eine „Verkörperung ... faustischen Strebens“ verstanden werden, also gewissermaßen als eine anerkannte Funktion, als „die faustische Sorge, die etwas Positives ist, vorwärts treibt zu mächtigem Tun.“ Was aber ist sie dann?

Burdach ordnet die „Sorge“ dem *Gewissen* zu. Er zählt sie zur rückschauenden Reue oder anders formuliert, zur vorbereitenden Vorsehung in Bezug auf den bevorstehenden Tod des Fausts. Da ist sie zuerst die „hemmende, Leben störende, Bewegung lähmende, Entschluß und Tat, zielbewußtes Planen und Wirken hindernde Macht.“ Ihre Personifikation bleibt bei Burdach im allgemeinen Sinn behindertenspezifisch. Das Naturell der „Sorge“ verstärkt sich im Zusammenhang des Todes, die „Sorge“ verbindet sich mit dem „Grauen“, der „Rache“, dem „bösen Gewissen“, dem „Klang der Mordaxt“. Da

die „Sorge“, wie in der zitierten Fabel prophezeit, den Menschen ständig begleitet, entsteht so etwas wie eine Rückwirkung davon in dessen Leben und dazu wollte Goethe, wie Burdach notiert, mit Faust „ein Gegenstück und doch zugleich eine Bekräftigung“ liefern. Um diese widersprüchliche Würdigung der „Sorge“ zu belegen, rekurriert Burdach zunächst auf die christliche Tradition. „In Christi Bergpredigt steht des Gebot: ‚Sorget nicht für den andern Morgen; denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen.‘ ... Dazu stimmt die Mahnung ...: ‚Alle eure Sorge werfet auf Ihn, denn Er sorget für euch‘ ...“ In der Bibel ist die „Sorge“ etwas Weltliches, „Erwerbster und Gewinnsucht“ – darum soll sich der Mensch nicht kümmern, so haben hier auch Reiche mehr Sorgen als Arme. An die Stelle Gottes tritt das „Faustsche Übermenschentum“. Dann, um die „Sorge“ dennoch wieder zu rehabilitieren, bemüht Burdach den anderen Aspekt, der aus der Abhängigkeit die Zuwendung macht. „Hier also ist die Sorge nicht die niederziehende, in das Irdisch-Materielle verstrickende, in den Staub drückende Kraft, nicht das Erbteil des aus Erde geformten Menschenbildes. Sie ist vielmehr die Macht, die den erdgeborenen Menschen aufwärts hebt, ihn Gott nähert, indem sie ihm das erwirbt, was jener von Natur besitzt: das Gute.“ Aus dem anfänglichen Widerspruch resultiert bei Burdach die Deutung, daß die „Sorge“ (wie ihre Geschwister „Not“, „Schuld“, „Mangel“) bei Goethe „in moralischer Hinsicht *neutral*“ seien. Das bedeutet allerdings nicht, daß diese Zustände gleichwertig nebeneinander stehen, das heißt der „Dämon Sorge“ könne und müsse „besiegt“ werden. Burdach zitiert das Motto: „Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.“ Und er erläutert es in diesem Zusammenhang, daß dem „Tüchtigen“ die „Sorge“ nichts anhaben könne. „Vielmehr nutzt er die Sorge zur Erfüllung der Forderung des Geistes.“ die Auflösung des Widerspruchs (oder der Ambivalenz) zugunsten der „göttlichen Sorge“ ist also vorgegeben. Wie Faust vorgeht, faßt Burdach folgendermaßen zusammen: „Während seines Ringens mit dem Gespenst der Sorge, mit der Unruhe und dem Zweifel seines Inneren ist ihm die Ahnung aufgegangen, daß die Sorge eine doppelte Natur hat oder besser ausgedrückt, daß hinter dem Nachtgespenst oder Todesdämon Sorge von negativer, lähmender, niederziehender Wirkung eine andere lichte Tageserscheinung der Sorge stehe mit einer Kraft, die das Materielle, das Erdhafte im Menschendasein begreift in seinen Beziehungen

zum Geistigen und auf ihm stehend die Schritte zum Ewigen, Idealischen emporlenkt. In den Dienst dieser positiven Sorge jedenfalls will sich der vollendete Faust stellen ...“ Schon bei Brudach hat die „Sorge“ also eine eindimensionale Ausrichtung. Die zwei Seiten der Sorge sind zudem kraß getrennt und zwar so, daß die eine der anderen zu weichen hat. Die eine negative Seite wird mit Behinderung („lähmend“, „blind“, „taub“, „stumm“) assoziiert, sie gilt es zu überwinden zugunsten der anderen positiven, offenbar normalen. Daß dies dadurch ein ausgesprochen inhumanes Fundament erhält, sei hier vorerst nur kurz festgehalten: Wie soll die Vorsorge und Fürsorge einen angemessenen Ansatz haben, wenn dieser lediglich auf Ausschluß und Austilgung besteht?

Heinz Moenkemeyer sieht im Auftritt der „Sorge“ in Goethes Faust eine „Besinnungsszene“. Die „Sorge“ hat eine „gleichgewichtserschütternde Wirkung“, so versteht Moenkemeyer sie als einen „Defekt“ mit „lähmendem“ Einfluß. Doch weil gerade dies ein „Betroffensein“ ausmacht oder auslöst, gilt der „Sorge“ auch die Zukunft.

Dir, seiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geschenkt.
Du wirst, solange es nur atmet,
Es nie verlassen, dein Kind.

So heißt es in einem Gedicht Herders von 1787 mit dem Titel „Das Kind der Sorge“, das sich auf die antike Fabel bezieht und doch deutlich den erziehenden, umsorgenden, zukunftsorientierten Auftrag formuliert.

In seiner „Dialektik des Konkreten“ betont Karel Kosik 1967, daß es sich bei dieser Ausrichtung der „Sorge“, die sich auf Zukünftiges bezieht, keineswegs um ideologische Prozesse handelt. Er schreibt: „Die primäre und elementare Weise, in der die Ökonomie für den Menschen existiert, ist die Sorge ... Sie ist vor allem kein psychischer Zustand, keine negative seelische Verfassung, die durch eine andere, positive abgelöst würde.“ Kosik widerlegt also gerade mit der materiellen Grundlage, die er als unumgänglich betrachtet, den ideologischen Wechsel der Perspektiven. Dadurch wird die „Sorge“ den Menschen nicht einfach passiv übergestülpt, und sie ist auch nicht eine Gegebenheit, die individualisiert begriffen werden kann, um sie dann deutlich von einer positiv gesetzten Seite abheben zu können. Das heißt, das „Verknüpftsein des Individuums in

ein Netz von Beziehungen, die ihm gegenüber als die praktisch-
utilitäre Welt auftreten, ist die Sorge. Deshalb stellen sich ihm
die objektiven Beziehungen nicht etwa in der Betrachtung dar,
sondern in der ‚Praxis‘, als Welt der Besorgungen, Mittel, Ziele,
Projekte, Hindernisse und Erfolge.“ Durch diese gesellschafts-
orientierte Herangehensweise ist der „Mensch als Sorge“
durch das Überschreiten der jeweiligen Situation und seiner
Subjektivität bestimmt. Aber das „Besorgen“ ist nach Kosik
„die Erscheinungsform der abstrakten Arbeit“ und insofern
von „entfremdeter Gestalt“ und eine „Manipulationspraxis“.
Kosik notiert (vor allem in kritischem Bezug auf Heidegger):
„Der faszinierende Erfolg jener Philosophie, die eine Beschrei-
bung der Welt der Sorge und der Besorgungen gab, rührt
daher, daß diese Welt der universale Oberflächenbereich der
Wirklichkeit des 20. Jahrhunderts ist. Diese Welt erscheint
dem Menschen nicht als die von ihm *geschaffene* Wirklichkeit,
sondern als fertige, undurchdringliche Welt, die Manipulation
aber als Engagiertheit und Aktivität. Der Mensch manipuliert
mit dem Telefon, dem Automobil oder einem elektrischen
Schalter als mit etwas Geläufigem und Selbstverständlichem.
Erst ein Defekt zeigt ihm, daß er in einer Welt *funktionierender*
Einrichtungen lebt, die ein System sind, das an sich selbst
und auf sich selbst hinweist.“ Heidegger hat also mit seinem
abstrakten Begriff der Sorge die „moderne kapitalistische Welt“
wirkungsvoll „verhüllt“. Kosik hingegen stellt konkret die Ambi-
valenz der Sorge als ein Auseinanderfallen des Arbeitsbegriffs
in den industrialisierten Gesellschaften des 20. Jahrhunderts
dar, denn die grundlegenden Werkzeuge können noch selbst
repariert werden, während die technologischen Apparate
kaum mehr insgesamt erfaßt werden können, sie fertigen im
Prinzip unüberschaubare plurale Ketten. Letzteres wirkt sich,
das sei hier nur kurz angedeutet, bei der Atom- oder Gentechno-
logie verhängnisvoll aus, ein „Defekt“ zeigt hier nichts mehr
an, weil er alles Funktionieren und Leben zerstören kann. Was
hat das mit der „Sorge“ zu tun? Kosik hält fest: „In der Sorge
ist die *Gebundenheit* des Individuums an die gesellschaftliche
Wirklichkeit ausgedrückt und realisiert, die sich dem sorgen-
den Bewußtsein jedoch als verdinglichte Welt des Manipulie-
rens und Besorgens darstellt.“ In dieser Erscheinungsweise
bekommt das „Besorgen“ unfreiwillig eine ökologisch begren-
zende Dimension. „Für das Besorgen ist die Natur ein Labora-
torium und eine Rohstoffbasis, und die Beziehung des Men-

schen zu ihr ist die des Unterwerfers und Schöpfers zu seinem Material. Diese Beziehung ist aber nur eine der *möglichen* Beziehungen, und ein aus ihr abgeleitetes Bild der Natur erschöpft nicht die Wahrheit der Natur und des Menschen.“ Indem die „Sorge“ lediglich die Zukunft „privilegiert“, ja sogar „fetischisiert“, unterstützt sie ausschließlich die „Unterwerfung“. Sie erhält die Funktion des Entfliehens aus dem gegenwärtigen Alltag, sie wird in ihrer Tätigkeit zur Praxis eines „illusorischen Überwindens“, sie ist ein „Leben im Nichts“.

Thomas Leithäuser hat in seinem Buch „Formen des Alltagsbewußtseins“ diesen zuletzt genannten Ausdruck des „sorgenden Bewußtseins“ als ein „ontologisches Syndrom“ bezeichnet. Damit benennt er das „Pathologische des Normalen, der Gesundheit“. Die „Sorge“ ist daran beteiligt, weil sie einerseits die „Sozial- und Selbsterfahrung“ in wesentlichen Momenten blockiert, einschränkt, auf Grund ihrer positiven Projektionen, andererseits in ihrem Alltagsbewußtsein, in dem sie ihre Klischees wiederholt, sich selbst damit mythologisiert und verklärt, das wäre dann mit dem „Begriff des Narzißmus“ zu erfassen.

„Der Narzißmus der Sorge: Das Geschöpf einer flüchtigen Spiegelung“ heißt ein Abschnitt in Hans Blumenbergs zum Bestseller gewordenen Buch „Die Sorge geht über den Fluß“ von 1987. Blumenberg geht auf die Fabel des Hyginus ein, erwähnt Herder, Heidegger, Goethe und Burdach und deren Bearbeitungen und Auseinandersetzungen und stellt dann inhaltlich fest: „Es ist da etwas nicht in Ordnung im Gang der Fabel, und nicht nur etwas Beiläufiges.“ Nach Blumenberg fehlt das „Kernstück“ der Fabel, nämlich daß die „Sorge“ über den Fluß geht, „damit sie sich in ihm spiegeln kann.“ Warum aber hat der Sorge-Fabel-Dichter dieses „Gefallen an sich selbst“ weggelassen? Vielleicht deshalb, sagt Blumenberg, „weil er das Motiv der Eitelkeit für eine Allegorie der Sorge, die doch nicht allzu schön, sondern grämlich vorgestellt werden muß, nicht mehr brauchen konnte.“ Die „Sorge“ schafft den Menschen nach ihrem Ebenbild. Blumenberg bemerkt, daß das ein wesentlicher Unterschied sei im Vergleich zur Aussage des Saturn, der die Existenz des Menschen der „Sorge“ zuspricht, weil sie ihn „erfunden“ habe, und er vermutet, daß Hyginus diese Veränderung vorgenommen habe, um den „Anteil des Jupiters“ als des „Geistes“ am entstandenen „Gesamtkunstwerk“ hervorzuheben. Möglicherweise, füge ich

hinzu, hat diese Abgrenzung ebenso mit dem Hintergrund des Schiedsrichters selbst zu tun. Der zum Richter bestellte Saturn wird manchmal (etwa in Emblemen) mit einem Holzbein dargestellt, seine Behinderung wird mit einer bevorstehenden Bedrohung oder mit Strafe assoziiert. Saturn selbst ist ein „Sorgenkind“. Sein in der Gegenwart gefälltes Urteil verbindet ihn zumindest rezeptiv und bewußtseinsmäßig mit der „Sorge“. Dieses Abbild der „Sorge“ paßt zur gängigen Ansicht des erhabenen „Geistes“ und des untergeordneten Körpers. Nach diesem Muster manifestiert sich Behinderung körperlich und kann demnach nur „geistig“ überwunden werden, die „Sorge“ springt hier ein. In seiner Interpretation Heideggers begreift Blumenberg die „Sorge“ als ein „gespanntes Verhältnis zur Zeit“. Wenn dieses zusammenbricht (im Schmerz, in der Lust, im Autismus!), dann läßt sich die besondere Paradoxie der „Sorge“ in bezug auf menschliches Verhalten erkennen: „Die Sorge entlastet davon, sich mit sich selbst zu beschäftigen.“ Eine solche implizite Kritik am Altruismus trifft die „Sorge“ im Mark. Das heißt, „daß das Dasein Sorge ist und diese nur um den Preis abwerfen kann, nichts mehr zu sein, um das es sich sorgen könnte.“ Logisch ist deshalb Blumenbergs letzter Satz, den er Heidegger als dessen fiktiven „letzte Worte“ vor dem Tod in den Mund legt: „Kein Grund mehr zur Sorge.“ Das mag stilistisch ein schöner Schluß sein, aber es klingt mir zu versöhnlich. Im übrigen wird die Verwandtschaft von Sorge und Tod erneuert und von den sozialen Problemen abgehoben. Das Gegenteil ist der Fall. Heidegger kam erst recht ins Gerede. Es wurde nachgewiesen, daß er die „Entsorgung der deutschen Vergangenheit“ betrieb und begünstigte, indem er seine nazistische Beteiligung verschwieg und verdrängte. Heideggers totaler Anspruch, unsere Existenz nur als Sorge zu betrachten, läßt sich mit jeder Art Normalität verbinden. Wahrscheinlich steht die prophylaktische Erniedrigung („Wir haben alle unsere Sorgen“, ähnlich wie „Wir sind alle behindert“) in direktem Zusammenhang verdrängter Aggressionen. In der Sorge steckt die Spur von verschleierte Gewalt. Der Erfolg der Sorge (im Vergleich zur latenten Herabsetzung der Normalität) scheint mir in ihrer populären, dienstbaren Doppeldeutigkeit begründet. Ihre scheinbar grenzenlose Neutralität bedroht, ergreift uns, trotzdem wissen wir genau um ihre Überwindung, Umwandlung, um die Möglichkeit des Rückzugs, der Entschuldigung in einen positiven Begriff der

Sorge, den wir zuerst nie meinen, sondern den problembeladenen zur Voraussetzung nehmen, um die „Lösung“ in einem humaneren Licht erscheinen zu lassen. Das Konzept der Sorge beteiligt sich an einer Allmachtsphantasie.

Nach dieser in gewisser Weise zur Reise gehörenden, ausführlichen Schleife in die Tiefe der Fabel und Philosophie kehre ich zur Alltäglichkeit, zu den gebräuchlichen Fragen und Aussagen zurück. Zunächst eine Art Gedicht, dem das Stichwort „Sorge“ des alten Deutschen Wörterbuches der Gebrüder Grimm zugrunde liegt.

Die Sorge in Begleitung – die Begleitung der Sorge

Vorsorge

Die Sorgen dieser Welt – alle Morgen, neue Sorgen

Die Sorge um den guten Ruf – kein Grund zur Sorge

Sorglos und sorgenfrei – unnötige und unnütze Sorgen

Entsorgung

In steten Sorgen leben – das macht einem Sorge

Viel Sorge und Mühe – für Probleme gesorgt

Andere Sorgen – die Versorgung stilllegen

Trag dein Sorg, Angst und Not

Mit tiefer Sorge erfüllt – die, die uns Sorge machen

Sorge macht alt vor der Zeit – der Bub ist meine größte Sorge

Sorgenlast

Sorgenkind

Wir sorgten alle für das edle Kind – jemandem die Sorgen lindern

Besorgt sein – die Sorgen meistern

Denn ich bin arm und elend, der Herr aber sorget für mich

Seelsorger

Sorgenmutter

Fürsorge

Sorgfalt – Wasserversorgung

Sorgsam – medizinische Versorgung

Sorgerecht – elterliche Sorge

Sorge tragen – Altersversorgung

Für den Sorgentilger – mit Prothesen versorgt

gutes Essen macht Sorgen vergessen

Hans ohne Sorgen

Sorgenbann und Leidvertreib

Kleine Kinder, kleine Sorgen, große Kinder, große Sorgen

Der steckt in Sorgen wie der Hund in Flöhen

Für Sorgen sorgt das liebe Leben, und Sorgenbrecher sind die Reben

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen

Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen

Diese Kombination der Sorge, wobei es nur eine formale Unterscheidung ist, ob die Sorge in oder als Begleitung auftritt, diese Sammlung also ist selbstverständlich nicht vollständig. Sie soll einen Eindruck verschaffen über die Ausdrucks- und Einsatzmöglichkeiten der Sorge. Diese kümmert sich selbst nicht darum, ihr ist es recht, überall zu erscheinen, wie die Fabel erzählt, und die Gegenwart in ihren Besitz zu bekommen, um ihr entsprechende Vorgaben zu machen. Das ist der Grund, warum die Sorge häufig in der Mehrzahl figuriert.

Ich will das zusammengestellte „Gedicht“ nicht interpretieren, dennoch kurz die „Strophen“ charakterisieren: die erste ist neutral-ambivalent gehalten, die Sorgen, obwohl erwähnt, glänzen durch Abwesenheit; die zweite ist negativ, macht Angst; die dritte ist problemorientiert-negativ, bezeichnet die Belastung; die vierte wendet sich zum Positiven, bietet Hilfe; die fünfte kann delegierend-positiv genannt werden, die Sorge wird zur Pflege und die sechste und letzte ist humoristisch-ambivalent, die Sorge neigt sich zum Spott.

Nach dieser Gliederung, die sich in der Charakterisierung wie ein Kreis schließen läßt, wird bestätigt, daß über das unscheinbare, allmähliche Auftauchen der Sorge, ihre negativen Manifestationen auch ihre positive Seite bestimmt. Letztere steht unter der Maxime der „Bemühung zur Abwendung des Übels“. Ihre Ausführung wird in einer „Sorgenfibel“, so ein Buchtitel 1988, zusammengefaßt. Oder wie die Gebrüder Grimm mehr als hundert Jahre früher schreiben: „man sieht aus dem begriff des besorgtseins, der angst vor, um etwas entwickelt sich der des mit innerer unruhe verbundenen, auf abwendung von unheil, auf erhaltung, förderung, gewinnung gerichteten strebens, woran sich dann eine allgemeinere anwendung schlieszt.“ Daß sich im Sprichwort diese Allgemeinheit in einer spöttischen Weise Ausdruck verschafft (eben nicht Akzeptanz oder Selbstreflexion fördert, wobei das zu erstrebende Normale, Sorgenlose ja immer unbestimmt bleibt), zeigt ein das Verständnis für oder Einverständnis mit der vorgegebenen negativen Etikettierung an. Das werde ich nun im folgenden an ein paar Beispielen, die sich auf die Begriffe „Sorgenkind“ und „Entsorgung“ konzentrieren, ausführen.

Die gebräuchliche Bedeutung des Wortes „Sorgenkind“ wird vom neuen Wörterbuch wie folgt angegeben: „1. jmd., um den man sich immer Sorgen machen muß; unser Jüngster ist

unser Sorgenkind – 2. Sache, die nicht recht gelingen will; dieses Projekt ist sein Sorgenkind.“ Die Personalisierung hat eine reduzierende Ausrichtung, während die Vergegenständlichung eine eher zukunftsgläubige Tendenz aufweist. Mich interessiert in diesem Zusammenhang die Frage, weshalb es dazu kommt, daß das personalisierte „Sorgenkind“ (der Begriff, nicht der Mensch) dennoch Ansehen genießt, daß es für Werbe- und Spendenzwecke gereicht (das heißt nicht abschreckt)? Eine Rückwirkung des vergegenständlichten Begriffs schließe ich aus. Ich denke, daß es mit der schon einmal kurz erwähnten pädagogischen Dimension oder Umkehrung („Kind der Sorge“ – „Sorgenkind“) des Begriffs zu tun hat.

Ein Exempel: „Eine Lehrerin übernimmt beispielsweise eine neue Klasse; nach kurzer Zeit schon kennt sie ihre ‚Paradeponies‘, und ebenso schnell hat sie ihre Sorgenkinder.“ So schreibt Jürgen Wendeler in seinem Buch „Intelligenztests in Schulen“; das „Sorgenkind“ wird praktisch dem „Wunderkind“ gegenübergestellt, aber wenn ich weiterlese und -zitiere, erhält gerade ersteres eine besondere Aufmerksamkeit. „Mit einer Intelligenzuntersuchung möchte sie (die Lehrerin) möglichst schnell und zuverlässig erkennen, ob der Leistungsausfall auf ein relativ niedriges Intelligenzniveau zurückgeführt werden kann: ob es sich also um ein *Schulversagen* oder um ein generell niedriges Niveau *aller* intellektueller Leistungen handelt.“ Abgesehen davon, daß der Anspruch, eine solche Differenzierung mit den Mitteln der standardisierten Intelligenztests zu rechtfertigen, mit den Jahren mehr und mehr verblaßt ist, fällt auf, daß dem „Sorgenkind“ nebenbei ein Scheitern am System zugestanden wird. Walter Bärsch schreibt daher: „In Zukunft dürften die ‚Problemkinder‘ nicht mehr nur die ‚Sorgenkinder‘ im üblichen Sinne des Wortes in unseren Schulen sein. Die Schule sollte sich im Gegenteil um diese Kinder Sorgen machen und versuchen, ihnen so früh wie möglich und so intensiv wie nötig zu helfen.“ Ohne Schwierigkeiten ist hier die Verlagerung erkennbar, die aus dem problemorientiert-negativen Kriterium ein delegierend-positives fabriziert, und daran werden auch gleich die Begriffe „Sorgenkind“ und „Sorge“ beteiligt. Diese pädagogische „Sorge um den hilfebedürftigen, benachteiligten Menschen“ stellt im wesentlichen eine Übertragung der christlichen Tradition („Der Herr sorgt für uns“) in die säkularisierte Welt dar. Sie ist allerdings keineswegs selbstver-

ständig. Der berühmte Rousseau notiert in seinem grundlegenden Erziehungsbuch 1762 ziemlich zu Beginn: „Wer sich mit einem kränklichen und schwächlichen Zögling belastet, macht sich zum Krankenpfleger statt zum Erzieher. Mit der Sorge für ein unnützes Leben verliert er die Zeit, die der Wertsteigerung dieses Lebens gewidmet war ... Ich mag keinen Zögling, der sich selbst und anderen unnützlich ist, der allein damit beschäftigt ist, sich am Leben zu erhalten, und dessen Leib der Erziehung der Seele schadet. Verschwende ich meine Fürsorge an ihn, so verdopple ich den Verlust, indem ich der Gesellschaft zwei statt nur einen Menschen entziehe.“

Aber „Sorgenkind“ ist ein Wort des 20. Jahrhunderts. Können wir hoffen, daß die inhumane Abschätzung nicht erhalten blieb? Oder ist sie abgesunken ins kollektive Unbewußte und wirkt in verdrängter Form weiter? Der Heilpädagoge Heinrich Hanselmann veröffentlicht 1934 unter dem Titel „Sorgenkind“ eine populäre kurzgefaßte „Heilpädagogik im Überblick“. Obwohl er an keiner Stelle im Text das auffordernd-abschreckende, gut-gemeinte „Sorgenkind“ begrifflich erläutert, wird im Zusammenhang klar, daß es auf die „Anormalen“, besonders die „Schwererziehbaren“ gemünzt ist. Damit geht die pädagogische Intention deutlich in Richtung der Anpassung an die Norm und in Richtung der Verschleierung dieses Anspruchs. So sagt Hanselmann: „Alle Erziehung ist schwer.“ Diese Relativierung (in bezug auf die sogenannten „Schwererziehbaren“) lenkt nur vordergründig ab. Die von der Pädagogik selbst gesetzte Gegenseitigkeit (oder „Partnerschaft“ o. ä.) wird im Begriff des „Sorgenkindes“ preisgegeben, weil das Helfen und die Intervention hervorgehoben werden, die wiederum dazu tendieren, das Leiden zu verdinglichen. So ist das „Sorgenkind“ in der Tat die Fortsetzung der christlichen „Gotteskindschaft“, nur daß der Pädagoge sich an die Stelle Gottes setzt, der einem die Sorgen abnimmt. Das macht der Pädagoge nicht grundlos oder ungern – es geht ihm dabei ums eigene Ansehen. (Blumenbergs Deutung der eitlen Sorge ist gerechtfertigt.)

Eine klare Definition der „Sorgenkinder“ lieferte 1942 die „Wehrmachtpsychologie“: Es sind „diejenigen Soldaten, die vom Truppenarzt oder von der psychiatrischen oder Nervenabteilung als dienstfähig bezeichnet werden, aber nach Ansicht der Truppe doch nur beschränkt verwendbar sind oder für sie eine schwere Belastung darstellen („Sorgenkinder“) ... Es han-

delt sich dabei in der Hauptsache um solche Soldaten, die im Dienst oder in der Gemeinschaft ohne klar erkennbaren Grund auffällig versagen oder stören, insbesondere um Einzelgänger, Asoziale, Eigensinnige, Verkrampfte, Böswillige, Aufsässige, Willensschwache, Haltlose, Weiche, Schwerfällige, Primitive, Drückeberger und ähnliche. Besonders zu beachten sind auch solche Fälle, in denen ein plötzlicher oder schleichender Verfall der Leistung oder der Haltung festgestellt wird.“ Diejenigen Soldaten, die „sich böswillig allen Erziehungsmaßnahmen“ entziehen, werden ins „Konzentrationslager verbracht“, das heißt umgebracht und wie viele jüdische, homosexuelle, behinderte, kranke und alte Menschen, Roma und Sinti für „lebensunwert“ erklärt. Der Begriff „Sorgenkind“ hat also auch im 20. Jahrhundert die Dimension des „Verbrechens gegen die Menschlichkeit“, wie Paul Brieler 1988 im Zusammenhang der beteiligten Psychologen und ihrer entsprechenden Diagnosen im Nationalsozialismus schreibt.

Trotzdem (oder deswegen, zur Kompensation) hat die „Aktion Sorgenkind“ des ZDF großen Erfolg (und auch Hanselmanns Buch erschien 1954 erneut in einer zweiten veränderten Auflage mit demselben Titel). Warum? Wie ist es möglich, daß die Umdeutung so gut funktioniert? Weil sie uns beruhigt? Warum kann die Spieleidenschaft von Normalen in einen humanitären Zweck für Behinderte umgedeutet werden? Ist es die Struktur der Sorge überhaupt, die der Normalität eine solche Selbstimmunisierung gestattet? (Etwa so wie Erving Goffman schreibt polemisch: „Und weil auch Normale ihre Sorgen haben, sollte das stigmatisierte Individuum weder Bitterkeit noch Selbstmitleid fühlen.“) Ist die als gleichwertig suggerierte Beziehung von Behinderung und Sorge durch die Verallgemeinerung verdrängt? Ist die zur gebetenen Spende gegebene Information über „Sorgenkinder“ lediglich ein Lückenfüller? Eine Beschwichtigungsstrategie, aus Anlaß des möglichen Gewinns, wenn man spendet? Zugegeben rhetorische Fragen, weil der Wechsel der allgemein postulierten Sorge-für-alle in eine reduzierte, auf konkrete behinderte Menschen schon die Definitionsmacht lokalisiert, aber sie nicht zulassen darf. Wenn das doch geschieht? „Es wäre dann nicht mehr so einfach zu sagen, ‚ja Spenden sind schon etwas Unschönes, aber irgendwie sind sie ja doch für die Behinderten‘. Gerade das ‚irgendwie‘ wäre zu problematisieren. Mit dieser Wohl-Tat zeigt die Gesellschaft, daß sie abschreckende Beispiele benötigt,

woran sich die Nichtbehinderten aufbauen können, wie gut es ihnen im Vergleich zu Behinderten geht.“

Hierzu ein Beispiel. Vierteljährlich schickt mir die „Ersatzkasse“ ein Magazin mit dem sinnigen Titel „gesund“, obwohl ich doch mit ihr nur über mein Kranksein in Kontakt komme (ausgenommen die monatlichen Überweisungen, aber die erledigt die Bank). In einem dieser Hefte heißt es nun unter dem Titel „Wer braucht eigentlich genetische Beratung?“ im Zusammenhang vorgeburtlicher Schwangerschaftsuntersuchungen unter anderem: „Nur in knapp drei Prozent der Fälle mußte dabei den besorgten Eltern ein Krankheitsbefund (meist der Verdacht auf ein Down-Syndrom, auch ‚Mongolismus‘ genannt) mitgeteilt werden. Noch besser wäre es, wenn die genetische Beratung bereits vor der Planung einer Schwangerschaft stattfinden würde, stellen die Vorsorge-Experten der Aktion Sorgenkind fest.“ Diese Art der Argumentation nennt die Zeitschrift „zusammen“ in Heft 2 von 1987, beziehungsweise Christa Roebke „Die Sorge mit der Vorsorge“: Dieses „Entdecken von Defekten eines Kindes schon vor der Geburt“ wird zurecht kritisiert, „weil sich dadurch unweigerlich die Frage stellt, welches Leben ‚wert‘ ist, geboren zu werden und welches nicht.“ Die Verdoppelung der Sorge – im Muster positiv-negativ, problemorientiert-delegierend oder umgekehrt – wird aber auch von den genannten „Beratungsstellen“ selbst verwendet. So heißt es hier: „In den allermeisten Fällen kann bereits durch diese fachliche Beratung an einem Institut für Humangenetik die Sorge um die Geburt eines behinderten Kindes ausgeräumt werden. Wenn jedoch ein begründetes Risiko besteht, ein behindertes Kind zu zeugen, müssen Sie sich fragen, ob Sie für das Leben eines behinderten Kindes Verantwortung und Sorge tragen wollen und können.“ Das eine Mal ist die Sorge also mit der Kritik an unreflektierten Vorsorgepraktiken verknüpft, das andere Mal wird sie mit der Verantwortung fürs gezeugte Leben in Verbindung gebracht. Diese universale Einsatzmöglichkeit ist gewissermaßen ihre Ästhetik. Man nimmt sie wahr in ihrem Entfernen – auch dies bewußt im doppelten Sinn gedacht: Wer Sorgen hat, soll trotzdem nicht auffallen, sich entfernen oder zurückziehen; wenn er dies nicht schafft, werden ihm die Sorgen aus der Entfernung diagnostiziert und wegtherapiert.

Ich füge zur humoristisch-ambivalenten Perspektive noch folgende Meldung ein. „Schlechte Nachrichten von den Sorgen-

kindern des bundesdeutschen Sports: vor dem Leichtathletik-Auftakt am Freitag ist Harald Schmid laut Sportdirektor Horst Blattgerste ‚eindeutig nicht in Form‘, Dietmar Mögenburg drei Wochen nach dem Patellasehnenabriß am Knie kaum fit für weiteres Gold, die heimliche Hammerwurf-Hoffnung Heinz Weis nach den Worten von Bundestrainer Karl-Heinz Leverkus nicht auf 82-m-Niveau. Und nun bereitet auch noch Sigggi Wentz Sorgen...“ Die scheinbare Harmlosigkeit dieser Nachricht gereicht zugleich zur Überleitung zur zweiten Serie von Beispielen – zum Begriff der „Entsorgung“, von dem in Lexika noch keine Definition zu finden ist.

In einem Artikel in der Zeitschrift „natur“ 1988 befaßt sich Thea Bauriedl mit dem Widerspruch, daß zwar nach Meinungsumfragen eine Mehrheit um die Gefährlichkeit der Atomkraft wisse, aber ein Ausstieg und ein konsequentes Umdenken hin auf andere Energieformen nicht stattfindet. „Für Atomkraftgegner ist es oft nur schwer zu verstehen, weshalb ‚die anderen‘ denn nicht auch Angst haben, wo sie doch von den Gefahren dieser Technik selbst mitbetroffen sind und diese Gefahren zum Teil noch viel besser kennen müßten als die meisten Gegner der Atomkraft. Weshalb suchen diese Wissenschaftler und Techniker nicht selbst nach Alternativen zu dieser gefährlichen Art der Energieversorgung? Was macht sie so blind für den Ausweg aus der Gefahr? Ich verstehe diese tatsächliche oder vorgegebene Blindheit für die Gefahr als einen Ausdruck von Existenzangst: Soweit psychisch die eigene Existenz mit dem Besitz von Macht gleichgesetzt wird, wird der Verlust von Macht oder auch der Verzicht auf Macht als existenzbedrohend erlebt.“ Auch wenn Bauriedls Analyse zutrifft, die von einem „gespaltenen Bewußtsein“ spricht, die der Verdrängung von Alternativen zugrundeliegt, ist die Metapher der „Blindheit“ nicht zufällig. Sie korrespondiert zugleich mit der Ohnmacht wie mit der Überheblichkeit und faßt also divergierende Vorwürfe und Vorurteile zusammen. Daß das mächtige „gespaltene Bewußtsein“ so funktioniert wie Bauriedl sagt, scheint mir unbestreitbar, aber dies hat nicht mit behindertenspezifischen, sondern eben mit einer normalen, normalisierenden Beruhigungs- und Überzeugungsmanier zu tun, die nicht kenntlich gemacht werden soll. Und darin läßt sich der Wechsel von delegierend-positiven zum neutral-ambivalenten System, der Versorgung zur Entsorgung, von der Erhaltung zur Absenz wie es der Sorge-Kreislauf aufnimmt, lokalisieren.

Bauriedl notiert zu Recht: „Mit großem propagandistischen Aufwand wird behauptet, daß eine Wiederaufarbeitungsanlage ‚zur Schließung des Brennstoffkreislaufs‘ nötig sei, und wer wollte denn einen Kreislauf ‚offen‘ lassen? Oder die Wiederaufarbeitung wird als ‚Kernstück der Entsorgung‘ deklariert. Wer wollte gegen ‚Entsorgung‘ sein, wer wollte die ‚Defäkation‘ (Stuhlentleerung) behindern und so einen gefährlichen Stau der ‚Abfälle‘ hervorrufen, noch dazu, wo doch ‚Entsorgung‘ so ähnlich klingt, als handle es sich dabei um eine endgültige Entledigung von allen Sorgen?“

Dabei ist jederzeit ungewollt (?) ein Umkippen des neutral-ambivalenten Kriteriums in ein humoristisch-ambivalent wirkendes möglich, wie in der schlagwortartigen Zeitungsüberschrift „Kommunen haben Sorgen mit Entsorgung von Klärschlamm“, was ernsthaft heißt, daß der bisher zu Düngung verwendete Klärschlamm „hochgiftige Dioxine enthalte“ und deshalb anders „entsorgt“ werden müsse.

Im Bereich der macht- und besitzgierigen Welt (und insofern ganz wesensgemäß der alten Sorge) und im Bereich gewisser naturwissenschaftlich sich perpetuierender Positionen bedeutet „Entsorgung“ gewissermaßen eine Selbstauflösung der Sorge – so weit treibt sie ihren Altruismus also! Im Bereich der sogenannten geistigen Sphäre ist der Begriff „Entsorgung“ hingegen in kritischem, sich negativ auswirkenden Sinn bekannt geworden. Er wurde gegen reaktionäre Geschichtspositionen gewendet, insbesondere im sogenannten deutschen Historikerstreit, der die Einzigartigkeit oder Vergleichbarkeit des Nazismus zum Thema hat. Bei Jürgen Habermas, der den Begriff populär machte, bezeichnet „Entsorgung der Vergangenheit“ zugleich die Forderung „Keine Normalisierung der Vergangenheit“. Dabei denkt er an Vorstellungen wie die eines gewissen Historikers Hillgruber, der beispielsweise „einen scharfen Schnitt (legt) zwischen die Euthanasieaktion, der schon 100 000 Geistesranke zum Opfer fielen, und die Judenvernichtung selbst. Vor dem Hintergrund einer sozialdarwinistischen Humangenetik habe die Tötung ‚lebensunwerten Lebens‘ in der Bevölkerung weithin Zustimmung gefunden.“ Die diskriminierende Abwägung der Opfer lenkt von der Schuld und Mit-Täterschaft der Normalität ab. Die „mißbrauchten Vergleiche“ (nach Hans-Ulrich Wehler) und die Relativierung der „Einmaligkeit“ des nazistischen Terrors sorgen für die Entlastung. Die im wesentlichen „nationalapologeti-

sche Entsorgung der deutschen Vergangenheit“ verknüpft sich mit dem Entfernen von belastenden Problemen.

Ich weiß nicht recht, ob die kritisch gedachte „Entsorgung“ standhält; läßt die Sorge nicht auch das hier zugewiesene Thema für sich selber gelten? Übernimmt sie nicht wiederum eine doppelte Strategie, die ihrer Gegner hinzu? Was positiv „Für-Entlastung-sorgen“ heißt, bedeutet negativ „Entsorgung der deutschen Vergangenheit“. Indem sie einmal Gewalt verschleiern („vergleicht“), ein andermal sie beschränkt, läßt sie sie verschwinden. Die Attacke gegen den Altruismus läuft ins Leere. Als letztes Exempel scheint mir deshalb, für einen solchen unterdrückten, verwischten Sorge-Zusammenhang, die offizielle Umwandlung der „elterlichen Gewalt“ in „elterliche Sorge“ besonders bezeichnend. Allerdings zeigt dieser Austausch der Begriffe eine Entwicklung an; eine offene Unterdrückung ist nicht akzeptabel, insofern enthält die „Sorge“ durchaus die Möglichkeit der Reflexion.

Doch noch ist die Sorge die Protagonistin der Normalität, deren Macht sie verschleiern und zugleich zum mißverständlichen Ausdruck verhilft. Wenn die akzeptierte oder verleugnete Gefahr als „Todesreflex der Normalität“ bezeichnet werden kann, wie dies Ulrich Beck vorschlägt, dann ist die Sorge ihr „Überlebensreflex“. Insofern ist die Sorge „erpreßte Versöhnung“, ein Begriff der über Habermas/Adorno auf Kierkegaard zurückgeht; letzterer Philosoph verbindet ihn mit Reue, Sünde, Schuld und Angst.

In der Zeitschrift „Ästhetik und Kommunikation“ Nr. 70/71, 1988, schreibt Verena Flick im Zusammenhang mit den kürzlich vollständig veröffentlichten Tagebüchern von Joseph Goebbels, daß „die Kultur der achtziger Jahre (bewirkte), daß die Menschen zu ihren Ängsten und Träumen die gleiche Beziehung entwickelten wie Goebbels zu seinem Klumpfuß.“ Und sie versteigt sich zu der fatalen Frage: „Wie können die menschlichen Energien freigesetzt werden, um dies zu ändern, wenn im Unbewußten die Sorge um das Überleben der Menschheit wie ein lästiger Klumpfuß empfunden wird?“

Wenn wir uns mit der Sorge versöhnen, wie in den Begriffen „Sorgenkind“ oder „Entsorgung“, die eine weite Akzeptanz andeuten, dann bevorzugen wir damit unreflektiert die nicht ausgeführten Maßstäbe der Normalität. So ist die Sorge potentiell ein abwertender Gradmesser, um zu erproben, was an Nor-

malisierung, das heißt Zwangsintegration möglich ist. Die Umwandlung des Negativen ins Positive, oder besser, die stetige Rückzugsmöglichkeit aufs Negative beim Postulat des Positiven macht die Popularität der Sorge aus. Die Sorge produziert sich selbst im anderen, das ist das Verschwinden ihrer eigenen Identität und die Bezweiflung deren, in dessen Haut sie erscheint.

In einem Nachtrag beziehe ich mich noch auf die merkwürdig klingende „Selbstsorge“. Was heißt „Sorge um sich“ (so nannte Michel Foucault seinen dritten Band der „Sexualität und Wahrheit“)? Nach Foucault ist sie eine „Kunst der Existenz“ – „ein ganz altes Thema in der griechischen Kultur.“ Die „Sorge um sich“ sei nicht etwa nur eine asketische oder gar isolierende Praxis, sondern sie ist eine „Intensivierung der gesellschaftlichen Beziehungen“ oder der „Anteil, den man an der Sorge nimmt, die die anderen um sich selbst haben sollen.“ Dazu gehört besonders die „Besorgnis“ oder die „Sorgfalt, die man auf das Existierende und das, was existieren könnte, verwendet“, wie Foucault 1980 in einem Interview sagte. Die „Sorge um sich“ bedeutet danach weniger eine Selbstdisziplinierung als eine durch „richtige“ Identität erzeugte „Aufwertung des andern“. Die antike „Selbstsorge“ ist der christlichen Tradition des „Verzichts auf sich selbst“ zugunsten anderer entgegengesetzt. Die „Selbstsorge“ baut auf „Selbsterkenntnis“ beziehungsweise ist deren Konsequenz. Foucault sagt: „Wenn man sich richtig um sich kümmert, also ontologisch weiß, was man ist, wenn man auch weiß, wozu man in der Lage ist, wenn man weiß, was es für sich selbst bedeutet, Bürger in einer Polis, Hausherr in einem Oikos zu sein, wenn man weiß, was zu erhoffen ratsam ist und welche Dinge man im Gegenteil als für sich vollkommen indifferent betrachten muß, wenn man schließlich weiß, daß man keine Angst vor dem Tod zu haben braucht, dann kann man in einem solchen Moment seine Macht über andere nicht mißbrauchen.“ Doch ein versöhnlicher Schluß? Subjektiv, auf einer neuen Reise, vielleicht...

Krüppelrückblick

Jahrelang setzte ich mich als Krüppel für die Emanzipation von uns Behinderten ein. Selbstbewußt wollten wir uns eine

eigene Krüppelidentität erarbeiten. Grob vereinfacht ausgedrückt, so ähnlich wie die Frauenbewegung wollten wir anerkannt werden. Hier lag bereits ein grundlegender Bewußtseinsfehler vor. Denn die Gesellschaft braucht die Frau, unabhängig von ihrem Reifungsgrad. Trotz kultureller fraulicher Existenzängste, die die Gefährdung der fraulichen Fortpflanzungsmacht durch die Genforschung betreffen, wage ich zu behaupten, daß der normale Zukunftsmann, chauvihaft borniert, sein Zärtlichkeitsbedürfnis mit einer echten Frau lieber teilt als mit einer Versandhauspuppe.

Doch braucht die Gesellschaft Krüppel?

Noch erträgt sie uns, jedoch nicht ganz uneigennützig. Denn auf unserem Rücken kann der Gesundnormale sein Wohltätigkeitsbedürfnis austoben. Trotzdem entbehrt unsere Rolle als Objekt der Mitmenschlichkeit jeglicher Notwendigkeit. Und sie ist je nach aktuellem Zeitgeist austauschbar mit anderen sozialen Minderheiten.

Was spräche gegen eine „Aktion Sorgenopa“, wo dann von zäher Menschlichkeit beseelte Mitbürger für unsere Senioren Bierfässer rollen? Auch bei der zunehmenden Ausländerfeindlichkeit kann ich mir gut vorstellen, daß kritische, liberale Künstler, zusammengefaßt unter dem anmaßenden Sammelbegriff „kritische Intelligenz“, ihre antirassistische und antifaschistische Gesinnung dadurch unter Beweis stellen, indem sie für unsere ausländischen Mitbürger, von Konstantin Wecker an der Orgel begleitet, meterweise Wurst um die Wette fressen. Der Reinerlös solch kritischer Völlerei käme dann den armen Asylanten zugute. Die Asylanten als Objekte kritischer Menschlichkeit sollten sich dabei, wenn es geht, noch für die Selbstdarstellungssolidarität bedanken, denn die Grenzen zwischen Gönner und Opfer sollten auf keinen Fall verwischt werden.

Das öffentliche Zurschaustellen von sogenannter Menschlichkeit ist mittlerweile, trotz inhaltlicher Unterschiede, zum gesamtgesellschaftlichen Ausgrenzungskult geworden. Was müssen wir Krüppel daraus lernen?

Ich denke, daß wir zur Durchführung von Wohltätigkeitsorgen zwar noch benutzt werden, aber schon lange nicht mehr nötig sind. Eine schmerzhaftes Erkenntnis – auch für diejenigen Behinderten, die sonst dekorativ jegliches Mitleid ablehnen. Warum?

Trotz unseres öffentlich bekundeten Mitleidsekels logen wir uns stillschweigend gerade als Mitmenschlichkeitsobjekte eine von uns zwar verachtete, dennoch gesellschaftliche Notwendigkeit vor. Die bittere Realität wurde von uns Krüppeln konsequent emanzipatorisch verdrängt. Gelegentliche Anerkennungs-gesten Nichtbehinderter waren bei unserer Realitätsverleugnung äußerst hilfreich. Allzu gern ignorierten wir, daß beim Umgang mit behinderten Menschen fast immer Bewund-erung und Verachtung untrennbar miteinander verbunden sind. Eines der jüngsten, wohl bekanntesten Beispiele ist die Genieberichterstattung über den britischen Astrophysiker Stephen W. Hawking. In fast allen bewundernswerten Artikeln mußte jeweils zuerst dessen von der Norm abweichender Körper diffamiert werden. So empfand man seinen Körper wie ein „Kleiderbündel“, das rein zufällig menschliche Form annehme. Erst die vorweggenommene Entmenschlichung brachte das Genie so richtig zur Geltung. Die Frage, um was für Lebewesen es sich bei denjenigen Behinderten handelt, die keine Genies sind, ließ die liberale Sensationspresse offen. Warum auch sollte sie beantwortet werden, wurde doch gleich-zeitig mit äußerster Konsequenz die Propaganda vom „lebens-unwerten“ Leben wiederaufgelegt.

So wie manche Epochen feierlich zum Abschluß gebracht werden, mußte auch die Menschenwürde von Behinderten im Internationalen Jahr der Behinderten 1981 kräftig niedergefeiert werden. Schwache Selbstvertretungsansätze von Krüppeln wurden durch eine staatlich organisierte Menschlichkeits-dampfwalze an die Wand gedrückt, trotz unserer damaligen medienwirksamen Proteste. Gerade die geringe, ein wenig auf-müßig sich selbstbewußt gebende Zahl von Krüppeln schien besonders zur Darstellung gelungener Rehabilitation geeignet. Scheinbar selbstbewußt nannten wir uns ja nicht mehr Behin-derte, sondern, einen negativen Namen ins Positive umdeu-tend, Krüppel. Freche Selbstbestimmung statt erdrückende Dankbarkeit, hieß unser Ansatz. So empfand der Geschäftsfüh-rer des Internationalen Jahres der Behinderten unsere Büh-nenbesetzung bei der Eröffnungsfeier kurz danach schon gar nicht mehr als Störung, sondern eher als Bereicherung des Programms.

Obwohl wir gegen die deutsche Rehabilitationspolitik vor-gingen, dienten wir ihr als Aushängeschild. Die Frage, worin unser Vergehen lag und weshalb wir uns rehabilitieren sollten,

spielte bei uns Emanzipationswütigen nur eine geringfügige Rolle. Schließlich hatten uns ja die Medien, allen voran die linke Öffentlichkeit, schon eine breite Krüppelbewegung spendiert. Das war schwer auszuschlagen! Viel schwerer als wie so manches Kneipenbier, das wir gerissen mit dem Slogan „Mitleid – nein danke“ ablehnten.

Endlich glaubten wir, das in den meisten Lebensbiografien ungestillte Anerkennungsbedürfnis befriedigen zu können. Gerade bei Menschen, die in ihrem bisherigen Leben größtenteils Verachtung ausgesetzt waren, besteht die Gefahr, daß bei winzigen Anerkennungsgesten menschliches Respektbedürfnis zur realitätsignorierenden Anerkennungssucht verkommt. Durch diese Anerkennungssucht setzten wir uns vor allem gegenüber den Kritischen unter einen enormen Leistungsdruck. Schließlich wurden wir ja nicht als Behinderte akzeptiert, sondern als echt radikale Krüppel. Wir feierten so unsere Emanzipation wie die Anerkennungsfeierlichkeiten.

Die alternative „tageszeitung“ schrieb freudig erregt zu einer Anti-AKW-Demo „Brokdorf und das Jahr der Behinderten, was kann es Schöneres geben als Behinderte mit dabei“. Auch wir freuten uns. Bis hin zum Bewußtseinssuff befriedigten wir nichtbehinderte Vorstellungen vom normalen radikalen Behinderten. Bis zur penetranten Peinlichkeit erklärten wir zum wiederholten Male unsere ablehnende Haltung gegenüber dem Mitleid und damit auch unsere Verachtung gegenüber der vom ZDF organisierten „Aktion Sorgenkind“. Doch daß der dafür beim ZDF verantwortliche Gesundheitsterrorist Gerd Mohl schon damals Frühuntersuchungen zum Zwecke der vorgeburtlichen Aussonderung propagierte, ignorierten wir. Die Bedrohung unseres nie geklärten Existenzrechtes paßte nicht in Krüppels Bewußtseinmärchen. Statt dessen biederten wir uns originell an. Rückmeldungen von unseren liberalen und linken Partnern erfolgten prompt. So mancher vorurteilsfreie Schreiber ging zumindest rhetorisch an die Grenze des bildlich Faßbaren. Und bei manchen drängte sich der Verdacht auf, als seien sie fast neidisch, nicht als behindert, sondern als normal zu gelten. Dem damaligen nichtbehinderten Behindertenexperten des Berliner Rotbuch-Verlages schießt nach dem in Dortmund Ende 1981 stattgefundenen „Krüppeltribunal“ auf der Heimfahrt nach Berlin eine richtige Bewußtseinsnovelle durch den Kopf, die wenig später wieder in der alternativen „tageszeitung“ veröffentlicht wird. Der kriti-

sche Romantiker empfindet dabei Behinderte wie folgt: „Das Gemeindezentrum ist ausgelastet bis an seine Grenzen: Die einen surren in Elektrorollstühlen majestätisch durch die Gänge; andere bewegen sich fast tänzelnd mit den handgetriebenen Modellen. Peter Tülmann, ein Gehörlosen-Dolmetscher, wird gesucht und nicht gefunden; aus den ‚Contergan-Kindern‘ sind längst Männer und Frauen geworden, Udo aus Hamburg kommt mir mit ausfahrenden halsbrecherischen Bewegungen aus der Kellertoilette für ‚Fußvolk‘ entgegen.“ Bei solch rührender Beschreibung von uns liegt es auf der Hand, daß schon damals inhaltliche Argumente bei unseren Aktionen keine wesentliche Rolle mehr spielten. Aus der Sicht der Normalen sollten wir halt drollige Lebensfreude vermitteln. Die Folge davon war, daß wir selbst tragikomische Situationen schufen.

Das Problem des „Krüppeltribunals“ beispielsweise bestand darin, einerseits die Verachtung, Unterdrückung und Diskriminierung und das Einhergehen von damit verbundenen Leiden öffentlich anzuklagen und anzuprangern, andererseits die uns zugestandene öffentliche Leidensnorm zu durchbrechen. Ein schwer zu lösender Widerspruch, der zu gespenstischen Szenen führte. So erzählte eine Frau, sie werde demnächst entmündigt und es sei geplant, ihr das Kind wegzunehmen. Als die Frau mit ihrer Schilderung fertig war, herrschte nicht Entsetzen im Saal, lang anhaltender Beifall war die Folge. Ein Verhalten, welches nur durch die Anpassung an die Nichtbehinderten logisch erklärbar war. Um angesichts der geballten Anklagen nicht in die Ecke des Leidenden gedrückt zu werden, flüchteten sich die meisten in diese Form der seltsamen Fröhlichkeit.

So schafften wir es, von den Nichtbehinderten anerkannt zu werden, ohne auch nur im geringsten die sein zu dürfen, welche wir waren. Unsere Existenz hatten wir verkauft und unsere Beweggründe interessierten ja die nichtbehinderte Öffentlichkeit nicht im geringsten.

Die positive und sensationelle Darstellung von Behinderten stand eindeutig im Vordergrund. Als ich im Jahr der Behinderten den damaligen Bundespräsidenten Karl Carstens mit meinen Krücken streichelte, um die Rechtlosigkeit auf Strafe von Behinderten in diesem Internationalen Jahr zu demonstrieren, kümmerte sich keiner um meine schriftlich verfaßte Argumentation. Meine Aktion wurde lediglich nach sportlichen

David- und Goliath-Normalitätskriterien bewertet. Unausgesprochenes Motto dabei: Ist es nicht witzig, daß ausgerechnet ein Behinderter einen deutschen Herrenpräsidenten mit der Krücke schlägt? Die Attraktivität meiner Attacke hätte damals eigentlich nur noch ein Muskelschwundler überbieten können, indem er den amtierenden Schwergewichtsboxweltmeister K.O. geschlagen hätte. Ja, auf eine diffuse Art wurde ich damals anerkannt, schließlich hatte ich durch meine Tat für alternativen Lustgewinn gesorgt.

Wie jedes Jahr zu Ende geht, ging auch das Jahr der Behinderten zu Ende. Dank unseres Illusionspotentials, eines der glücklichsten Jahre für Behinderte überhaupt. Unabhängig davon, ob sie nun dieses Jahr ablehnten oder nicht. Völlig entsetzt mußten dann aber hauptsächlich die verkrüppelten Gegner des Behindertenjahres feststellen, daß die breite Öffentlichkeit keinen gesteigerten Wert auf Krüppelberichterstattungen legte. Das von uns bekämpfte Jahr war ja schließlich vorbei. Somit entfiel jegliches Interesse an einer kämpferischen Berichterstattung über besonders aufmüpfige Elendsrebelln und ihre Aktionen. Es war nur ein geringer Trost für uns, daß auch mitleidsorientierte Behindertenberichte urplötzlich aus den Medien verschwanden. Wir kämpferischen Krüppel waren auf Anerkennungszug. Unser dekorativer Kampfgeist interessierte keinen mehr, nicht nur deshalb, weil die Öffentlichkeit durch die inflationäre Berichterstattung über Behinderte im Jahr 1981 uns über hatte. Verzweifelt versuchten wir individuell und in Gruppen das mangelnde Interesse an unserer Emanzipation einzuklagen. Isolation, das „Wesen der Behinderung“, und Emanzipation begannen sich zu gleichen. Selbst der Versuch, unseren kritischen Partnern ein schlechtes Gewissen einzureden war zum Scheitern verurteilt, hatten sie doch ein ganzes Jahr aufopferungsvoll ihre Vorurteilsfreiheit vordergründig, verkrampft und solidarisch unter Beweis gestellt.

Die Folge für uns kämpferische Krüppel war zerstörerisch. Es fiel uns schwer, damit zu leben, daß es sich bei uns um einen kleinen isolierten Haufen handelte. Das Schlimmste für die zarten Ansätze der Krüppelbewegung, die durch die Medien allein breit geschwätzt wurde, war jedoch die Konkurrenz. Der Anerkennungskuchen im Jahr der Behinderten war zu groß. Es war uns unmöglich, mit geringeren Dosen, mit Kuchenkrümeln umzugehen. So schlugen wir uns kämpfe-

risch gegenseitig die Köpfe ein, wer zum Beispiel bei gelegentlich noch stattfindenden sozialen Veranstaltungen mit nostalgischem Einschlag das traurige Spiel des emanzipierten Krüppels abziehen dürfe. Andere zogen sich in ihren privaten nicht-behinderten Freundeskreis zurück, verkauften sich dort originell als Superkrüppel, vermieden bewußt jeden Kontakt zu anderen Krüppeln, um wenigstens im individuellen Freundeskreis sich als einzigartiger Exotischer behaupten zu können. Sicherlich alles verständlich, denn öffentlich wurde nun das Überleben der Menschheit in Frieden und gesunder Umwelt diskutiert, und da eigneten sich Krüppel auch vordergründig nicht mehr als sogenannte Mitmenschen oder Menschen wie Du und ich. Viel eher als Abschreckungsmodelle wie etwa in Form von plakativer Darstellung von Kriegsbehinderten oder als entsetzlich entstellte Behinderte, durch Umweltgifte anormalisiert. Obwohl noch immer keiner der Normalen als normal gelten wollte, fühlten sie sich nun durch unsere Existenz in ihrer Normalität bedroht. Die Nachrüstungsdebatte schaffte Lebensängste, vor allem im linksliberalen Spektrum. Diejenigen Leute, die früher in dem Selbstverständnis als normal zu gelten sich gönnerhaft mit Philosophenmine zu Behinderten degradierten, veränderten sich. Berechtigte Lebenssorgen ließen realitätsvertuschende Aussagen wie etwa „Wer ist denn schon normal, eigentlich sind wir ja alle behindert“ nicht mehr zu. Der Normalismus vom gesunden Geist, gesunden Körper sowie der gesunden Seele schienen nun bedroht. Vordergründige Solidarität mit Behinderten war deshalb weder möglich noch nötig. Zu groß war die Angst, so zu werden wie wir, gegen die Mann und Frau ja schon früher scheinbar nichts hatte.

Logisch, daß bei solchermaßen schlagartigen scheinbaren Veränderungen der Bewertungen von behindertem Leben bei vielen Krüppeln alte Ausgrenzungsängste berechtigterweise wieder hochkamen. Diese Ängste führten dazu, daß Krüppel sich wieder, zwar individuell geschickter und raffinierter, den Nichtbehinderten bedingungslos anbiederten. Unausgesprochenes Motto: „Der Nichtbehinderte ist alles, der Krüppel ist nichts!“ Die offene Prostitution im meist kritischen Bekanntenkreis schien für viele die einzige Möglichkeit mit dem plötzlichen, sie bedrohenden neuen Klima fertig zu werden. Das Tragische an dieser individuellen Verkaufserie der bewußten Krüppel war, daß sie sich nicht selten als Alibi für ihre eigene Ausgrenzung, häufig sogar von ihren eigenen kritischen nichtbe-

hinderten Freunden, benutzen lassen mußten. Wenn zum Beispiel so manche umweltbewußte Flegel oder Friedensbewußte mit Parolen wie „Behinderung ist schlimmer als der Strahlentod“ umgingen, so trennten sie scheinbar immer fein säuberlich die Würde des Behinderten, den sie ja individuell kannten und mit dem sie natürlich vorurteilsfrei kontaktierten, von der allgemeinen unwürdigen Masse der Behinderten.

Die Masse der Friedfertigen machte sich sehr schnell, ihr mieses Bewußtsein endlagernd, einen argumentativen Taschenspielertrick zu eigen, der wie folgt abläuft: Wurde er auf die allgemeinen, die Würde der Behinderten erniedrigenden Aussagen angesprochen, so wies er dies meist weit von sich. Zum Beweis seiner Unschuld berief er sich dann auf einen Behinderten in seinem Bekanntenkreis, seiner WG oder seiner Alternativkneipe. Wie bei den kritischen Linken und Umweltbewußten üblich, kennen sie ihrer Norm entsprechend natürlich nur die Wertvollsten der Elendigsten. In der Regel Bewundernswerte mit enormem Lebensmut. So kennt der eine einen wunderbaren intellektuellen Spastiker. Der andere eine behinderte Frau, mit der sich gut in Szenenkneipen durchsumpfen läßt und die immer einen geilen Spruch losläßt und sogar noch Wert auf ihr Äußeres legt. Eine Frauenbewegte kennt eine behinderte Hexe, mit der sie einmal in der Woche beim Frauentreff auf einem Besen davonreitet.

Kurz und bündig, früher erklärten uns fast alle Nichtbehinderte, eigentlich sind wir ja alle behindert. Jetzt haben sie noch alle ihren Behinderten! Ich wage zu bezweifeln, daß diese Entwicklung auf die Zunahme von Umweltschäden zurückzuführen ist.

Die provokante These des Buches lautet: In demselben Maße, in dem das ökologische Bewußtsein der Bevölkerung zunahm, stieg auch deren Verachtung gegenüber Behinderten. Die Ökologiebewegung hat Behindertenfeindlichkeit zwar nicht erfunden, aber dazu beigetragen.

Die Autoren wenden sich dagegen, daß Behinderte in der Auseinandersetzung um Atomenergie und Gentechnologie mißbraucht werden, und wehren sich gegen deren Rolle als "abschreckendes Beispiel". Einen konstruktiven Streit über den Gesundheits- und Schönheits-Fetischismus unserer Zeit, die Idealisierung der "Natur" und die Allmächtsphantasie der "Normalität" halten sie für dringend erforderlich.

Aus dem Inhalt:

- Das Katastrophen-Kapitel
- Das Aufklärungs-Kapitel
- Das Sprach-Kapitel
- Das Natürlichkeits-Kapitel
- Das soziale Kapitel
- Das versöhnende Kapitel